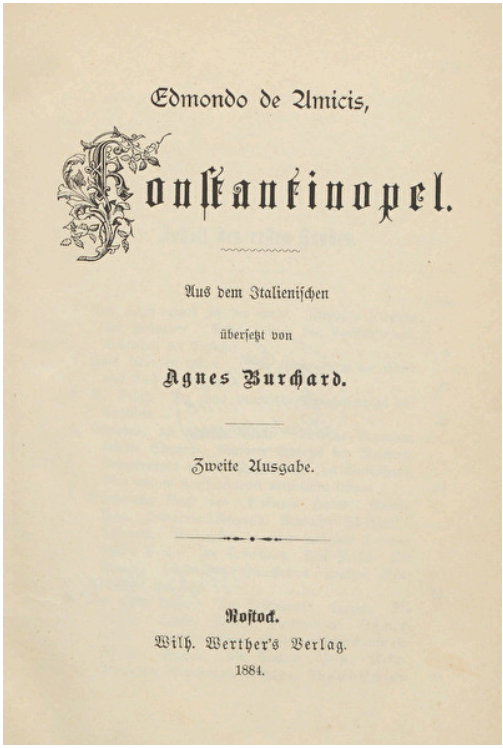
Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de


Edmondo de Amicis,

Konstantinopel.

Aus dem Italienischen

übersetzt von

Agnes Burchard.

Zweite Ausgabe.

Rostock.
Wilh. Werther's Verlag.
1884.

De Amicis, Edmondo ; Wilh. Werther's Verlag, Rostock

Edmondo de Amicis, Konstantinopel : Aus dem Italienischen übersetzt

Zweite Ausgabe , Rostock : Wilh. Werther's Verlag , 1884

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1696815568

Monographie Open Access

Edmondo de Amicis,

Konstantinopel.

Aus dem Italienischen

übersetzt von

Agnes Burchard.

Zweite Ausgabe.

Rostock.
Wilh. Werther's Verlag.
1884.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

1916/7. VA 163

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

1. Das Schiff nähert sich der Stadt. Freudige Erregung der Passagiere. Nebel. Lage von Konstantinopel. Schönheit der Einfahrt 1
2. Fünf Stunden später. Erster Gang durch die Stadt und Eindrücke desselben 23
3. Die Brücke. Die bunt wechselnde Menschenmenge auf derselben 29
4. Stambul, die türkische Stadt. Einsame Gegenden, belebte Straßen. Aeußerer Eindruck der Moscheen. Erinnerungen an das alte Byzanz. Im Wirthshaus. Was wir in Konstantinopel vornehmen können . . . 41
5. Wanderung längs des „Goldenen Horns“: Galata. Pera. Das große Todtenfeld. Pancaldi. St. Dimitri. Tatavola. Mittagessen in einer türkischen Taverne. Kassim Pascha. Im Caffeehaus. Piali-Pascha. Der Muezzin Ok-Meidan. Piri-Pascha. Haskjöi. Südlüdsche. Im Kaik 61
6. Der große Bazar. Der Fischmarkt. Taback. Die Mäkler. Stoffe. Pfeifen. Parfümerien. Schmucksachen. Fränkische Läden. Muselmännische Kaufleute. Schuhe. Waffen. Alte Sachen. Pelze. Messer. Abgelegene Abtheilungen im Bazar. Merkwürdigkeiten. 89

Seite

7. Allerlei aus Konstantinopel: Das Licht. Die Vögel. Erinnerungen. Aehnlichkeiten. Kleidung. Das Konstantinopel der Zukunft. Die Hunde. Die Eunuchen. Das Heer. Der Müssiggang. Die Nacht. Leben in Konstantinopel. Die Italiener. Theater. Küche. Mohammed. Der Ramasan. Das frühere Konstantinopel. Armenier. Griechen. Hebräer. Das Bad. Der Seraskierthurm. Wonne des Daseins. 119

8. Die Sofien-Moschee. Auf dem Wege. Die Fontaine. Der äußere Anblick. Beim Eintritt. Architektur und Einrichtung. Die Kuppel. Der Bau. Die Säulen. Der Marmor. Rückblick in die Basilika. Legenden. Die Einnahme der Kirche 193

9. Der Palast von Dolmabagtsche. Der Platz vor demselben. Fremde und einheimische Neugierige. Sultanslaunen. Der Ausritt des Sultans. Sonderbare Lage, in der sich ein moderner türkischer Monarch befindet. Der Aufzug früherer türkischer Sultane. Ihre Gewalt und ihre Stärke 220

1.

Das Schiff nähert sich der Stadt. Freudige Erregung der Passagiere. Nebel. Lage von Konstantinopel. Schönheit der Einfahrt.

Wir näherten uns Konstantinopel, und in mächtiger, innerer Bewegung vergaß ich Alles, was mich auf der zehntägigen Seereise von der Meerenge Messinas bis zum Bosporus entzückt hatte. Das stille, tiefblaue Jonische Meer, die entfernten Berge Moreas, rosig angehaucht von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, der unter dem Abendhimmel goldig erglänzende Archipelagus, die Ruinen Athens, der Thessalische Golf, Lemnos, Tenedos, die Dardanellen, Menschen und Dinge, die mich während der Fahrt unterhalten hatten, alle diese Eindrücke entschwanden, als ich das goldene Horn sah, so meinem Geiste, daß, wenn ich dies Alles jetzt noch schildern wollte, ich meine Phantasie mehr als mein Gedächtniß zu Hülfe rufen müßte. Damit nun die erste Seite meines Buches mir lebendig und warm aus der Seele quille, muß ich bei der letzten Nacht der Reise beginnen, bei dem Augenblick, wo mitten im Marmarameer der Capitain sich mir und meinem Freunde Yunk näherte, mir die Hände auf die Schultern legte und in

seinem echt sicilianischen Dialect sagte: „Meine Herren, morgen in der Frühe werden Sie die ersten Spitzen der Minarets von Konstantinopel sehen."

Du lächelst, freundlicher Leser, der Du Geld und Zeit im Ueberfluß hast. Vor Jahren schon, als Dir die Laune kam, Konstantinopel zu sehen, hast Du Deinen Koffer gepackt, Dir die Börse gefüllt und bist abgereist, bis zum letzten Augenblick noch unschlüssig, ob Du nicht lieber nach Baden-Baden gehen solltest. Hätte auch Dir der Capitain gesagt: „Morgen werden wir in Stambul sein." würdest Du phlegmatisch geantwortet haben: „Das freut mich". Wer aber wie ich zehn Jahre lang denselben immer vergeblichen, sehnsüchtigen Wunsch gehegt, wer, gleich mir, ganze Winterabende hindurch melancholisch auf die Karte des Orients gestarrt, wer die Phantasie mit den Schilderungen Stambuls in hundert Büchern erhitzt hat, wer sehnsüchtig halb Europa durchstreifte, um sich zu trösten, daß er die andere Hälfte nicht sehen konnte, wer ein ganzes Jahr ruhig am Schreibtisch gearbeitet mit diesem einzigen Zweck vor Augen, wer tausend kleine Opfer gebracht, Berechnungen und Luftschlösser gemacht hat, wer Kämpfe im Hause besiegen mußte, wer endlich neun schlaflose Nächte auf dem Meere zugebracht hat, immer mit der ungeheuren glänzenden Vorstellung der türkischen Stadt vor Augen, in so innerer Glückseligkeit, daß er fast Gewissensbisse empfindet beim Gedanken an die Lieben daheim: der fühlt, was jene Worte bedeuten: „Morgen in der Frühe werden Sie die ersten

Spitzen der Minarets von Konstantinopel sehen." und statt gleichgültig zu sagen: „Das freut mich." schlägt er in wortlosem Entzücken mit der Faust auf die Brustwehr des Schiffes.

Eine besondere Befriedigung gewährte meinem Freunde und mir die Ueberzeugung, daß unsere kühnste Erwartung nicht getäuscht werden würde. In der That, Zweifel können in Bezug auf Konstantinopel nicht existiren; auch ein mißtrauischer Reisender geht hier sicher; noch nie hat hier Jemand eine Täuschung erlitten. Die Gewohnheit der Bewunderung, selbst die Fülle großer Erinnerungen hat nichts mit solcher Alles beherrschenden allgemeinen Schönheit zu thun. Der Dichter und der Archäologe, der Gesandte und der Kaufmann, die Fürstin und der Matrose, der Sohn des Nordens wie der Sohn des Südens: — sie alle brechen in einen Ruf der Bewunderung aus. Nach dem Urtheil der ganzen Welt ist Konstantinopel der schönste Ort der Erde. Dort angekommen, verlieren die Autoren von Reiseschilderungen den Kopf. Perthusier stammelt, Tournefort sagt, die menschliche Sprache sei ohnmächtig, Pouqueville glaubt sich in eine andere Welt versetzt, La Croix ist berauscht, Lamartine preist Gott, Gautier zweifelt an der Wirklichkeit des Gesehenen; Alle häufen Bilder auf Bilder, suchen im Stil zu glänzen und mühen sich vergebens um Ausdrücke zu finden, die nicht gar zu erbärmlich weit hinter dem eigenen Gedanken zurückstehen. Nur Chateaubriand schildert seine Einfahrt in Konstantinopel mit staunenswerther Seelenruhe, aber er unterläßt nicht auszusprechen, daß er das

schönste Schauspiel des Weltalls gesehen. Und wenn die berühmte Lady Montague dasselbe sagt mit einem „vielleicht" davor, so ist wohl anzunehmen, daß sie diese Beschränkung für nöthig erachtete, um der eigenen Schönheit, die ihr viel galt, den höchsten Rang zu lassen. Sogar ein kalter Deutscher meint, daß die schönen Illusionen der Jugend und die Träume der ersten Liebe nur bleiche Schattenbilder seien im Vergleich mit dem himmlischen Entzücken, das unsere Seele beim ersten Anblick dieser bezaubernden Landschaft erfüllt, während ein gelehrter Franzose behauptet, der erste Eindruck, den Konstantinopel hervorbringe, sei der des Schreckens. Nun denke man sich, welche Gährung alle diese hundert Mal wiederholten enthusiastischen Worte im Gehirn eines tüchtigen vierundzwanzigjährigen Malers und eines schlechten achtundzwanzigjährigen Dichters hervorbringen mußten!

Das Wetter lächelte uns, die Nacht war klar und warm, das Meer plätscherte mit sanftem Gemurmel an die Balken des Schiffes. Die Masten und jedes Tau im Takelwerk zeichneten sich klar und unbewegt unter dem sternübersäeten Himmel ab; kaum schien sich das Fahrzeug zu bewegen. Am Vorderdeck rauchten einige Türken, auf den Boden hingestreckt, aus ihren langen Pfeifen in ruhiger Glückseligkeit, die Gesichter dem Monde zugekehrt, der einen silbernen Reif um ihre weißen Turbane legte. Auf dem Hinterdeck drängten sich Reisende aus aller Herren Länder, zwischen ihnen auch eine hungrige Comödiantentruppe, die

sich im Piräus eingeschifft hatte. Noch sehe ich unter den russischen Kindern, welche in Begleitung ihrer Mutter nach Odessa reisen, das niedliche Gesichtchen der kleinen Olga, die, ganz erstaunt, daß ich nicht ihre Sprache verstehe, und ärgerlich, weil sie keine deutliche Antwort erhält, drei Mal dieselbe Frage an mich richtet.

An meiner einen Seite sitzt ein dicker griechischer Priester mit einem Hut, der einem umgekehrten Scheffel gleicht, und sucht durch sein Opernglas den Archipelagus des Marmarameers; an der anderen ein englischer Prediger, der, kalt und ernst wie eine Statue, in drei Tagen mit keiner lebenden Seele gesprochen hat; vor mir zwei schöne junge Mädchen aus Athen mit kleinen, rothen Mützen und lang herabhängenden Flechten, welche, sobald sie Jemand ansieht, sich alle beide dem Meere zuwenden, um ihr Profil zu zeigen; etwas ferner ein Händler aus Armenien, der die Kügelchen seines Rosenkranzes durch die Finger rollen läßt, mehrere Juden in antikem orientalischem Costüm, einige Albanesen, eine melancholische französische Gouvernante, jene gewöhnlichen Reisenden ohne besonderes Gepräge, denen man nicht ansieht, welcher Nation und welchem Beruf sie angehören, und zwischen allen diesen Menschen befindet sich eine kleine türkische Familie, bestehend aus einem Papa im Fez, einer verschleierten Mama und zwei kleinen Mädchen in bauschigen Höschen, und alle vier liegen unter einem Zelt auf einem Haufen Matratzen und bunten Kissen, während eine Menge kleiner Dinge jeglicher Form und jeglicher Farbe umherliegen.

Wie man schon die Nähe Konstantinopels fühlte! Das Treiben auf dem Schiff war lebhafter als sonst, alle Gesichter, die das Licht der Laterne erhellte, blickten heiter. Die russischen Kinder umtanzten ihre Mutter, den alten russischen Namen Stambuls rufend: „Zavegorod! Zavegorod!“ Aus allen Gruppen, an denen ich vorüberschritt, tönten mir die Worte: Galata, Pera, Skutari, Bujukdere entgegen, die in meiner Phantasie gleich den ersten Funken eines großen Feuerwerks leuchteten, das eben angezündet werden soll. Auch die Matrosen näherten sich freudig der Stadt, wo sie, wie sie sagten, wenigstens für eine Stunde die gleichförmige Langeweile ihres Lebens vergessen durften. Selbst auf dem Vorderdeck zwischen den weißschimmernden Turbanen der Türken war außergewöhnliche Bewegung. Die trägen, indolenten Muselmänner sahen mit den Augen ihrer Phantasie die phantastischen Umrisse von „Umme lunia“ strahlen, „der Mutter der Welt“, der Stadt, deren eine Seite — wie der Koran sagt — die Erde, deren zwei andere das Meer sehen. Es schien, als ob selbst das Schiff ohne die bewegende Kraft des Dampfes weiter gleiten würde, von dem Ungestüm der Wünsche und der Ungeduld getrieben. Dann und wann lehnte ich mich über die Brüstung, um ins Meer zu sehen, und ich meinte hundert verworrene Stimmen durch das Gemurmel des Wassers zu hören. Alle meine Lieben riefen mir zu: „Geh', geh' mein Sohn, mein Bruder, mein Freund, gehe! Freue Dich an Deinem Konstantinopel! Du hast es Dir verdient. Sei glücklich und Gott mit Dir!“

Erst gegen Mitternacht begaben sich die Reisenden unter Deck. Mein Freund und ich waren die letzten; wir stiegen nur ungern und langsam hinunter. Es widerstrebte uns, eine Heiterkeit, für die der ganze weite Umkreis des Aegeischen Meeres zu eng schien, von vier Wänden umschließen zu lassen. Als wir die Hälfte der Treppe erreicht hatten, hörten wir die Stimme des Capitains, der uns einlud, am nächsten Morgen die sonst für ihn allein reservirte Commandobrücke zu besteigen. „Seien Sie vor Sonnenaufgang oben" — rief er an der Fallthür. — „Ich lasse den ins Meer werfen, der zu spät kommt."

Eine überflüssigere Drohung ist niemals ausgesprochen, seit die Welt steht. Ich schloß kein Auge. Der junge Mohammed II. in jener berühmten Nacht von Adrianopel, als er sich, erregt durch die Vision der Stadt Konstantin's, unruhig auf seinem Lager hin- und herwarf, hat sich gewiß nicht so oft umgedreht, wie ich in diesen vier Stunden der Erwartung. Um meine Nerven zu beruhigen, versuchte ich bis zu tausend zu zählen, meine Augen auf einen Punkt zu richten, eine Melodie nach dem eintönigen Geräusch der Dampfmaschine zu summen: — es war vergeblich. Die Pulse schlugen wie im Fieber, das Athmen wurde mir schwer, die Nacht schien endlos. Kaum schimmerte der Tag, als ich aufsprang, Yunk stand schon, wir kleideten uns in der größten Eile an und waren mit drei Sprüngen auf Deck.

„Verwünscht!"

„Dichter Nebel!"

Er umhüllte den Horizont von allen Seiten, Regen schien zu drohen — das große Schauspiel der Einfahrt in Konstantinopel war verloren, unser glühendster Wunsch getäuscht, die Reise verdorben!

Ich stand vernichtet.

In dem Augenblick erschien der Capitain mit seinem gewöhnlichen Lächeln auf den Lippen.

Es bedurfte nicht erst der Worte; er verstand uns sobald er unsere enttäuschte Miene sah und sagte, uns auf die Schultern klopfend, im tröstenden Ton:

„Nichts, nichts. Erschrecken Sie nicht, meine Herren. Segnen Sie vielmehr diesen Nebel; dank demselben werden Sie die schönste Einfahrt in Konstantinopel haben, die Sie sich nur wünschen können. In zwei Stunden wird es prachtvoll klar sein. Verlassen Sie sich auf mein Wort."

Ich fühlte mich wie neu geboren.

Wir bestiegen die Brücke.

Auf dem Vorderdeck saßen die Türken mit gekreuzten Beinen auf ihren Teppichen, das Antlitz gen Konstantinopel gewandt. Innerhalb weniger Minuten waren alle Reisenden auf Deck und stützten sich, mit Ferngläsern jeder Art bewaffnet, in langer Reihe auf die Brustwehr zur linken wie auf die Balustrade einer Gallerie im Theater. Alle Augen, alle Operngläser wandten sich allmälig dem nördlichen Ufer des Marmarameeres zu. Aber noch sah man nichts.

Der Nebel bildete nur noch einen weißlichen Streifen am Horizont, über den der Himmel rein und goldig schimmerte.

Gerade vor uns, in der Richtung des Vorderdecks, erschien unbestimmt der kleine Archipel der neun Prinzeninseln, in alten Zeiten vom Kaiserlichen Hof, jetzt an Festtagen von den Einwohnern Konstantinopels viel besucht.

Noch waren die beiden Ufer des Marmarameeres völlig verdeckt. — Erst, nachdem wir eine Stunde auf der Brücke gewesen waren, sah man — —

Aber es ist unmöglich, die Schilderung der Einfahrt von Konstantinopel recht zu verstehen, wenn man sich die Form und Lage der Stadt nicht klar vor Augen bringt. Der Leser stelle sich also in Gedanken vor die Mündung des Bosporus, der Meerenge, die Asien von Europa trennt und das Marmarameer mit dem Schwarzen Meer verbindet. Zur Rechten hat er dann das asiatische, zur Linken das europäische Ufer, hier das alte Thracien, dort Anatolien. Wenn er so weiter kommt, findet er, nachdem er die Mündung passirt, links einen Golf, eine sehr schmale Rhede, welche mit dem Bosporus einen fast rechten Winkel bildet und sich mehrere Meilen weit in die europäische Erde hineinzieht, sich krümmend wie das Horn eines Ochsen — daher der Name: das goldene Horn oder: das Horn des Ueberflusses, weil früher in den Hafen von Byzanz die Reichthümer dreier Continente zusammenströmten. In jenem Winkel der europäischen Erde, welcher an der einen Seite vom Marmarameere, an der anderen vom goldenen Horn bespült wird, erhebt sich auf sieben Hügeln Stambul, die türkische Stadt. Im anderen Winkel, vom goldenen Horn und dem

Bosporus umspült, liegen Galata und Pera, die fränkischen Städte. Auf den Hügeln des asiatischen Ufers, dem goldenen Horn gegenüber, ragt Skutari. Konstantinopel wird also durch drei durch das Meer getrennte, große Städte gebildet, deren eine der anderen, die dritte den ersten zwei gegenüber und alle drei einander so nahe liegen, daß man von jedem der drei Ufer deutlich die Gebäude der beiden anderen sieht, beinahe so wie bei den Ufern der Seine und Themse an den Stellen, wo die Flüsse bei Paris und London am schmalsten sind. Der Punkt des Triangels, auf dem sich Stambul erhebt, derjenige also, welcher sich gegen das goldene Horn wendet, ist das berühmte Cap des Serail, das dem vom Marmarameer Kommenden bis zum letzten Augenblick die Aussicht auf die beiden Ufer des Hornes, d. h. auf den größten und schönsten Theil Konstantinopels verbirgt.

Es war unser Capitain, der mit seinem Seemannsauge den ersten Schimmer von Stambul entdeckte.

Die beiden Damen aus Athen, die russische Familie, Yunk, ich und andere, die wir alle zum ersten Mal nach Konstantinopel gingen, umdrängten ihn schweigend und strengten vergeblich die Augen an, um durch den Nebel zu sehen, als er, den Arm zur Linken nach dem europäischen Ufer ausstreckend, rief: „Meine Herren, dort ist der erste Schimmer."

Es war ein weißer Punkt, die Spitze eines Minaret, dessen unterer Theil noch verborgen blieb. Alle richteten

ihre Fernröhre darauf und durchsuchten den kleinen Riß im Nebel, als könnten sie ihn so vergrößern.

Das Schiff fuhr schnell.

Nach wenigen Minuten zeigte sich neben dem Minaret ein unbestimmter Flecken, dann zwei, dann drei, dann viele, die allmälig die Umrisse von Häusern annahmen und sich bald in langer Reihe ausdehnten. Vor uns und zur Rechten war noch Alles vom Nebel bedeckt. Was sich uns zunächst darbot, war der Theil Stambuls, welcher sich in der Form eines Bogens am nördlichen Ufer des Marmarameeres lagert, zwischen dem Cap Serail und dem Castell der sieben Thürme. Die Serailhöhe selbst blieb noch verschleiert. Hinter den Häusern ragten Minarets hoch und weiß, ihre Spitzen im Glanz der Sonne rosig leuchtend. Unterhalb der Gebäude sahen wir die alten, mit Zinnen gekrönten dunklen Mauern, in ungleichen Entfernungen durch starke Thürme befestigt, welche die ganze Stadt wie mit einem Gürtel umfassen, gegen den sich die Wogen des Meeres brechen.

Schon lag eine vielleicht zwei italienische Meilen lange Stadt vor uns; aber, um die Wahrheit zu sagen, der Anblick entsprach meinen Erwartungen nicht. Wir waren an der Stelle, wo Lamartine sich fragte: „Dies ist Konstantinopel?“ und ausrief: „Welche Enttäuschung!“ Noch lagen die Hügel verborgen, man sah nur das Ufer. Die Gebäude bildeten eine einzige lange Straße, die Stadt erschien völlig eben. „Capitain!“ rief auch ich, „ist das Konstantinopel?!“

Er ergriff meinen Arm, zeigte mit der Hand gerade aus und antwortete: „Kleingläubiger — sehen Sie dort!"

Ich sah — und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Ein ungeheurer Schatten, ein riesiges, leichtes Gebäude, halb von einem luftigen Schleier umhüllt, ragte von der Höhe eines Hügels zum Himmel und rundete sich prachtvoll in der blauen Luft, inmitten von vier schlanken, hohen Thürmen, deren versilberte Spitzen in den ersten Strahlen der Sonne leuchteten. „Sankta Sofia!" rief ein Matrose, und eine der griechischen Damen sagte mit leiser Stimme: „Hagia Sofia" (die heilige Weisheit).

Die Türken auf dem Vorderdeck sprangen auf. Vor und neben der großen Basilika blickten durch den Nebel riesige Kuppeln, Minarets, dicht und verworren wie ein Wald gigantischer Palmen ohne Blätter: „Die Moschee Sultan Achmed!" erklärte der Capitain, „die Moschee Bajasid, die Moschee des Osman, die Moschee des Soliman!" Niemand hörte mehr. Der Schleier zerriß schnell, und von allen Seiten zeigten sich Moscheen, Thürme, dichtes Grün, Häuser über Häuser. Je weiter wir kamen, desto deutlicher offenbarte sich die Stadt mit ihren großen wechselnden, gebrochenen Umrissen, weiß, rosig, grün, glänzend; schon zeichnete der Hügel des Serail seine schöne Gestalt auf dem grauen Grunde des fernen Nebels. Der ganze Theil von Stambul, welcher nach dem Marmarameere hin liegt, dehnte sich vor uns aus; die dunklen Mauern und die tausend-

farbigen Häuser spiegelten sich in dem glänzenden glatten Wasser ab.

Plötzlich lag das Schiff still.

Alle umdrängten den Capitain, den Grund zu wissen. Er erklärte uns, daß, um weiter zu fahren, erst der Nebel ganz verschwunden sein müsse. In der That hing derselbe noch wie ein dichter Vorhang vor der Mündung des Bosporus. Nach einigen Minuten jedoch konnte es langsam und vorsichtig weiter gehen.

Wir näherten uns dem Hügel des alten Serail.

Hier wurde unsere Neugierde fieberhaft.

„Drehen Sie sich um", sagte der Capitain, „und sehen Sie nicht hin, bis der ganze Hügel sichtbar ist!"

Ich gehorchte und richtete die Augen auf eine Bank, die mir zu tanzen schien.

„Da ist er!" rief der Capitain nach einigen Augenblicken.

Ich wandte mich wieder um. Das Schiff lag still. Der Hügel war ganz nahe, uns gerade gegenüber.

Er ist mit Cypressen, Terebinthen, Tannen, riesigen Platanen überwachsen, deren Zweige, überall zwischen den zinnengekrönten Mauern hervordrängend, sich im Meer widerspiegeln. Zwischen der dichten grünen Masse ragen, wie zufällig durcheinander hingestreut, einzeln und in Gruppen die Spitzen von Kiosken, mit Balconen geschmückte Gartenhäuser, kleine versilberte Kuppeln, Gebäude von fremdartiger, anmuthiger Form mit vergitterten Fenstern und buntscheckig

verzierten Thüren; ganz weiße, halbverborgene Häuschen, die ein Labyrinth von Gärten, Gängen, Vorhöfen, Schlupfwinkeln ahnen lassen; eine ganze waldumhüllte Stadt, von der Welt abgeschieden, voll Mysterien und Traurigkeit.

In diesem Augenblick brach die Sonne durch, aber noch bedeckte sie ein leichter Schleier. Man sah Niemand, man hörte nicht das leiseste Geräusch. Alle Reisenden schauten auf jene Höhe, die vier Jahrhunderte des Ruhmes, der Wonne, der Liebe, der Verschwörungen, des Blutes krönen, die Residenz, die Feste, das Grab der großen osmanischen Monarchie — Niemand sprach, Niemand bewegte sich. Da rief plötzlich der Steuermann: „Meine Herren, man sieht Skutari!“

Wir wandten uns Alle dem asiatischen Ufer zu. Da lag Skutari, die goldene Stadt, so weit das Auge reichte, auf der Höhe und den Abhängen ihrer Hügel ausgebreitet, verschleiert von den leuchtenden Dünsten des Morgens, lächelnd und frisch, als hätte sie eben erst die Berührung eines Zauberstabes hervorgerufen. Wer könnte dies Schauspiel schildern! Die Sprache, in welcher wir unsere Städte beschreiben, vermag gar nicht Ausdrücke zu finden für die ungeheure Verschiedenartigkeit in Farbe und Erscheinung, für die wunderbare Vermischung von Stadt und Land, für Alles, was zugleich heiter und ernst, orientalisch und europäisch, seltsam, groß und anmuthig ist. Man denke sich nur eine Stadt, gebildet aus zehntausend gelben und purpurfarbenen Häusern, aus zehntausend im üppigsten Grün

prangenden Gärten, aus denen sich hundert schneeweiße Moscheen erheben. Darüber einen Wald riesiger Cypressen, der größte Kirchhof des Orients, an den äußersten Enden unermeßliche weiße Kasernen, Gruppen von Häusern und dichtes Gebüsch, kleine Dörfer auf einem Hügel zusammengedrängt, hinter denen wieder andere, halb im Grün versteckt, hervorblicken! Dazwischen überall Spitzen der Minarets und weißschimmernde Kuppeln bis zur halben Höhe des Bergrückens hinauf, der den Horizont begrenzt wie ein weiter Vorhang! Man denke sich eine Stadt in einem weiten Park verstreut an einem Ufer, das hier im steilen Abhang senkrecht abfällt, dort sich allmälig in grüner Fläche senkt, dann sich in lieblichen kleinen Buchten voll Schatten und Blumen öffnet und dazu den azurblauen Spiegel des Bosporus, der alle diese Schönheit widerstrahlt!

Während ich so Skutari anstaunte, stieß mich mein Freund an, um mir zu verkünden, daß er noch eine andere Stadt entdeckt habe. Und in der That, mich nach dem Marmarameer umwendend, sah ich an derselben asiatischen Küste, jenseits von Skutari, eine sehr lange Reihe von Häusern, Moscheen, Gärten, an denen unser Schiff schon vorübergefahren war, die aber bis jetzt der Nebel verborgen hatte. Durch unser Fernrohr unterschieden wir ganz deutlich die Caffees, die auf europäische Art gebauten Häuser, die Terrassen, die Mauern und Obstgärten, die am Ufer liegenden Böte. Es war Kadikjöi — das Dorf der Richter —, das auf den Ruinen des alten Kaledonien erbaut ist, die

frühere Nebenbuhlerin von Byzanz, jenes Kaledonien, 685 Jahre vor Christo von den Megarensern gegründet, denen das Orakel von Delphi den Beinamen „Die Blinden" gab, weil sie jene Stelle anstatt des gegenüberliegenden Ufers, wo Stambul liegt, erwählten.

„Nun kommen unmittelbar hinter einander noch drei Städte" — sagte der Capitän — „Im Augenblick werden sie da sein, ich will sie Ihnen gleich zeigen."

Unser Fahrzeug lag immer unbeweglich zwischen Skutari und dem Serail-Hügel. Noch verbarg der Nebel gänzlich sowohl den Bosporus jenseits von Skutari wie Galata und Pera gerade vor uns. Barken, Dampfschiffe, Nachen, kleine Segelschiffe passirten, Niemand achtete ihrer. Alle Augen richteten sich auf den grauen Vorhang, der die fränkische Stadt deckte. Ich bebte vor Ungeduld, vor Wonne. Noch wenige Augenblicke, und ich werde das wunderbare Schauspiel sehen, das der entzückten Seele einen Schrei der Bewunderung entreißt! Meine Hand zitterte so, daß ich kaum das Glas vor meine Augen halten konnte. Der Capitän sah mich an, freute sich meiner Aufregung und rieb sich die Hände.

„Wir sind da, wir sind da!"

Endlich begannen erst weißliche Punkte hinter dem Schleier zu erscheinen, dann der unbestimmte Umriß einer großen Höhe, darauf ein Flimmern und Glänzen vieler von der Sonne getroffenen Scheiben und endlich Galata und Pera im vollen Licht, ein Berg, Myriaden Häuser von

allen Farben, die einen über die andern gethürmt, eine hochgelegene Stadt, gekrönt von Minarets, Kuppeln und Cypressen, auf der Höhe die monumentalen Paläste der Gesandten und der große Thurm von Galata, zu ihren Füßen das weite Arsenal Top-hana (d. i. Kanonenniederlage) und ein Wald von Schiffen. Wie sich der Nebel immer mehr lichtete, verlängerte sich die Stadt schnell an der Seite des Bosporus. Es erschienen immer neue Flecken und Vorstädte, die sich von der Höhe der Hügel zum Meer hinunterziehen, weit und dicht, weiße Moscheen dazwischen. Ich sah kleine Häfen, Paläste am Rande des Wassers, Lusthäuser, Gärten, Wälder, Kioske; weiter, halb verworren in der blauen Ferne, andere Städte, golden schimmernd im Glanz der Sonne. Es war eine so blendende Farbenpracht, ein so üppiges, grünes Wachsthum, eine so stete Folge von Aussichten, eine Größe, eine Wonne, eine Anmuth, daß man nur unsinnige Ausrufe ausstoßen konnte.

Auf unserm Schiff standen alle mit offenem Munde: Reisende, Matrosen, Türken, Europäer, Kinder. Man hörte keinen Laut. Man wußte nicht, wohin man blicken sollte. An der einen Seite hatten wir Skutari und Kadikjöi, an der andern den Serailhügel, vor uns Galata, Pera, den Bosporus. Um Alles zu sehen, mußte man sich selber umkreisen, und wir drehten uns, warfen leuchtende Blicke nach allen Richtungen, lachten und gestikulirten, ohne zu sprechen, mit einer Wonne, die uns fast erstickte. Welch' schöne Augenblicke, o, Du ewiger Gott!

Und doch, noch erwartete uns der größte, der schönste Anblick. Noch lagen wir unbeweglich jenseits der Serailspitze, und ehe man dieselbe passirt, kann man nicht das goldene Horn sehen, also noch nicht das herrlichste Schauspiel Konstantinopels genießen.

„Meine Herren, geben Sie Acht!“ — ertönte die Stimme des Capitäns, ehe er Befehl zum Weiterfahren gab — „jetzt kommt der kritische Moment. In drei Minuten sind wir vor Konstantinopel.“

Mich durchrieselte ein Schauer.

Noch dauerte es eine Minute.

Wie schlug mein Herz, mit welch' fiebernder Erregung wartete ich auf das gesegnete Wort: Vorwärts.

— „Vorwärts!“ rief der Capitän. — Das Schiff bewegte sich.

Weiter! Ihr Könige, Fürsten, Krösuse, Ihr Mächtigen und Glücklichen der Erde, in jenem Augenblick hätte ich nicht mit Euch getauscht; mein Platz auf dem Schiffe wog mir alle Eure Schätze auf. Eine Minute — noch eine — wir passiren die Serailspitze — eine verworrene Fülle von Licht, seltsamen Dingen und Farben . . . . . nun sind wir am Cap vorüber. Da ist Konstantinopel, das unermeßliche, prachtvolle, erhabene Konstantinopel, die Glorie der Schöpfung und des Menschen! Solche Schönheit hatte ich mir nicht im Traum vorstellen können.

Fast scheint es Entweihung, mit Worten diese göttliche Vision zu schildern. Wer wagt es, Konstantinopel zu be-

schreiben? Chateaubriand, Lamartine, Gautier, was habt Ihr gestammelt? Und doch drängen sich Bilder und Worte im Gedächtniß und entströmen der Feder. Vor mir also wie ein weiter Fluß das goldene Horn, an beiden Ufern zwei Hügelketten, auf denen sich zwei Parallellinien von Städten erheben, welche in einer Ausdehnung von acht Meilen Höhen, kleine Thäler, Meerbusen, Vorgebirge umfassen; hundert Amphitheater in Monumenten und Gärten; eine ungeheure, doppelte Terrasse von Häusern, Moscheen, Bazars, Serails, Bädern, Kiosken in zahlreichen wechselnden Farben schimmernd. Dazwischen streben viele tausend Minarets mit erglänzenden Spitzen gleich riesigen Elfenbeinsäulen zum Himmel; überall senken grüne Cypressenwäldchen sich in dunklen Streifen von den Höhen zur See und umkränzen die Ortschaften und Häfen mit Guirlanden; überall drängt sich blühend die üppigste Vegetation durch, schmückt die Höhen, schlängelt sich an den Dächern hinauf, neigt sich über das Ufer zum Meer.

Zur Rechten ruht Galata und vor demselben ein Wald, durch Mastbäume und Fahnen gebildet. Ueber Galata zeichnet Pera die mächtigen Umrisse europäischer Paläste ab; eine Brücke, auf der sich eine bunte Menge drängt, verbindet beide Ufer; links liegt Stambul, auf zwei großen Hügeln ausgestreckt, jeder von zwei gigantischen Moscheen mit Bleikuppeln und goldenen Obelisken überragt: Hier Sankta Sofia, weiß und rosig; dort die Moschee des Sultan Achmed, von sechs Minarets gekrönt; da

die von Soliman dem Großen erbaute, sechs Kuppeln tragend; die Moschee der Sultanin Valide spiegelt sich im Wasser; auf dem vierten Hügel strahlt die Moschee Mohamed's II., auf dem fünften die Selim's, auf dem sechsten das Tekfur-Serai, und hoch über alle ragt der weiße Thurm der Feuerwache, der die Ufer der beiden Continente von den Dardanellen bis zum Schwarzen Meer beherrscht.

Jenseits des sechsten Hügels Stambuls und jenseits Galata sieht man nur vage Umrisse von Städten und Vorörtern, Flotten und Wäldern, die allmälig so in der azurblauen Atmosphäre verschwinden, daß sie nicht mehr wirklich, sondern wie Täuschungen der Luft und des Lichtes erscheinen. Wie soll ich die Einzelheiten dieses wunderbaren Bildes erfassen? Einen Augenblick heftet sich der Blick auf die nahen Ufer, auf ein türkisches Häuschen, einen vergoldeten Minaret, um sich schnell wieder in jene leuchtenden Tiefen zu verlieren und zwischen all' den phantastischen Städten umherzuirren, nur mühsam von dem geblendeten Geist gefolgt. Eine unsagbar heitere Majestät liegt über dieser reichen Schönheit ausgegossen, ein ahnungsvoller Reiz der Jugend und Liebe, welcher tausend Erinnerungen an Feenmärchen und Frühlingsträume erweckt, ein so duftiger, geheimnißvoller, großer Zauber, daß er die Phantasie noch über die Wirklichkeit hinaus lockt. Der Himmel, in den zartesten Farben des Opals spielend, zeichnet alle Conturen mit wunderbarer Klarheit ab, das Meer, im Glanze des Saphir, spiegelt sanft zitternd die weißen Minarets wieder; die Kuppeln

glänzen, der Hauch des Morgens bewegt die reiche Vegetation, Schaaren von Tauben flattern um die Moscheen, tausend bunte, vergoldete Nachen gleiten auf dem Wasser dahin, ein Windhauch vom Schwarzen Meer bringt die Düfte meilenweiter Gärten, und wendet man sich endlich, berauscht von diesem Paradies, alles Andere vergessend, rückwärts: so schaut man mit einem neuen Gefühl der Verwunderung das Asiatische Ufer, welches das Panorama mit der stolzen Schönheit Skutaris und dem schneeigen Gipfel des Olymp von Bitynien schließt. Dazu blaut das Marmarameer, mit Inselchen übersäet, mit glänzenden Segeln bedeckt, und der Bosporus windet sich durch zwei endlose Reihen von Kiosken, Palästen, Villen und verliert sich geheimnißvoll inmitten der lachendsten Hügel des Orient. Ja! Dies ist das schönste Schauspiel der Erde! Wer das leugnet, ist undankbar gegen Gott und beschimpft seine Schöpfung; eine noch größere Schönheit könnten menschliche Sinne nicht ertragen.

Nachdem sich die erste Bewegung gelegt hatte, sah ich die Reisenden an, alle Gesichter waren verändert. Die beiden griechischen Damen hatten feuchte Augen; die russische Dame umarmte die kleine Olga; sogar der phlegmatische, englische Prediger ließ zum ersten Mal seine Stimme ertönen, indem er ab und an ausrief: „wonderful! wonderful!“

Das Schiff hielt in der Nähe der Brücke. In wenigen Minuten versammelten sich zahllose Barken um uns und eine Schaar türkischer, griechischer, armenischer, jüdischer Last-

träger stürzte sich auf's Deck, um sich fluchend und schreiend unseres Gepäcks und unserer Personen zu bemächtigen.

Nach einem nutzlosen Versuche des Widerstandes umarmte ich den Capitain, küßte Olga, sagte allen Lebewohl und stieg mit meinem Freund in einen Nachen, der uns nach dem Zollamt führte, von wo wir durch ein Labyrinth kleiner Gassen zum Wirthshaus von Byzanz auf die Spitze des Hügels von Pera kletterten.

2.

Fünf Stunden später. Erster Gang durch die Stadt und Eindrücke desselben.

Entschwunden ist die Vision von heute morgen. Jenes Konstantinopel, das aus lauter Glanz und Schönheit gewoben schien, ist eine ungeheure Stadt in zahllosen Terrassen auf Hügeln und in Thälern ausgebreitet, ein wahres Labyrinth menschlicher Ameisenhaufen, von Kirchhöfen, Trümmern und Einsamkeit, eine nie dagewesene Vermischung der Civilisation mit der Barbarei, die ein Bild aller irdischen Städte zeigt und in sich Alles vereinigt, was ein Mensch sehen kann.

Eigentlich ist sie nur das Skelett einer großen Stadt. Nur der kleinste Theil zeigt gemauerte, solide Gebäude; der andere besteht aus zahllosen Baracken, ein endloses asiatisches Lager, in dem eine mannigfaltige Bevölkerung wimmelt, Menschen jeder Race und jeder Religion. Stambul ist einer ewigen Verwandlung unterworfen: in ihr sind alte Städte, die zerfallen, neue, die gestern geboren wurden, andere im Werden begriffen. Alles ist in Umwälzung, Alles in Verwirrung; überall sehen wir die Spuren gigantischer Arbeit: durchbohrte Berge, halb abgetragene Hügel, Weiler, dem Erdboden gleich gemacht, Straßen abgesteckt, Mauersteine und Spuren von Feuersbrünsten auf einem Erdboden, den ewig die Hand des Menschen quält. Da ist eine Unordnung,

eine Verwirrung verschiedener Erscheinungen, eine ewige Folge seltsamer unvorhergesehener Eindrücke.

Du gehst in einer Straße mit ansehnlichen, palastartigen Gebäuden — sie endet in einen Abgrund; Du kommst aus dem Theater — und stehst mitten zwischen Gräbern; Du hast die Höhe eines Hügels erreicht — und siehst ein Wäldchen unter Deinen Füßen, eine andere Stadt auf dem Hügel vor Dir. Der Ort, den Du soeben durchschritten, ruht, wenn Du Dich plötzlich umwendest, in einem tiefen Thal eingebettet, halb von Bäumen verborgen. Du gehst um ein Haus herum — da ist ein Thor; Du steigst eine Straße abwärts — und bist in einer einsamen Schlucht, wo Du nur den blauen Himmel über Dir siehst. Die Städte verschwinden, verstecken sich, drängen sich beständig wieder vor, überall, zu Deinen Füßen, über Deinem Kopf, an Deinen Seiten, in der Nähe, in der Ferne, in der Sonne, im Schatten, zwischen Wäldern, auf dem Meer. Du gehst einen Schritt vorwärts und schaust ein weites Panorama; Du machst einen Schritt rückwärts — und siehst überhaupt Nichts mehr; Du hebst den Kopf — tausend leuchtende Spitzen von Minarets; Du steigst eine Spanne höher — alle tausend sind entschwunden. Die netzförmigen Straßen schlängeln sich um Hügel, auf Terrassen entlang, hart an Abgründen vorbei, unter Wasserleitungen, theilen sich in Gäßchen und führen auf Treppen zwischen Gebüsch, Felsen, Schluchten und Sand abwärts.

Zuweilen thut die große Stadt einen befreienden Athem-

zug in ländlicher Einsamkeit; dann dehnt sie sich geschlossener, farbiger und heiterer aus, hier ganz eben, dort aufsteigend, trennt sie sich und vereinigt sich wieder; an einer Stelle raucht und lärmt, an einer anderen schläft sie; ein Theil ist ganz rosenroth, ein zweiter weiß, im dritten drängt sich prahlerisches Gold vor, der vierte zeigt einen ganzen Berg von Blumen. Die elegante Stadt, das Dorf, das Land, der Garten, der Hafen, die Wüste, der Markt wechseln in ununterbrochener Folge ab, indem sie sich terrassenförmig so übereinander erheben, daß man von einigen Anhöhen mit einem Blick alle eigenthümlichen Verschiedenheiten einer ganzen Provinz umfassen kann.

Eine Unendlichkeit bizarrer Umrisse zeichnet sich am Himmel und auf dem Wasser ab, so dicht gedrängt, in wunderbar verschiedener Architektur so toll gezackt und seltsam geformt, daß sie sich dem Auge zu verwirren und zitternd mit einander zu verflechten scheinen. Inmitten türkischer Wohnungen erhebt sich der europäische Palast; dahinter ragt ein Minaret, ein Glockenthurm, eine Terrasse, eine Kuppel, eine gezackte Mauer. Da stehen die chinesischen Dächer der Kioske auf den Fronten der Theater, vergitterte Balcone eines Harems großen Glasfenstern gegenüber, Nischen mit Madonnen unter arabischen Arcaden, Gräber in Vorhöfen, Thürme zwischen Hütten; Moscheen, Synagogen, griechische, katholische, armenische Kirchen, eine über der anderen, als wollte eine jede sich vordrängen, um die erste zu sein, und wo nur eine Oeffnung dazwischen ist, grünen

Cypressen, Pinien, Feigenbäume, Platanen und legen ihre grünen Zweige über die Dächer. Eine unbeschreibliche Baukunst, deren Hauptprincip das ausfüllende scheint, unterstützt die Launen des Erdreichs mit kleinen Künsteleien von gleichsam geschnitzelten Häusern in Gestalten triangelförmiger Thürme, aufrecht stehender und umgestürzter Pyramiden, von Brücken, Balken, Gräben umgeben, Alles durcheinander hingeworfen, wie abstürzende Massen eines Berges.

Nach hundert Schritten ist immer Alles verändert. Jetzt bist Du in der Straße einer Vorstadt Marseilles. Eine Wendung — nun in einem asiatischen Dorf. Du wanderst weiter: das ist ein griechischer Stadttheil. Noch einmal wendest Du: die Vorstadt von Trapezunt! An der Sprache, den Gesichtern, dem Aussehen der Häuser erkennst Du den Wechsel des Landes: hier ist ein Bischen Frankreich, ein Streifen Italien, ein buntes Gemisch aus England, Pfropfreiser aus Rußland! Auf dem ungeheuren Antlitz der Stadt zeigt sich in Architektur und Farben der große Kampf zwischen der christlichen Familie, die das heilige Land wieder erobert, und der islamitischen, die es mit letzter Kraft vertheidigt. Stambul, eine früher ganz türkische Stadt, wird auf allen Seiten von christlichen Quartieren angegriffen, die langsam und allmälig das Ufer am goldenen Horn und am Marmormeer einnehmen. Auf der andern Seite geht die Eroberung mit rasender Eile vor sich: Kirchen, Paläste, Hospitäler, öffentliche Gärten, Arbeiterwohnungen, Schulen durchbrechen die Quartiere der Muselmänner, schreiten von

Hügel zu Hügel, bemächtigen sich der Kirchhöfe und zeichnen in unbestimmten Umrissen schon die Formen einer großen Stadt ab, die einmal das europäische Ufer des Bosporus einnehmen wird, wie heute diejenigen des goldenen Horns.

Aber tausend neue Eindrücke leiten von allgemeinen Betrachtungen ab. In einer Straße fesselt uns ein Derwischkloster, in einer andern eine Caserne in maurischem Stil, ein türkisches Caffeehaus, ein Bazar, ein Brunnen, eine Wasserleitung.

Seine Gangart muß man in einer Viertelstunde zehn Mal ändern: steigen, klettern, einen Abhang hinunterspringen, eine Treppe von Mauersteinen ersteigen, im Schlamm versinken und tausend Hindernisse entfernen, seinen Weg mühsam durch die Menge oder durch Büsche, durch aufgehäufte Lumpen suchen, sich jetzt die Nase verstopfen, dann wohlriechende Düfte einathmen. Von dem hellen Glanz eines freien Platzes, von wo man den Bosporus, Asien und die Unendlichkeit des Himmels sieht, begiebt man sich mit wenig Schritten in die traurige Dunkelheit eines Netzes kleiner, elender Gassen, mit einstürzenden Häusern zu beiden Seiten und mit spitzen Steinen in der Mitte, wie ein Flußbett. Aus frischem schattigen Grün geht es in erstickenden, von der Sonne erhitzten Staub. Von Kreuzpunkten voll Leben und Farben in grabähnliche Plätze, wo nie eine menschliche Stimme gehört wird. Von dem göttlichen Orient unserer Träume in einen andern Orient, dunkel, schmutzig, zerfallen, der unsere düsterste Einbildung übertrifft.

Nach einem Spaziergang von wenigen Stunden hat man den Kopf vollständig verloren. Wenn uns dann plötzlich Jemand fragte, was Konstantinopel eigentlich sei — wüßte man keine Antwort zu geben, als sich eine Hand auf die Stirn zu legen, um den Sturm von Gedanken zu beschwichtigen. „Ist es schön?" Wunderbar. „Ist es häßlich?" Entsetzlich. „Gefällt es Dir?" Es berauscht mich. „Willst Du dableiben?" Wer weiß es! Wer kann sagen, ob er auf einem andern Stern bleiben wird?" Man kehrt nach Hause zurück voll Enthusiasmus und voll Enttäuschung, entzückt, angeekelt, geblendet, betäubt, mit einer geistigen Verwirrung, die dem Anfange einer Gehirncongestion gleicht und sich erst allmälig in vollständiger Abspannung und tödlicher Langweile beruhigt. Man hat eilig mehrere Jahre durchlebt und fühlt sich älter geworden.

Und die Bevölkerung dieser wunderbaren Stadt?

3.

Die Brücke. Die bunt wechselnde Menschenmenge auf derselben.

Um die Bevölkerung Konstantinopels zu sehen, muß man auf die vielleicht eine viertel Meile lange schwimmende Brücke gehen, die sich von der äußersten Spitze Galatas bis zum entgegengesetzten Ufer des goldenen Horns, der großen Moschee der Sultanin Valide gerade gegenüber, ausdehnt. Beide Ufer sind europäischer Boden, doch darf man wohl sagen, daß die Brücke Europa mit Asien verbindet, denn in Stambul ist durchaus nichts Europäisches als die Erde; selbst die wenigen christlichen Vorstädte, welche es krönen, haben asiatische Farbe und asiatischen Character. Nachrichten von europäischen Ereignissen, die lebendig, klar, genau, tausendfach besprochen in Galata und Pera circuliren, erklingen nur wie ein fernes Echo, verstümmelt und verworren, am anderen Ufer. Der Ruhm der größten Männer und der wichtigsten Dinge des Abendlandes steht vor diesem kleinen Gewässer wie vor einer unübersteiglichen Schranke still; hunderttausend Menschen überschreiten täglich diese Brücke, aber eine Idee, ein Gedanke nur alle zehn Jahre.

Hier sieht man ganz Konstantinopel in einer Stunde vorübergehen. Zwei unerschöpfliche Menschenströme begegnen einander und verwirren sich ohne Aufhören vom Sonnenaufgang an bis zum Spätabend, dem Auge ein Schauspiel

darbietend, von dem die Märkte Indiens, die Messen Nischni-Nowgorods und die Feste Pekings sicher nur matte Abbilder sind.

Um etwas zu sehen, thut man am besten, seine Augen nur auf einen kleinen Punkt der Brücke zu richten, denn, läßt man sie umherschweifen, wird der Blick geblendet, der Gedanke verworren. In unendlichen Wogen drängt die Menge vorüber; jede Gruppe erglänzt in tausend Farben, und repräsentirt zugleich ein Gemisch verschiedener Völker. Eine Phantasie, die sich die sonderbarste Vereinigung aller Typen, Costüme und Gesellschaftsclassen vorstellen wollte, kann sich doch nimmer ein Bild der fabelhaften Verwirrung machen, die hier ein Raum von zwanzig Schritten, eine Zeit von zehn Minuten zeigt. Hinter einem Haufen türkischer Lastträger, die, mit schweren Packen beladen, vorbeilaufen, kommt eine mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegte Sänfte, aus der eine Armenierin hervorguckt. Zu beiden Seiten gehen Beduinen, in weiße Mäntel gehüllt, und ein bejahrter Türke im himmelblauen Kaftan, das Haupt von einem weißen Turban bedeckt. Neben ihm reitet ein junger Grieche, den sein Dolmetscher in reichgestickter Jacke begleitet, und ein Derwisch mit großem spitzen Hut, in der Kutte von Kameelshaaren, drückt sich auf die Seite, um die Karosse eines europäischen Gesandten und dessen gallonirten Vorreiter vorbei zu lassen. Alles zieht an den Augen vorüber, ohne daß man recht die Blicke darauf ruhen lassen könnte. Ehe wir uns rückwärts wenden, sind wir schon

wieder von einer Schaar Perser umgeben, deren pyramidalförmige Pelzkappen wir anstaunen, und wenn sie kaum vorüber sind, sehen wir einen Juden in langem, gelbem, an den Seiten offenem Gewande, eine rauhhaarige Zigeunerin, die ihr Kind in einem Sack auf dem Rücken trägt, einen katholischen Priester mit Brevier und Stab. Zwischen einer verwirrten Menge von Griechen, Türken, Armeniern reitet, laut: Platz! rufend, ein dicker Eunuche einer mit Blumen und Vögeln bemalten türkischen Equipage vorauf, in der die Damen eines Harems, violett und grün gekeidet, in weiße Schleier gehüllt, sitzen. Hinter ihm kommt eine barmherzige Schwester, gefolgt von einem afrikanischen Sclaven, der einen Affen trägt, und von einem Geschichtenerzähler im Gewande des Nekromanten.

Es ist vollständig natürlich, erscheint aber dem Neuling ganz seltsam, daß alle diese so verschiedenen Menschen sich begegnen und an einander vorübergehen, ohne sich gegenseitig anzusehen, gerade wie die Menge in London. Niemand steht still, Alle drängen eilig weiter, unter hundert Gesichtern blickt kaum ein einziges mit einem Lächeln auf. Der Albanese, im weißen Unterkleid, die Pistolen im Gürtel, geht an der Seite des Tartaren, der sich in sein Schaffell wickelt; der vornehme Türke reitet neben bunt geschmückten Eseln, zwischen zwei Reihen Kameelen; hinter dem hoch auf einem arabischen Renner thronenden zwölfjährigen, persönlichen Adjutanten eines Kaiserlichen Fürsten schwankt ein Lastwagen, ganz mit dem bizarren Material eines türkischen

Hauses beladen. Die Türkin zu Fuß, die verschleierte Sclavin, die Griechin im rothen Barett, ihre langen Flechten über die Schultern geworfen, die Jüdin in dem alten Gewande Judäas, die Negerin in bunte Tücher aus Kairo gehüllt, die Armenierin aus Trapezunt, tiefschwarz und wie eine düstere Erscheinung verschleiert, befinden sich oft in einer einzigen Reihe, als wollten sie ganz bewußt einander zur Folie dienen. Es ist eine wechselnde Mosaik aller Racen und aller Religionen, die sich beständig mit einer Geschwindigkeit zusammenfügt und auflöst, der kaum die Augen folgen können.

Ganz besonders interessant ist es, den Blick auf den Boden der Brücke zu richten, auf nichts als auf die Füße zu sehen. Alles Schuhzeug der ganzen Erde, von dem Adams bis zu den Stiefelchen der neuesten Pariser Mode, geht vorüber: die gelben Pantoffeln der Türken, die rothen der Armenier, die blauen der Griechen, die schwarzen der Israeliten, Sandalen, Stiefel aus Turkestan, albanesische Gamaschen, ausgeschnittene Schuhe, „Gambari", in tausend Farben, wie sie die Hirten und Pferdeführer aus Kleinasien tragen, goldgestickte Pantoffeln, „Alpargatas", auf spanische Weise gemacht, Stiefel von Atlas, von Stricken, von Lumpen, von Holz folgen sich so dichtgedrängt, daß, wenn man auf das eine Paar blickt, sich schon hundert andere dazwischen stellen.

Man muß vorsichtig sein, um nicht bei jedem Schritt umgestoßen zu werden. Da ist ein Wasserträger mit einem

colossalen Schlauch auf dem Rücken, hier eine russische Dame zu Pferde, dann ein Fähnlein Kaiserlicher Soldaten, wie Zuaven gekleidet und anzusehen, als ob sie zu einer Belagerung auszögen; hier eine Schaar armenischer Lastträger, die zu zweien auf den Schultern lange Stangen tragen, an denen Ballen von Kaufmannsgütern hängen, dort eine Menge Türken, die sich rechts und links über die Brüstung schwingen, um sich auf den Dampfschiffen einzuschiffen. Da ist ein Stampfen, ein Rauschen, ein Tönen ausländischer Stimmen, Kehllaute, unverständliche Ausrufe, zwischen denen die wenigen französischen oder italienischen Worte, die dann und wann unser Ohr treffen, die Wirkung leuchtender Punkte in dichter Dunkelheit haben.

Die Gestalten, welche in dieser Figurenfülle am meisten in die Augen fallen, sind die Circassier, die gewöhnlich zu zweien, dreien oder fünfen langsamen Schrittes daherschreiten, bärtige Menschen mit schrecklichen Gesichtern. Weite Pelzmützen auf dem Kopf und in langen schwarzen Kaftanen, den Dolch im Gürtel, sind sie wahre Räuber-Erscheinungen, die alle nach Konstantinopel gekommen zu sein scheinen, um eine Tochter, eine Schwester zu verkaufen, die Hände von russischem Blut gefärbt. Dann die Syrier in ihren Gewändern dalmatisch-byzantinischer Form, die Häupter in goldverbrämte Tücher gehüllt, die Bulgaren in groben Tuchröcken mit pelzverbrämten Baretten, die Neu-Georgier in glanzledernen Helmen, die Tunika durch einen Metallreifen gehalten, die Griechen vom Archipelagus von Kopf zu Fuß

mit Stickereien, Troddeln und glänzenden Knöpfen bedeckt — sie Alle erregen unsere Aufmerksamkeit, während doch das staunende Auge, durch neue Erscheinungen abgezogen, nicht Muße finden kann, ihnen zu folgen.

Zuweilen lichtet sich das Gedränge ein wenig, aber bald kommen neue, dichte Schaaren heran in rothem Fez und weißem Turban und dazwischen tauchen alle möglichen Kopfbedeckungen auf. Hoch ragen Cylinderhüte, Regenschirme und die pyramidenähnlichen Frisuren europäischer Damen, die gleichsam von dem muselmännischen Strom schwimmend fortgetragen erscheinen. Es ist ganz wunderbar, allein die Verschiedenheit unter den Trägern der Religionen, den Priestern, zu bemerken. Hier glänzt die kahle Platte eines Capuziners, dort der Turban eines Ulema und weiterhin wallt der schwarze Schleier eines armenischen Geistlichen. Vorüber gehen der Iman in weißer Tunika, Nonnen vom blutenden Herzen Jesu, Caplane der türkischen Armee, grün gekleidet, mit dem Säbel an der Seite, Dominikanerbrüder, Pilger aus Mekka, einen Talisman um den Hals, Jesuiten, Derwische — ganz sonderbar wirklich — Derwische, die sich in den Moscheen das Fleisch zur Buße ihrer Sünden zerreißen und doch, die Brücke überschreitend, einen Schirm zum Schutz gegen die Sonne aufspannen.

Wenn man recht aufmerksam ist, lassen sich in dieser Verwirrung tausend amüsante kleine Vorfälle beobachten. Ein Verschnittener blickt zornig mit rollenden Augen auf einen christlichen Stutzer, der zu neugierig in die Carosse seiner

Herrin schaute; eine französische „cocotte", nach neuester Mode angethan, geht dem beringten, mit Juwelen behangenen jungen Sohn eines Pascha nach; eine Dame aus Stambul scheint ihren Schleier in Ordnung zu bringen, um dabei verstohlen die Schleppe einer Dame aus Pera beäugeln zu können; ein Cavalleriesergeant in Gala-Uniform steht mitten auf der Brücke still, schnäuzt sich die Nase mit zwei Fingern und wirft dann etwas in die Menge, daß man schaudernd sein „Wehe" über den unglücklich Getroffenen ausrufen möchte; ein Quacksalber, der glücklich ein Stück Geld von einem armen Teufel erhascht, macht demselben eine kabalistische Zeichnung auf das Gesicht, die ihm die Augenschmerzen vertreiben soll; eine Familie großer und kleiner Reisender — denselben Tag erst angelangt — hat sich im Gedränge asiatischen Pöbels verirrt, die Mutter sucht ihre schreienden Kinder und die Männer machen sich mit Stößen Platz. Kameele, Pferde, Senften, Caroſſen, Ochsen, Karren, rollende Läden, blutige Esel, schäbige Hunde bilden lange Reihen, die Menge in zwei Hälften theilend. Zuweilen passirt irgend ein großer Pascha von drei Roßschweifen, in glänzender Equipage ausgestreckt, gefolgt von seinem Pfeifenträger, seiner Wache, einem Schwarzen zu Fuß, und dann grüßen alle Türken, indem sie sich Stirn und Brust berühren, und Bettlerinnen — schreckliche Megären mit vermummten Gesichtern und bloßen Brüsten — stürzen an die Wagenfenster, um Almosen zu betteln. Die Verschnittenen außer Dienst, die paarweise, zu dreien, zu fünfen gehen,

mit der Cigarre im Mund, sind leicht erkenntlich an ihrer weichen Corpulenz, ihren langen Armen, ihren weiten schwarzen Gewändern. Schöne, kleine türkische Mädchen, wie Knaben gekleidet, mit grünen Höschen, rosa oder gelben Westen, laufen und springen mit katzenartiger Geschwindigkeit und machen sich Platz mit den kleinen purpurrothgefärbten Händen. Stiefelputzer, vergoldete Kasten tragend, herumziehende Barbiere, Sessel und Becken in der Hand, Wasser- und Süßigkeitsverkäufer drängen sich durch die Menge, alle in griechischer und türkischer Sprache schreiend.

Bei jedem Schritt glänzt eine neue militärische Uniform. Da sind: Officiere im Fez und rothen Hosen, die Brust mit Orden bedeckt, Stallmeister des Serail, die wie Ober-Generale aussehen, Gensdarmen mit einem ganzen Arsenal im Gürtel; „Zeibek" oder freie Soldaten, in jenen ungeheuren Beinkleidern, die hinten einen weiten Beutel bilden, der ihnen das Profil einer Hottentotten-Venus verleiht, mit reich gallonirter Brust, einem weißen, wallenden Federbusch auf dem Helm; Kaiserliche Wachen, Stadtwachen, mit Handschellen in den Händen umherlaufend, Polizei in der Stadt Konstantinopel! Das klingt, als wenn Jemand sagte: „Leute, die den atlantischen Ocean in Ordnung halten sollen."

Ganz seltsam ist der Contrast zwischen all dem Gold und all den Lumpen, zwischen den mit Gewändern überladenen Menschen, die wie wandernde Läden aussehen, und den fast Nackten. Das Schauspiel dieser Nacktheit allein ist ein Wunder. Man erblickt alle Schattirungen mensch-

licher Haut von der milchweißen Albaniens bis zu der rabenschwarzen Central-Afrikas und der blauschwarzen von Darfur. Brüste, welche beim Klopfen wie Bronce erklingen oder wie Thon zerbrechen müßten, Rücken, fett, steinigt, hölzern, haarig wie der Rücken eines Ebers, Arme mit Arabesken in roth und blau und Zeichnungen darauf von Zweigen und Blumen, Sprüche aus dem Koran, ganze Kampfscenen, Herzen von Pfeilen durchbohrt.

Bei einem ersten Spaziergang über die Brücke findet man natürlich keine Zeit, alle diese Einzelheiten zu beobachten; während wir die Arabesken eines Armes betrachten, benachrichtigt uns der Cicerone, daß ein Serbier, ein Montenegriner, ein Wallache, ein Kosak vom Don, ein Egypter, ein Tunese, ein Imeretischer Prinz vorüber sind. Man hat kaum Zeit, die Nationen im Auge zu halten. Es scheint, als sei Konstantinopel noch wie früher die Hauptstadt dreier Continente und die Königin von zwanzig Reichen. Aber selbst dieser Gedanke entspricht nicht einmal der Großartigkeit des Schauspiels, man muß vielmehr an eine Kreuzung der Völkerwanderungen denken, durch irgend eine ungeheure Naturumwälzung hervorgebracht, die den alten Continent verkehrte. Ein erfahrenes Auge unterscheidet in diesem Weltmeer noch die Gesichtszüge und Gewänder aus Karamanien und Anatolien, aus Cyprus und Kandia, aus Damaskus und Jerusalem, den Drusen, den Kurden, den Punier, den Marokkaner, den Kroaten, die unzähligen Verschiedenheiten der zahllosen Staatsverbandschaften, die sich

vom Nil zur Donau, vom Euphrat bis zum Adriatischen Meer ausdehnen. Wer Schönes, wer Häßliches sucht, Beide finden ihre kühnsten, ihre ausschweifendsten Wünsche übertroffen.

Raphael würde entzückt sein, Rembrandt sich mit den Händen ins Haar fahren: Die reinste Schönheit Griechenlands und der kaukasischen Race ist hier mit Kalmücken-Nasen und plattgedrückten Köpfen vereinigt; Königliche Gestalten, furienähnliche Züge schreiten vorüber, edle Köpfe, durch Krankheit und Wunden entstellte Antlitze, kolossale Beine neben den spannenlangen Füßchen der Cirkassierinnen, riesenhafte Lastträger, über alle Maßen fette Türken und gleich Skeletten abgemagerte Neger, menschliche Larven, die schauerndes Mitleid erwecken, alle die seltsamsten Erscheinungen, in denen sich auf Erden ascetisches Leben, Wollust, völlige Ermattung, herrschende Ueppigkeit, sterbendes Elend nur offenbaren können.

Noch wunderbarer als die Verschiedenheit der Personen ist die Verschiedenheit des Anzugs. Wer ein besonderes Auge für Farben hat, muß hier toll werden. Nicht zwei Menschen sind gleich gekleidet. Da sieht man bunte Shawls um die Köpfe geschlungen, Kronen von Lumpen, Hemden und Unterkleider so gestreift und mit so bunten Vierecks darauf, daß sie wie Harlekins-Gewänder erscheinen, Gürtel voll Messer, welche von der Seite bis zu den Achselhöhlen reichen, Hosen, wie Mamelucken sie tragen, halbe Unterhosen, kurze Röcke, Togen, nachschleppende Bettlaken, Kleider, mit

Hermelin besetzt, Westen, die goldenen Kürassen gleichen, geschlitzte und Puffärmel, klösterliche und schamlose Anzüge, Männer gleich Frauen gekleidet, Frauen, die uns wie Männer vorkommen, Bettler, die in Lumpen-Eleganz den Eindruck eines Fürsten machen. Da ist ein Wahnsinn der Farben, ein Ueberfluß an Fransen, Rüschen, Zacken, flatternden Gewändern, theatralischen und kindischen Zierrathen — das Bild eines Maskenballes im Irrenhause, zu dem alle Trödler der ganzen Welt ihre Kasten geleert haben.

Aus dem dumpfen Gemurmel der Menge heraus hört man das laute Schreien der griechischen Knaben, mit Zeitungen jeder Sprache beladen, die Stentor-Rufe der Lastträger, das schallende Lachen türkischer Frauen, die kindlichen Stimmen der Eunuchen, die Fisteltriller der Blinden, welche Verse aus dem Koran singen, das leise Knarren der schwankenden Brücke, die Pfeifen und Glocken von hundert Dampfschiffen, deren Rauch der Wind zuweilen so dicht über die Menge treibt, daß man während einiger Minuten nichts mehr sieht.

Diese Maskerade der Völker steigt in die Dampfböte, welche jeden Augenblick nach Skutari, den Dörfern am Bosporus, den Vorstädten am goldenen Horn abgehen, verbreitet sich über Stambul, eilt in Bazars oder Moscheen, nach Fanar und Balata bis in die entferntesten Quartiere am Marmormeer, ergießt sich an das fränkische Ufer, rechts in die Paläste des Sultans, links in die hoch gelegenen Theile Peras, von wo sie durch unzählige Gäßchen, die

sich an allen Seiten des Hügels entlang schlängeln, wieder auf die Brücke zurückfließt — und so vereinigt sie Europa mit Asien, zehn Städte und hundert Vorstädte in einem Netz von Geschäften, Intriguen und Geheimnissen, vor dem die Phantasie sich verwirrt. Es scheint, als müsse dies Schauspiel Fröhlichkeit erzeugen, das aber ist nicht der Fall. Nach der ersten staunenden Verwunderung verbleichen die festlichen Farben; nun wandert kein Zug im lustigen Carneval vorüber, sondern die ganze Menschheit mit all ihrem Elend, all ihren Thorheiten, mit der endlosen Uneinigkeit ihres Glaubens und ihrer Gesetze. Wir sehen eine Pilgerschaft gesunkener Völker und erniedrigter Racen, eine Unendlichkeit von Unglück, das zu unterstützen, von Schande, die abzuwaschen, von Ketten, die zu zerbrechen sind, eine Anhäufung furchtbarer Probleme, mit blutigen Zügen geschrieben und nur mit Strömen von Blut aufzulösen. Dazu kommt, daß diese bunte Verschiedenheit seltsamer Erscheinungen die Neugierde eher reizt als befriedigt. Noch war keine Viertelstunde seit meiner Ankunft auf der Brücke verflossen, als ich, an die Brüstung gelehnt, dastand, achtlos mit dem Bleistift Arabesken auf das Holz zeichnete und mir gähnend sagte, daß doch etwas Wahres in dem berühmten Ausspruch der Staël liegt: Reisen ist das traurigste Vergnügen.

4.

Stambul, die türkische Stadt. Einsame Gegenden, belebte Straßen. Aeußerer Eindruck der Moscheen. Erinnerungen an das alte Byzanz. Im Wirthshaus. Was wir in Konstantinopel vornehmen können.

Um uns von dieser Betäubung zu erholen, ist es am besten, eine der tausend kleinen Gäßchen einzuschlagen, welche sich über die Abhänge der Hügel Stambuls hinziehen. Hier herrscht tiefe Stille, hier läßt sich der geheimnißvolle, eifersüchtige Orient ruhig in allen seinen Erscheinungen beobachten, der Orient, welcher sich am andern Ufer des goldenen Horns nur in flüchtigen Zügen inmitten der lärmenden Verwirrung des europäischen Lebens zeigt. Hier ist Alles durchaus orientalisch. Nachdem wir eine Viertelstunde gegangen sind, sehen wir Niemand, hören keinen Laut. Zu beiden Seiten liegen verschiedenfarbige Holzhäuser, bei denen der erste Stock über das Erdgeschoß, das zweite Stockwerk über das erste vorspringt; die Fenster haben eine Art kleiner Veranden vor sich mit Glasscheiben und klaren Holzgittern, die den Eindruck machen, als wären viele kleine Häuserchen an die großen Häuser gehängt — dadurch gewinnt die Straße ein eigenthümlich trauriges und mysteriöses Aussehen.

Zuweilen sind die Gassen so eng, daß sich die vorspringenden Theile der gegenüberliegenden Häuser fast berühren, und dann wandert man lange Strecken im Schatten jener kleinen Holzveranden, gerade unter den Füßen der

türkischen Frauen, die in denselben einen großen Theil des Tages zubringen und nur einen schmalen Streifen blauen Himmels sehen können. Alle Thüren sind geschlossen, die unteren Fenster vergittert, Alles athmet Mißtrauen und Eifersucht, man glaubt eine aus lauter Klöstern bestehende Stadt zu durchschreiten. Dann plötzlich ertönt fröhliches Lachen, und heben wir schnell den Kopf, so sehen wir durch irgend eine Oeffnung dunkle Flechten oder ein glänzendes Auge, das sogleich wieder verschwindet. Zuweilen überraschen wir zwei in lebhafter, leiser Unterhaltung von der einen Seite der Straße zur andern, aber beim Klang unserer Schritte verstummt diese sogleich. Wer weiß, welch' ein Netz von Klatschereien und Intriguen wir so im Vorübergehen zerreißen! Wir sehen Niemand und werden doch von tausend Augen gesehen; wir sind allein und fühlen uns doch inmitten einer Menschenmenge; wir meinen unbeachtet zu gehen und richten uns unwillkürlich grade, an unsere Haltung denkend. Eine Thür, die geöffnet, ein Fenster, das geschlossen wird, läßt uns zusammenfahren wie bei lautem Lärm.

Es scheint, als müßten diese Straßen langweilig werden. Aber im Gegentheil. Grüne Büsche, aus denen ein weißer Minaret aufragt, ein rosa gekleideter Türke, eine schwarze Dienerin vor einer Thüre, ein persischer Teppich an einem Fenster genügen, ein so harmonisches, lebensvolles Bild zu geben, daß man es Stunden lang betrachten möchte. Die wenigen Vorübergehenden sehen uns nicht an. Nur eine

Stimme ruft hinter uns: „—Giaur!“ (Ungläubiger) und im Umwenden erblicken wir den Kopf eines Knaben hinter dem Fensterladen. Manchmal öffnet sich die Thür eines Hauses, und wenn wir begierig auf die Erscheinung einer Schönen aus dem Harem warten, tritt statt derselben eine Europäerin heraus mit kleinem Hütchen und Schleppe, die „Adieu“ oder „au revoir“ murmelt, sich schnell entfernt und uns mit offenem Munde stehen läßt. In einer andern, ganz orientalischen, stillen Straße hören wir plötzlich ein Pfeifen und Pferdegetrappel; was ist das? Wir trauen kaum unseren Augen. Es ist ein großer Omnibus, der auf zwei, vorher nicht beachteten Schienen läuft, voll Türken und Franken, mit einem uniformirten Portier und ausgehängten Preislisten wie eine Pferdeeisenbahn in Wien und Paris. Die Dissonanz, welche diese Erscheinung in diesen Straßen bildet, läßt sich mit keinem Wort ausdrücken. Es scheint eine Posse oder ein Irrthum, und ganz erstaunt und lachend betrachten wir dies Fahrzeug, als hätten wir nie ein ähnliches gesehen. Mit dem Omnibus schwindet die lebhafte Erinnerung an Europa, und, wie bei einem Scenenwechsel im Theater, befinden wir uns wieder in Asien.

Von diesen einsamen Straßen betreten wir einen offenen Platz, den eine einzige gigantische Platane beschattet. An der einen Seite ist eine Fontaine mit trinkenden Kameelen, an der anderen ein Caffeehaus, wo rauchende Türken auf Polstern vor den Thüren ausgestreckt ruhen; daneben steht ein hoher Feigenbaum, von wilden, tief herunterhängenden

Weinranken umschlungen, die einen Durchblick auf das blau schimmernde Meer und weiße Segel gestatten. Die klare Beleuchtung, die Todtenstille verleihen allen diesen Scenen einen melancholisch feierlichen Charakter, der sie unvergeßlich macht, selbst wenn man sie nur ein einziges Mal gesehen hätte. Man geht weiter und weiter, bezaubert durch jene geheimnißvolle Stille, die allmälig das Bewußtsein einschläfert, und vergißt Entfernung und Stunde.

Wir sehen auch weite Strecken mit den Spuren der letzten Feuersbrünste, Abhänge, wo nur wenige Häuser vereinzelt stehen, zwischen denen das Gras wächst und sich steile Fußwege schlängeln, Höhepunkte, von wo der Blick Straßen, Gäßchen, Wege, Gärten, Hunderte von Häusern umfaßt, ohne ein menschliches Geschöpf, eine Rauchwolke, eine offene Thür, das geringste Zeichen von Bewohnern und Leben zu bemerken, so daß man glauben könnte, sich ganz allein in der ungeheuren Stadt zu befinden, und bei dem Gedanken einen Augenblick fast Furcht fühlt. Dann wieder, am Fuße des Hügels schon, ist Alles ganz verändert. Wir sind in einer der größten Straßen Stambuls mit monumentalen Gebäuden an beiden Seiten. Staunend gehen wir zwischen Moscheen, Kiosken, Minarets, gewölbten Gallerien, Marmorfontainen, Mausoleen, in Arabesken und goldenen Inschriften glänzend, deren Wände Mosaik schmückt, die unter den hervorspringenden Schirmdächern eingelegtes Cedernholz zeigen, rings umschattet von einer reichen Vegetation, die an den Umfassungsmauern und den vergoldeten

Gittern der Gärten rankend emporklettert und den Weg mit Düften erfüllt. In diesen Straßen begegnen uns bei jedem Schritt Karossen der Paschas, der Officiere; Beamte, Eunuchen großer Häuser, von Dienern und Parasiten begleitet, kommen und gehen zwischen den Ministerien. Hier erkennt man die Metropole des großen Reiches und bewundert dieselbe in ihrer ganzen Pracht. Ueberall schimmern weiße Gebäude. Hier ist eine reizende Anmuth der Architektur, plätscherndes Wasser, frischer Schatten und Alles dies schmeichelt den Sinnen wie leise Musik und erfüllt die Phantasie mit lachenden Bildern.

Durch diese Straßen kommt man zu großen Plätzen, wo sich die Kaiserlichen Moscheen erheben, und steht fast bestürzt vor diesen ungeheuren Gebäuden. Jedes besteht gewissermaßen aus einer kleinen Stadt von Hospitälern, Schulen, Bibliotheken, Magazinen, Bädern, die alle miteinander eine mächtige Kuppel krönt. Die Architektur, welche man einfach wähnte, bildet eine Variation in den Einzelheiten, die unsere staunenden Augen auf tausend Stellen lenkt. Da sind kleine bleibekleidete Kuppeln, Dächer in bizarren Formen, eins sich über das andere erhebend, luftige Gallerien, hohe Portale, säulengezierte Fenster, Minarets, die durchbrochene Terrassen bilden, stalaktitenähnliche Kapitäle, monumentale Pforten und Fontainen, welche wie mit Spitzen überzogen sind, Mauern in Gold und tausend Farben strahlend, Alles verziert, bunt ausgelegt, anmuthig von Eichen, Cypressen und Weiden beschattet, aus denen Schaaren

von Vögeln aufsteigen, langsam die Kuppel umkreisen und das mächtige Gebäude mit harmonischen Tönen erfüllen. Hier haben wir eine Empfindung, mächtiger und tiefer, als das bloße Bewußtsein der Schönheit. Jene Monumente, welche so zu sagen eine colossale steinerne Bekräftigung von Gedanken und Gefühlen sind, die nicht denen gleichen, in welchen wir geboren und auferzogen wurden, jene Gebäude, der Knochenbau einer feindlichen Race und eines feindlichen Glaubens, die uns in der stummen Sprache stolzer Linien und kühner Höhen die Glorie eines Gottes verkünden, der nicht der unsrige ist, und den Ruhm eines Volkes, das unsere Vorfahren zittern machte, — flößen uns eine aus Mißtrauen und Zaghaftigkeit gemischte Ehrfurcht ein, welche zuerst über die Neugierde siegt und uns gebietet, noch nicht näher zu treten.

In den schattigen Vorhöfen sehen wir Türken die vorgeschriebenen Waschungen an den Fontainen verrichten, Bettler an den Pfeilern kauern, verschleierte Frauen, langsam unter den Arcaden wandelnd — Alles still und zugleich mit einem Hauch des Mysteriums und der Sinnlichkeit beschattet, dessen Dasein man nicht versteht, und der den Geist beschäftigt wie ein Räthsel. Galata, Pera, wie fern sie sind! Wir glauben uns allein in einer anderen Welt und in einer anderen Zeit, im Stambul Solimans des Großen und Bajazids II. und wundern uns, wenn wir, nachdem wir den Platz verlassen und die unermeßlichen Monumente osmanischer Macht aus dem Auge verloren haben, uns

wieder mitten im elenden, zerfallenden Konstantinopel, zwischen Schmutz und Armseligkeit befinden. Weiter gehen wir und die Farben der Häuser verblassen, die Weinranken hängen unbeschnitten, die Becken der Fontainen sind moosüberwachsen, die Moscheen werden zwerghaft, die Mauern zerbröckeln und hölzerne Minarets stehen von Dornen und Nesseln umgeben, die Mausoleen sind in Ruinen zerfallen, die Treppen zerbrochen, die Wege mit Schutt versperrt — dies sind elende Stadttheile voll tiefer Traurigkeit, wo kein anderes Geräusch gehört wird, als das Flügelrauschen der Sperber und Störche, oder die Gutturallaute eines einsamen Muezzin, der hoch von einem verborgenen Minaret den Namen Gottes ruft.

Keine Stadt zeigt so wie Stambul die Natur und die Philosophie ihres Volkes. Alles Schöne und Große ist Gottes und des Sultans, des Vertreters Gottes auf Erden, alles Uebrige ist vergänglich und trägt die Spur der Eitelkeit alles Weltlichen. Der Stamm der Hirten ist eine Nation geworden, aber seine instinctive Liebe für die ländliche Natur, die Betrachtung und der Müßiggang haben der Metropole den Charakter eines Lagers erhalten. Stambul ist keine fortschreitende, sich erneuernde Stadt, es arbeitet, es denkt, es schafft nicht; die Civilisation unterminirt seine Thore, belagert seine Straßen — es schlummert und träumt im Schatten seiner Moscheen und läßt sie gewähren. Es ist nur eine lose, zerstreute, entstellte Stadt, die mehr der Haltepunkt von Nomaden, als die Macht eines festen Staates

darstellt; sie ist die ungeheure Skizze einer Metropole — eher ein gewaltiges Schauspiel als eine Stadt. Man kann sich kein einheitliches Bild derselben machen, ohne sie völlig zu durchstreifen, von dem ersten Hügel an, der die Spitze des Triangels bildet und vom Marmarameer gebadet wird. Hier ist gewissermaßen das Haupt Stambuls, ein monumentaler Theil, erinnerungsreich, voll Majestät und Licht. Hier ist der alte Serail, wo sich einst Byzanz mit der Akropolis und dem Jupitertempel, dann der Palast der Kaiserin Placidia und die Termen des Arkadius befanden, hier liegt die Aja Sofia, die Moschee Achmed und der At-Meidan-Platz, welcher den des antiken Hippodrom einnimmt, wo, von Göttergestalten in Erz und Marmor umgeben, unter dem Jauchzen einer in Seide und Purpur gekleideten Menge das goldene Viergespann dahinflog, gefolgt von den Augen der Kaiserin, deren Gewänder perlengeschmückt strahlten. Von diesem Hügel gelangt man in ein ziemlich flaches Thal, wo sich die östlichen Mauern des Serail hinziehen, die die Grenze des alten Byzanz bezeichnen, und wo sich die hohe Pforte erhebt, der Palast des Großveziers und das Ministerium des Aeußern: ein ernstes, stilles Quartier, in dem sich die ganze Traurigkeit der Schicksale des Reiches vereinigt zu haben scheint.

Von diesem Thal geht es auf den zweiten Hügel, und dort ragt die Marmor-Moschee Nuri-Osmanieh, das Licht des Osmans, wo früher die Säule Konstantins, die einen Apollo mit dem Antlitz des großen Kaisers trug, gerade in

der Mitte des antiken Forum stand, von Triumphbögen und Statuen umgeben. Jenseits dieser Höhe öffnet sich das Thal der Bazare, das sich von der Moschee Sultan Bajasid bis zu derjenigen Valide-Sultan erstreckt und ein so mächtiges Labyrinth bedeckter Straßen voll Menschen und Lärm umfaßt, daß man dasselbe mit betäubten Ohren und geblendeten Augen verläßt. Auf dem dritten Hügel, der zu gleicher Zeit das Marmarameer und das goldene Horn beherrscht, steht die stolze Moschee des Soliman, die Nebenbuhlerin der heiligen Sofia, Freude und Glanz Stambuls, wie die türkischen Dichter sagen, und der wunderbare Thurm des Kriegsministeriums, das auf den Trümmern der alten Paläste der Konstantine gebaut, einst von Mohammed dem Eroberer bewohnt und dann als Serail der alten Sultaninnen benutzt wurde.

Zwischen der dritten und vierten Anhöhe erstreckt sich gleich einer luftigen Brücke die große Wasserleitung des Valens, von zwei Reihen zierlicher Bogen gebildet, mit üppigem Grün bekleidet, das in Guirlanden über dem dicht mit Häusern besetzten Thal hängt. Unter diesem Aquaduct weiter gehend, erreicht man den vierten Hügel; daselbst, auf den Ruinen der berühmten heiligen Apostelkirche, durch die Kaiserin Helena gegründet, erregt die Moschee Mohammed's II. unsere Bewunderung. Schulen, Hospitäler, Caravansereien umgeben sie, und in der Nähe finden wir den Sklavenbazar, die Bäder Mohammed's und die Granitsäule des Marcianus, die noch einen Marmorstumpf zeigt, mit Kaiser-

lichen Adlern gekrönt. Nicht weit davon liegt der Platz Et-Meidan oder Richtplatz mit der ehemaligen Janitscharenkaserne, wo die bekannte entsetzliche Metzelei stattfand.

Wir durchschreiten wieder ein Thal, eine andere Stadt und sind auf dem fünften Hügel. Dort grüßt uns die Moschee Selim's unweit der alten Cisterne des heiligen Petrus, die ein Garten geworden ist. Zu unseren Füßen, am goldenen Horn entlang dehnt sich Fanar aus, das griechische Stadtviertel, der Sitz des Patriarchen. Dorthin hat sich das alte Byzanz geflüchtet mit den Abkömmlingen der Paläologen und Komnenen, dort war das schreckliche Blutbad von 1421.

Durch das fünfte Thal erreicht man den sechsten Hügel und damit schon das Terrain, das die acht Cohorten der vierzigtausend Gothen Konstantin's besetzten, außerhalb des Umkreises der ersten Mauern. Der sechste Hügel zeigt noch Reste des Palastes Hebdomon, von Konstantin Porphyrogennetus erbaut, in dem die Kaiserkrönungen stattfanden — jetzt heißt er Tekir-Serai; einst trug derselbe das Forum Arkadii mit der riesigen Statue des Arkadius, deren hohes Piedestal noch steht. Am Fuß dieser Höhe liegt Balata, das Ghetto von Konstantinopel, ein unsauberes Quartier, welches sich am Ufer entlang bis an die Mauern der Stadt hinzieht, und jenseits Balata die alte Vorstadt Blachernen, deren Paläste einst vergoldete Dächer zierten, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserinnen, berühmt durch die Kirche der Kaiserin Pulcheria, einst das Heiligthum von Reliquien, jetzt ganz in traurigem

Verfall. Bei Blachernen fangen die zackigen Mauern an, die vom goldenen Horn bis zum Marmarameer laufen, den siebenten Hügel umfassend, den am meisten orientalischen und größten Stambuls.

Zwischen ihm und den übrigen sechs fließt der kleine Fluß Lykus, und von den Mauern bei Blachernen umfaßt der Blick die Vorstadt Ortakdschilar, die allmälig zur Rhede absteigt, von Gärten umkränzt, sowie die Vorstadt Ejub, das heilige Gebiet der Osmanen mit hübscher Moschee und dem weiten Friedhof, den Cypressenhaine beschatten, mit weißlich schimmernden Mausoleen und Grabsteinen. Hinter Ejub sehen wir noch den Wall des alten militärischen Lagers, wo die Legionen die neuen Imperatoren auf ihre Schilder hoben, und dahinter andere Dörfer, deren bunte, lebhafte Farbe aus dem dunklen Grün der Wälder leuchtet, bespült von den fernen Wogen des goldenen Horns.

Das ist Stambul. Es ist göttlich! Aber das Herz erschrickt, wenn es bedenkt, wie dies endlose asiatische Dorf sich erhebt auf den Ruinen jenes zweiten Roms, dem mächtigen Museum der aus Italien, Griechenland, Kleinasien, Egypten geraubten Schätze, deren Erinnerung den Geist gleich einem Zaubertraum blendet. Wo sind sie, die Säulenhallen, welche einst die Stadt vom Meer bis zu den Mauern durchzogen, die vergoldeten Kuppeln, die Reitercolosse, die auf gigantischen Pfeilern vor den Amphitheatern und den Thermen standen? wo die Erz-Sphinxe auf dem Piedestal von Porphir, wo die Tempel und Paläste, welche mit ihren

steinernen Fronten die Marmor- und Silberstatuen von Göttern und Kaisern umrahmten? Alles ist verschwunden oder verändert. Die Standbilder aus Erz sind zu Kanonen umgegossen, die Kupferbekleidungen der Obelisken haben sich in Münzen, die Sarkophage der Kaiserinnen in Fontainen verwandelt; die Kirche der heiligen Irene ist ein Arsenal, die Cisterne Konstantin's eine Werkstatt, das Piedestal der Säule des Arkadius der Laden eines Hufschmieds, der Hippodrom ein Pferdemarkt. Epheu und Mörtel bedecken die Fundamente der Residenzen, das Gras der Kirchhöfe wächst auf dem Boden der Amphitheater — und nur wenige Inschriften, von Feuersbrünsten geschwärzt oder durch die Schwerter der Eroberer verstümmelt, erinnern noch daran, daß jene Hügel die wundervolle Hauptstadt des Orients trugen. Auf dieser traurigen Ruine ruht Stambul wie eine Odaliske auf einem Grabe.

Und jetzt bitte ich die Leser, sich mit mir im Wirthshaus ein wenig zu erholen.

Einen großen Theil von dem eben Beschriebenen sahen mein Freund und ich schon am Tage unserer Ankunft; man denke also, wie unser Kopf schwindeln mußte, als wir beim Anbruch der Nacht in unser Hotel zurückkehrten. Unterwegs sagten wir nichts, aber kaum waren wir in unserem

Zimmer, als wir uns aufs Sopha warfen, uns ansahen und einander fragten:

„Nun, was meinst Du?"

— „Was sagst Du?"

„Und wenn ich denke, daß ich hergekommen bin, um zu malen!"

— „Und ich, um zu schreiben!"

Wir lachten uns gegenseitig wie in brüderlicher Theilnahme an.

In der That, an jenem Abend und noch mehrere Tage nachher hätte mir Se. Majestät, der Sultan, eine Provinz Kleinasiens zum Lohn versprechen können, ich wäre doch nicht im Stande gewesen, zehn Reihen über die Hauptstadt seines Staates zusammenzusetzen, so wahr ist es, daß, um große Dinge beschreiben zu können, man denselben erst ferner stehen und dieselben ein wenig vergessen muß, um sich ihrer gut zu erinnern. Und wie hätte ich schreiben sollen in einem Zimmer, von dem ich den Bosporus, Skutari und die Spitzen des Olymp sah!

Das Hotel selbst bot ein interessantes Schauspiel. Zu allen Stunden des Tages kamen und gingen Menschen aus aller Herren Länder. Bei der table d'hôte saßen täglich mindestens zwanzig verschiedene Nationen, und zuweilen bildete ich mir beim Essen ein, ein Delegirter der italienischen Regierung zu sein, der beim Dessert einen Vortrag über große internationale Fragen halten sollte. Da waren rosige englische Ladies, Künstler mit genial unordentlichen

Haaren, Abenteurer, feine kleine Köpfe byzantinischer Jungfrauen, eigenthümliche, düstere Gesichter und jeden Tag andere. Wenn das Dessert aufgesetzt war und Alles sprach, glaubte man am Thurm von Babel zu sein. Am ersten Tag schon wurde ich mit einigen Russen bekannt, die ganz bezaubert von Konstantinopel waren. Am Abend von den verschiedenen Punkten der Stadt zurückgekehrt, trafen wir uns wieder und Jeder hatte über eine Reise zu berichten. Dieser hatte den Thurm der Feuerwache bestiegen, Jener die Friedhöfe in Ejub besucht, Einer kam von Skutari, ein Anderer hatte eine Fahrt auf dem Bosporus gemacht; licht- und farbvolle Schilderungen würzten die Unterhaltung, und wenn die Worte fehlten, halfen die süßen, duftenden Weine des Archipelagus zu neuer Begeisterung. Ich fand auch mehrere meiner Landsleute, reiche Stutzer, die mich gewaltig ärgerten, weil sie von der Suppe bis zu den Früchten auf Konstantinopel schalten: es wäre kein Trottoir da, die Theater wären dunkel, und sie wüßten nicht, wo sie den Abend zubringen sollten. Sie waren nach Konstantinopel gekommen, um ihre Abende zu verleben! Einer von ihnen hatte die Reise auf der Donau gemacht, und als ich ihn fragte, wie ihm der große Fluß gefallen habe, antwortete er, daß nirgends in der ganzen Welt der Stör so gut gekocht würde wie auf den Kaiserlich Königlich österreichischen Dampfschiffen. Der Andere war der reizende Typus des verliebten Reisenden, einer von Denen, welche über ihre Eroberungen Buch führen. Noch sehe ich den langen, blonden,

albernen Grafen, wie er, so wie die Rede auf türkische Damen kam, den Kopf mit seinem dummen Lächeln neigte und nur mit halben Worten, sehr kunstvoll durch einen Schluck Wein unterbrochen, an der Unterhaltung Theil nahm. Mittags erschien er immer ein wenig später als alle Anderen, ganz außer Athem, mit einer Miene, als ob er vor einer Viertelstunde wie der Sultan hätte wählen dürfen, und zwischen den verschiedenen Gängen ließ er mit großer Vorsicht zusammengefaltete Briefchen von einer Tasche in die andere gleiten, die Briefe von Odalisken sein sollten und ganz sicher Hotelrechnungen waren.

Man muß wirklich in solch einem kosmopolitischen Gasthaus gewesen sein, um zu wissen, was man da für sonderbaren Subjecten begegnet. Ein junger Ungar war da, groß, lebhaft, mit diabolischen Augen und fieberhaft erregter Sprache, der, nachdem er Secretär eines reichen Pariſers gewesen, sich bei den französischen Zuaven in Algier hatte anwerben lassen. Verwundet und von den Arabern gefangen, war er nach Marokko gekommen; dann nach Europa zurückgekehrt, hatte er im Haag versucht, den Officiersrang zu erlangen, um gegen die Javanesen zu kämpfen. Im Haag abgewiesen, wollte er ins türkische Heer treten, aber, auf dem Wege nach Konstantinopel, in Wien, empfing er in einem wegen einer Dame unternommenen Duell eine Kugel in den Hals — er zeigte die Narbe. Auch in Konstantinopel abschlägig beschieden, sagte er: „Was soll ich thun? — Je suis enfant de l'aventure; ich muß mich schlagen; nun

gehe ich nach Indien" — er zeigte sein Billet für die Ueberfahrt — „Ich will englischer Soldat werden, im Innern giebt es da immer etwas zu thun; ich will mich ja nur schlagen; was mache ich mir daraus zu sterben? Ich habe schon eine kranke Lunge." — Ein anderes Original war ein Franzose, dessen Dasein nur ein beständiger Kampf mit der Post zu sein schien: er führte Prozesse mit der österreichischen, der französischen, der englischen Post; er schickte protestirende Artikel an die „Neue Freie Presse", er sandte telegraphische Impertinenzen an alle Poststationen des Continents, er führte täglich eine Unterhaltung an einem Postschalter, er erhielt nie einen Brief zur rechten Zeit, schrieb nie einen, der an seinen Bestimmungsort kam, und erzählte bei Tisch von all seinem Unglück und all seinen Zänkereien immer mit der Schlußversicherung, daß die Post sein Leben verkürzt habe. Ich erinnere mich weiter einer griechischen Dame mit dem Gesicht einer Spiritistin, sonderbar gekleidet und immer allein, die sich jeden Abend vom Tisch erhob, wenn das Essen erst halb vorüber war und fortging, nachdem sie ein kabalistisches Zeichen auf dem Teller gemacht hatte, dessen Bedeutung Niemand zu erklären vermochte. Noch gedenke ich eines walachischen Paares, eines schönen Jünglings von vielleicht fünfundzwanzig Jahren und eines Mädchens in der ersten Jugendblüthe, die nur einen Abend erschienen und zweifellos Flüchtlinge waren, er der Entführer, sie die Mitschuldige; denn man brauchte sie nur einen Augenblick zu fixiren, um Beide erröthen zu machen,

und jedes Mal, wenn sich die Thür öffnete, schnellten sie wie zwei Springfedern empor. Und an wie viele denke ich noch! Es war eine Laterna magica. Wenn ein Dampfer angekommen war, amüsirten Yunk und ich uns damit, die Eintretenden zu beobachten, Alle müde, betäubt, Einige noch erregt durch das Schauspiel der Einfahrt; aller Antlitz sagte: „Was ist dies für eine Welt! Wohin sind wir gerathen?“ Einmal trat ein eben angekommener Jüngling ein, der ganz außer sich vor Wonne schien, endlich in Konstantinopel, dem Traum seiner Kindheit, zu sein und stumm, mit beiden Händen, den Arm seines Vaters drückte, der mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „Je suis heureux de te voir heureux mon cher enfant!“

Die heißen Tagesstunden brachten wir am Fenster zu, auf den schneeweißen Mädchenthurm blickend, der sich Skutari gegenüber auf einer einsamen Klippe des Bosporus erhebt, und während wir an die Legende von dem persischen Prinzen dachten, der das Gift aus dem Arm der schönen, von der Natter gebissenen Sultanin saugte, stand jeden Tag zu derselben Stunde ein fünfjähriger Knabe am Fenster des gegenüberliegenden Hauses und machte uns eine lange Nase zu. — Sonderbar und seltsam fremd war uns Alles in diesem Hotel. Unter Anderem fanden sich jeden Abend ein oder zwei Subjecte mit zweideutigen Gesichtern vor der Thür ein, die Modelle besorgten, jeden Maler beim Arm ergriffen und mit leiser Stimme fragten: „Eine Türkin? Eine Griechin? Eine Armenierin? Eine Schwarze? Eine Jüdin?“

Nun wollen wir nach Konstantinopel zurückkehren und umherstreifen, frei wie die Vögel unterm Himmel. Man kann hier jegliche Laune befriedigen, sich eine Cigarre in Europa anzünden und die Asche in Asien abklopfen. Am Morgen können wir uns fragen: Welchen Theil der Welt werde ich heute sehen? Ich darf zwischen zwei Continenten und zwei Meeren wählen. Zu meiner Verfügung finde ich auf jedem Platz gesattelte Pferde, Segelböte, Dampfschiffe an hundert ins Wasser führende Treppen, Nachen und Wagen, ein Heer von Ciceronen, die alle Sprachen Europas reden. Will ich die italienische Comödie besuchen? die Derwische tanzen sehen? über die Späße des Caragheuz — des türkischen Clown — lachen? die Chansons der kleinen Pariser Theater hören? die gymnastischen Vorstellungen der Zigeuner bewundern? mir eine arabische Legende von einem Rhapsoden erzählen lassen? ins griechische Theater gehen? einen Imam predigen hören? den Sultan vorbeiziehen sehen? So überlegt und fragt man. Alle Nationen stehen uns zu Diensten! Der Armenier rasirt uns, der Hebräer wichst die Stiefeln, der Türke steuert die Barke, der Neger knetet uns im Bade, der Grieche schenkt den Caffee — und Alle, Alle führen uns an. Zur Erfrischung beim Spaziergang dient Eis, mit dem Schnee des Olymp bereitet. Wenn wir Lust haben, können wir unseren Durst, wie der Sultan, mit Nilwasser löschen, wenn wir magenleidend sind, mit dem Wasser des Euphrat, oder wir können Donauwasser trinken zur Beruhigung der Nerven. Wir können zu Mittag essen

wie der Araber in der Wüste oder wie der Schwelger im Maison dorée. Um Sieſta zu halten, haben wir die Kirchhöfe, zur Betäubung die Brücke der Sultanin Valide, zum Träumen den Bosporus, für die Sonntage den Archipelagus der Prinzeninſeln, zur Ausſicht auf Kleinaſien die Anhöhe Bulghurlu, zum Blick auf das goldene Horn den Thurm von Galata, zur Ausſicht über Alles den Thurm der Feuerwache.

Die Stadt iſt faſt noch mehr eigenthümlich als ſchön. Alles, was ſich zu gleicher Zeit dem Geiſt darbieten kann, bietet ſich hier auch zu gleicher Zeit dem Blick. Von Skutari geht die Karawane nach Mekka und der directe Eiſenbahnzug nach Bruſſa, der alten Hauptſtadt, ab. Zwiſchen den geheimnißvollen Mauern des alten Serails laufen die eiſernen Schienen der Bahn nach Sofia; türkiſche Soldaten geleiten den katholiſchen Prieſter, der das heilige Sacrament trägt; das Volk amüſirt ſich auf den Kirchhöfen, Leben, Tod, Vergnügen ſind auf's Engſte verbunden. Hier iſt zu gleicher Zeit die lärmende Bewegung Londons und — die träge Ruhe orientaliſchen Müſſigganges, ein ungeheuer reges, öffentliches Leben — ein undurchdringlich myſterieuſes Privatleben; eine abſolute Regierung und — eine unbeſchränkte Freiheit. In den erſten Tagen begreift man nichts, man meint, es müſſe jeden Augenblick dieſe Unordnung aufhören oder eine Revolution ausbrechen; jeden Abend kehrt man nach Hauſe wie von einer Reiſe zurück, jeden Morgen fragt man ſich: Iſt dies wirklich Stambul? Man weiß

nicht, wohin man den Kopf wenden soll, ein Eindruck verwischt den andern, die Wünsche wachsen, die Zeit fliegt; man möchte das ganze Leben hier zubringen, man möchte am nächsten Tag abreisen. Wenn man nun noch dazu dies Chaos beschreiben soll! Zuweilen ergreift mich die Versuchung, alle Bücher und alle Blätter, die ich auf dem Tisch habe, zusammen zu raffen und aus dem Fenster zu werfen.

5.

Wanderung längs des „Goldenen Horns“: Galata. Pera. Das große Todtenfeld. Pancaldi. St. Dimitri. Tatavola. Mittagessen in einer türkischen Taverne. Kassim-Pascha. Im Caffeehaus. Piali-Pascha. Der Muezzin. Ok-Meidan. Piri-Pascha. Haskjöi. Südlüdsche. Im Kaik.

Erst am vierten Tage nach unserer Ankunft faßten mein Freund und ich einen Entschluß. Früh am Morgen standen wir auf der Brücke, ohne noch recht zu wissen, was wir den Tag unternehmen wollten, als Yunk mir vorschlug, zum ersten Mal einen großen Spaziergang mit einem bestimmten Ziel zu machen, um mit ruhigem Gemüth Beobachtungen und Studien zu beginnen. „Wir wollen einmal am ganzen nördlichen Ufer des goldenen Hornes entlang gehen“, sagte er, „und sollten wir bis in die Nacht hinein wandern; laß uns in einem türkischen Gasthaus frühstücken, unsere Siesta im Schatten einer Platane halten und im Kahn zurückkehren.“ Ich nahm den Vorschlag an, wir versahen uns mit Cigarren und kleiner Münze, warfen noch einen Blick auf die Karte und machten uns zunächst auf den Weg nach Galata.

Der freundliche Leser, der Konstantinopel gut kennen lernen will, möge uns begleiten.

Wir kamen in Galata an, von wo unser Ausflug beginnen soll. Galata liegt auf einem Hügel, der zwischen

dem goldenen Horn und dem Bosporus ein Vorgebirge bildet, da wo einst der große Kirchhof der alten Byzantiner lag. Es ist die City Konstantinopels. Fast alle Straßen sind krumm und eng, zu beiden Seiten Schenken, die Läden der Pastetenbäcker, der Barbiere, der Metzger, griechische und armenische Caffeehäuser, Comptoire, kleine Kaufbuden, Baracken; Alles dunkel, naß, schmutzig, klebrig wie in den schlechten Stadttheilen Londons. Eine dichte, eilige Volksmenge drängt sich in den Gassen und theilt sich unaufhörlich, um den Lastträgern, den Wagen, den Eseln, den Omnibussen Platz zu machen. Fast der ganze Handel Konstantinopels geht durch diesen Ort. Hier liegen Börse, Zollamt, die Comptoire des österreichischen Lloyd, der französischen Gesandtschaft, Kirchen, Klöster, Krankenhäuser, Magazine. Eine unterirdische Eisenbahn verbindet Galata mit Pera. Wenn man nicht Turban und Fez in den Straßen sähe, könnte man vergessen, daß man im Orient ist, denn überall hört man die Sprachen Frankreichs, Englands und Genuas. Hier sind die Genueser gleichsam daheim und nehmen noch gern die Miene von Herrschern an, wie damals als sie das Thor nach ihrem Gefallen schlossen und die Drohungen der Kaiser mit Kanonen beantworteten. Ihre Macht jedoch hat keine Denkmäler hinterlassen als einige alte Häuser, von großen Pfeilern und mächtigen Wölbungen getragen, und das verfallende Gebäude, wo ihr Magistrat wohnte. Das alte Galata ist fast ganz verschwunden. Viele tausende Hütten wurden abgetragen,

um zwei langen Straßen den Platz zu räumen: die eine steigt am Hügel gen Pera empor, die andere durchzieht — mit dem Meeresufer parallel laufend — Galata von einem Ende bis zum andern. Diese schlugen mein Freund und ich ein, mußten aber jeden Augenblick in die Läden flüchten vor großen Omnibussen, denen Türken im bloßen Hemde vorauf-rennen, welche die Straße mit Peitschenhieben frei machen. Bei jedem Schritt tönte ein neues Geschrei in unser Ohr. Der türkische Lastträger ruft: — Sacun ha! (Platz). — Der armenische Wasserträger: — Varme su! — Der türkische Eseltreiber: — Burada! — Der Verkäufer von Süßigkeiten: — Scerbet! — Der Zeitungshändler: — Neologos! — Der fränkische Rosselenker: — Guarda! Guarda! —

Nach einer Wanderung von zehn Minuten waren wir völlig betäubt. An einer gewissen Stelle bemerkten wir zu unserer Verwunderung, daß die Straße nicht mehr gepflastert war und doch die Steine erst vor Kurzem fortgenommen schienen. Wir standen still und suchten die Ursache zu errathen, bis ein italienischer Krämer unsere Neugierde be-friedigte. Diese Straße führt zu den Palästen des Sultans. Als nun vor einigen Monaten der Fürstliche Zug sich hier fortbewegte, war das Pferd des Sultans gestrauchelt und gefallen. Der gute Herrscher aber befahl erzürnt, das Pflaster von dem Ort des Unfalls an bis zum Palast sogleich auf-zureißen. An dieser denkwürdigen Stelle ließen wir heute unsere rein orientalische Wanderung enden und indem wir

dem Bosporus den Rücken wandten, lenkten wir unsere Schritte durch eine Reihe dunkler, schmutziger Gassen dem Thurm von Galata zu. Die Stadt Galata hat die Gestalt eines ausgebreiteten Fächers, dessen Angel der auf der Spitze des Hügels stehende Thurm bildet. Er ist rund und hoch, von düsterer Farbe und hat eine kegelförmige Spitze, die aus einem Kupferdach besteht, unter welchem eine Art bedeckter, durchsichtiger Terrasse mit großen Glasfenstern einen Kreis bildet, wo Tag und Nacht eine Wache postirt ist, um das erste Zeichen einer Feuersbrunst, die in der ungeheuren Stadt aufleuchtet, zu signalisiren. Bis zu diesem Thurm reichte das Galata der Genueser, und der Thurm erhebt sich gerade auf der Stelle, wo eine Mauer, von der keine Spur mehr geblieben, Galata und Pera trennte. Der Thurm selbst ist nicht einmal mehr das alte Gebäude, das zu Ehren der kämpfend gefallenen Genueser errichtet war, denn der Sultan Mahmud II. erbaute ihn neu. Von Selim III. wurde er schon restaurirt, aber doch bleibt er ein Denkmal genuesischen Ruhmes, und kein Italiener kann ihn betrachten, ohne mit stolzem Gefühl jener Hand voll Kaufleute, Seefahrer und Soldaten zu gedenken, die so heldenmäßig eigensinnig, so stolz und kühn hier Jahrhunderte lang das Banner ihrer heimischen Republik erhoben hielten und mit den Herrschern des Morgenlandes unterhandelten.

Nun standen wir auf dem Friedhof von Galata, in einem dichten Cypressenwalde, der von der Höhe des Hügels von Pera sich bis zum goldenen Horn herabsenkt und seinen

Schatten über Myriaden kleiner Säulen aus Stein oder Marmor breitet, die sich bunt durcheinander in allen Richtungen des Abhanges erheben. Einige dieser kleinen Denksäulen endigen in der Form eines runden Turbans und bewahren Spuren von Farben und Inschriften, andere schließen in einer Spitze ab, viele sind gesunken, einige so verstümmelt, daß der Turban ganz fehlt, und wir beinahe glauben, vor Ruhestätten bestrafter Janitscharen zu stehen, die der Sultan Mahmud noch nach dem Tode beschimpfen wollte. Die meisten Gräber sind durch eine Erderhöhung in Form eines Prisma und an beiden Enden durch zwei Steine bezeichnet, auf denen nach türkischem Aberglauben die beiden Engel Nekir und Munkir sitzen sollen, um die Seele des Abgeschiedenen zu richten. Hier und da sieht man kleine Plätze von einer niedrigen Mauer oder einem Staket umgeben, in deren Mitte sich eine Säule mit einem Turban auf der Spitze erhebt, rund umher weitere kleine Säulchen, das bedeutet, daß ein Pascha oder ein anderer großer Herr hier inmitten seiner Frauen und Kinder ruht. Fußpfade schlängeln und kreuzen sich tausendfach durch das Wäldchen, ein Türke raucht seine Pfeife im Schatten, Knaben laufen und springen zwischen den Gräbern umher, eine Kuh weidet, zahllose Turteltauben gurren auf den Cypressenzweigen, Gruppen verschleierter Frauen eilen vorüber, und im Hintergrund zwischen den dunklen Bäumen leuchtet tiefblau das goldene Horn, weiß umsäumt von den Minarets Stambuls.

Wir verlassen den Friedhof, gehen am Fuß des Thurmes von Galata vorüber und schlagen eine der Hauptstraßen Peras ein. Pera, hundert Meter über dem Meer gelegen, luftig und heiter, sieht auf das goldene Horn und den Bosporus. Es ist das „Westend" der europäischen Colonie, die Stadt der Eleganz und der Vergnügungen. Die Straße, durch die wir schreiten, zeigt zu beiden Seiten französische und englische Hotels, vornehme Caffeehäuser, glänzende Läden, Theater, Consulate, Clubs und Paläste der Gesandten, aus denen besonders das steinerne Gebäude der russischen Gesandtschaft hervorragt, welches gleich einer Festung ganz Pera, Galata und die am Ufer des Bosporus belegene Vorstadt Tyndykly beherrscht. Hier wimmelt eine Menschenmenge, die in jeder Beziehung völlig von der Galatas verschieden ist. Hier sehen wir moderne Kopfbedeckungen, befiederte blumenbedeckte Damenhütchen, griechische, italienische, französische Stutzer, Kaufleute vom anderen Ufer, die Carossen der Gesandten, Bedienstete fremder Schiffe, zweideutige Gestalten jeder Nation. Türken bleiben stehen, um die Wachsköpfe der Friseurläden zu bewundern oder starren offenen Mundes auf die Fenster der Putzhändlerinnen; der Europäer spricht mit lauter Stimme, lacht und scherzt mitten auf der Straße, der Muselmann fühlt sich fremd und trägt den Kopf weniger hoch als in Stambul. Plötzlich bat mich mein Freund mich umzudrehen und Stambul zu sehen: wirklich von jener Stelle erblickte man durch einen azurblauen Schleier den Hügel des Serail, Sankta Sofia und

die Minarets der Moschee Sultan-Achmed, eine ganz andere Welt als die, in der wir waren, und wie ich in stummem Entzücken mich im Schauen verlor, rief er wieder: „Sieh hierher!“ Ich senkte die Augen und las hinter einem Fenster: La dame aux camelias, Madame Bovery — Mademoiselle Giraud ma femme. Ja, auch auf mich machte dieser plötzliche Uebergang einen lebhaften Eindruck, und ich mußte stehen bleiben darüber nachzudenken. Wieder einmal stieß ich dann meinen Gefährten an und zeigte ihm ein sonderbares Caffeehaus: ein langer, großer, dunkler Gang, in dem tief im Hintergrund durch ein weites, geöffnetes Fenster in scheinbar ungeheurer Entfernung Skutari im hellen Sonnenschein sichtbar war.

So gehen wir weiter durch die lange Straße Peras und haben fast ihr Ende erreicht, als wir eine donnernde Stimme schreien hören: „T'amo, Adele, t'amo piu della vita! t'amo quanto si puo amare sulla terra!“ (Ich liebe Dich, Adele, ich liebe Dich mehr als mein Leben; ich liebe Dich, so sehr man nur auf Erden lieben kann!) Wir sahen einander verwundert an. Woher kommt jene Stimme? Wir drehen uns um und betrachten durch die weite Spalte einer Bretterwand eine Bühne und Schauspieler, die Probe halten. Dicht bei uns sieht auch eine türkische Dame durch die Spalten und lacht aus vollem Halse. Ein alter Türke geht weiter und schüttelt wie mitleidig das Haupt. Da plötzlich schreit die Dame auf und läuft fort, andere Frauen in der Nähe stoßen Schreie aus und eilen davon. Was ist vor-

gefallen? Ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, ein Türke, der in ganz Konstantinopel bekannt ist, spaziert in einem Zustand durch die Straßen, welchem der berühmte Mönch Turk unter der Regierung Mohammed IV. den Muselmännern aufzwingen wollte: nackt von Kopf zu Fuß. Der Unglückliche springt heulend und grinsend über die Kiesel, gefolgt von einer Heerde Straßenjungen, die einen Höllenlärm machen. „Hoffentlich werden sie ihn arretiren", sage ich zu dem Portier des Theaters. „Das fällt ihnen nicht im Traum ein", antwortet er, „der läuft seit Monaten frei durch die Stadt." Wir sehen, wie Leute aus den Läden treten, Frauen die Flucht ergreifen, Mädchen ihr Antlitz verhüllen, Thüren geschlossen werden, Köpfe sich vom Fenster zurückziehen. Und das wiederholt sich jeden Tag, ohne daß Jemand Einspruch zu erheben gedenkt!

Wir verlassen die Straßen Peras und befinden uns vor einem anderen muselmännischen Kirchhof, von einem Cypressenwalde beschattet und von einer hohen Mauer umschlossen. Wäre es uns nicht später gesagt worden, wir hätten nimmer den Grund dieser Mauer errathen, die erst kürzlich errichtet wurde. Das der Ruhe der Todten geheiligte Gehölz ist ein beliebter Tummelplatz für das Militär geworden. Wir gehen weiter und finden in der That eine ungeheure Artilleriecaserne, ein festes rechtwinkeliges Gebäude im maurischen Styl der türkischen Renaissance, eine Thür mit schlanken Säulen, der Halbmond und die goldenen Sterne Mohammed's darüber, vorspringende Gallerien und

kleine Fenster mit Wappen und Arabesken. An der Caserne läuft die Straße von Dgiedessy vorüber, eine Verlängerung der von Pera; jenseits derselben dehnt sich ein weiter Exercierplatz aus und hinter demselben andere Vorstädte. Hier, wo in den Wochentagen tiefe Stille herrscht, drängt sich am Vorabend des Sonntags im Menschenstrom und glänzenden Caroſſen die ganze elegante Welt Peras, welche sich in die Gärten, die Bierlocale und die Caffeehäuser jenseits der Casernen ergießt. In einem der letzteren machten wir unseren ersten Halt. Das Caffeehaus „Zur schönen Aussicht", ein Versammlungsort der Blüthe der Gesellschaft, verdient wirklich seinen Namen, denn von dem großen Garten, der sich in Terrassen über die Höhe des Hügels ausdehnt, übersieht man die große muselmännische Vorstadt Fyndykly, den mit Nachen und Schiffen übersäeten Bosporus, das mit Gärten und Villen geschmückte asiatische Ufer, Skutari mit weißen Moscheen — eine Schönheit, so üppig grün, so azurblau und so strahlend, daß sie ein Traum scheint. Ungern standen wir auf und kamen uns wie zwei Bettler vor, da wir für zwei Tassen Caffee nur ein kleines Stück Geld auf das Theebrett legten und die Vision eines irdischen Paradieses dafür genossen hatten.

Als wir aus der „schönen Aussicht" traten, standen wir inmitten des großen Todtenfeldes, wo auf Friedhöfen Menschen jeder Religion — nur die Juden ausgenommen — begraben werden. Es ist ein dichter Wald von Cypressen,

Akazien und Sykomoren, in dem viele tausend Grabsteine weiß schimmern, aus der Ferne den Ruinen eines ungeheuren Gebäudes gleichend. Durch das Laub der Bäume erglänzt wieder der Bosporus und das asiatische Ufer. Breite Wege schlängeln sich überall zwischen den Gräbern. Griechen und Armenier spazierten hier, auf einigen Steinen saßen Türken, die Arme gekreuzt, auf den Bosporus blickend. Hier herrscht ein so tiefer Friede, ist so viel kühlender Schatten, daß man beim ersten Betreten dieselbe köstliche Empfindung hat wie im Sommer, wenn man in eine Kathedrale geht.

Wir verweilten auf dem armenischen Friedhof. Alle Grabsteine sind groß und niedrig, mit den regelmäßigen, eleganten Schriftzügen der armenischen Sprache bedeckt, fast auf allen ein gemeißeltes Bild, welches Handwerk oder Stand des Todten darstellt. Da sind Hämmer, Sägen, Federn, Kästen, Halsbänder: eine Waage bezeichnet den Bankier, eine Mitra den Priester, ein Becken den Barbier, eine Lancette den Wundarzt. Auf einem Stein sahen wir einen vom Rumpf getrennten Kopf, blutüberströmt; es bedeutete das Grab eines Gemordeten oder eines Gerichteten; daneben schlief ein Armenier, auf dem Grase ausgestreckt, das Gesicht nach oben gerichtet. Wir betraten den muselmännischen Friedhof. Auch hier eine Unzahl kleiner Säulen in Reihen und Gruppen durcheinander zerstreut; einige mit gemalten oder vergoldeten Köpfen, die der Frauen oft in Relief mit Blumenverzierungen, viele von Buschwerk, blumigen Beeten umgeben. Während wir eine dieser Denksäulen betrachteten,

gingen zwei Türken, einen kleinen Knaben an der Hand, an uns vorüber, setzten sich dann in einer Entfernung von vielleicht funfzig Schritten auf einen Grabhügel, öffneten eine große Düte, die sie unter dem Arm trugen, und fingen an zu essen. Ich beobachtete sie. Als sie fertig waren, wickelte der Aelteste von ihnen etwas in ein Stück Papier — es schien mir ein Fisch und Brod zu sein — und legte mit ehrfurchtsvoller Geberde das kleine Päckchen in ein Loch neben dem Grabe. Darauf zündeten Beide ihre Pfeifen an und rauchten gemüthlich, das Kind sprang und lief auf dem Gottesacker umher. Fisch und Brod waren — wie mir später erklärt wurde — ein Theil der Mahlzeit, den die Türken als Zeichen der Liebe ihren wahrscheinlich erst vor Kurzem verstorbenen Verwandten zurücklassen, und jenes Loch war die Oeffnung, welche unweit des Kopfes der Begrabenen gemacht wird, damit diese die Klagen und das Jammern ihrer Lieben hören, einen Tropfen Rosenwasser empfangen, den Duft einer Blume riechen können. Als die Pfeifen ausgeraucht waren, erhoben sich die frommen Türken, nahmen das Kind bei der Hand und verschwanden unter den Cypressen.

Bald befanden wir uns in einem anderen christlichen Stadttheil: Pancaldi, den breite Straßen durchschneiden, Gärten, Villen, Hospitäler und große Casernen umgeben. Diese Vorstadt liegt am entferntesten vom Meer, und wir wandten uns, um wieder zum goldenen Horn hinabzusteigen.

Aber in der letzten Straße wohnten wir noch einem uns neuen, feierlichen Schauspiel bei, dem Vorüberziehen eines griechischen Leichenzuges. Eine schweigende Menge reiht sich zu beiden Seiten der Straße, voran schreitet eine Gruppe griechischer Priester in gestickten, weiten Gewändern, dann der Archimandrit — der griechische Erzbischof — mit einer Krone auf dem Kopf, in einem langen, goldleuchtenden Ueberkleid, junge Priester in hellen Farben, eine Schaar von Verwandten und Freunden in den reichsten Anzügen und mitten zwischen ihnen eine mit Blumen umkränzte Bahre, auf welcher ein junges Mädchen ruht, in Atlas gekleidet, von Juwelen strahlend, das Antlitz unbedeckt, ein kleines Gesicht weiß wie Schnee, der Mund wie im Krampf leicht zusammengezogen und zwei schöne, dunkle Flechten über Brust und Schultern. Die Bahre wird vorbeigetragen, die Menge schließt, das Gefolge entfernt sich, wir bleiben einsam und gedankenvoll in der verlassenen Straße.

Dann steigen wir den Hügel von Pancaldi hinab, durchschreiten das trockene Bett eines Bächleins und sind in einer neuen Vorstadt: St. Dimitri. Da sehen wir eine fast ausschließlich griechische Bevölkerung, schwarze Augen, gerade, spitze Nasen, alte Männer, die uns wie Patriarchen erscheinen, schlanke, kühne Jünglinge, Mädchen mit herabhängenden Flechten, listig blickende Knaben, die in der Straße zwischen Hühnern und Schweinen herumspringen, die Luft mit wohllautenden Worten und harmonischen Rufen erfüllend. Wir

näherten uns einer Gruppe dieser Knaben, die sich mit Steinen die Zeit vertrieben und alle mit einem Male schwatzten. Einer von ihnen, ein Junge von vielleicht acht Jahren, der Lustigste von allen, der jeden Augenblick seinen kleinen Fez in die Höhe warf, Zito! Zito! (Hurrah! Hurrah!) schreiend, wandte sich plötzlich an einen anderen kleinen Schelm und rief: Checchino! Buttami la palla! (Fränzchen! Wirf mir die Kugel her!) Ich ergriff seinen Arm wie ein kinderraubender Zigeuner und rief: „Du bist ein Italiener." „Nein, Herr," antwortete er, „ich bin aus Konstantinopel?" — „Und von wem hast Du italienisch sprechen gelernt." „Oh, natürlich von der Mama." — „Und wo ist Deine Mama?" In diesem Augenblick näherte sich mir lächelnd eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm und sagte mir, sie wäre aus Pisa und die Frau eines Steinmetz von Livorno, der seit acht Jahren in Konstantinopel wohne, der Knabe wäre ihr Sohn. Wenn die gute Frau die schönen Züge einer edlen Matrone, eine Mauerkrone auf dem Haupt und einen Mantel um die Schultern gehabt hätte, würde sie meinen Augen und meinem Herzen kaum lebhafter Italien dargestellt haben. „Wie geht es Euch denn hier?" fragte ich sie; „was sagt Ihr von Konstantinopel?" „Was soll ich davon sagen?" antwortete sie mit natürlichem Lachen; „es ist eine Stadt, die mir immer den letzten Carnevalstag zu feiern scheint." Und dann theilte sie uns in ihrer toskanischen Sprache mit, daß der Christus der Muselmänner Mohammed ist, daß ein Türke

vier Frauen heirathen kann, daß die türkische Sprache ganz schön für Den ist, der sie versteht, und ähnliche Neuigkeiten, die aber in jener Sprache, mitten im griechischen Stadttheil gesagt, mir um so viel schöneren Klang hatten, als die seltsamsten Nachrichten, daß wir beim Scheiden einige Münzen als Erinnerung in der Hand des kleinen Jungen zurückließen und Beide ausriefen: „Ach! wie thut ein Mund voll Italienisch doch ab und an wohl!“

Wieder durchschritten wir das kleine Thal und hatten einen zweiten griechischen Stadttheil erreicht, Tatavola, wo wir, da der Magen sich gebieterisch meldete, die Gelegenheit ergriffen, eine jener zahllosen Tavernen Konstantinopels zu besuchen, die wunderlich genug aussehen und alle einander ähnlich sind. Ein sehr großes Zimmer, aus dem sich ein Theater herrichten ließe, wird nur durch die nach außen führende Thür erhellt; rund um dasselbe läuft eine hohe hölzerne Gallerie mit einem Geländer. An der einen Seite ist ein ungeheurer Bratofen, auf welchem ein Kerl in Hemdsärmeln Fische backt, Braten am Spieße dreht, Ragouts mischt und sich so auf jegliche Weise bemüht, das menschliche Leben zu verkürzen; auf der andern Seite steht eine Bank, an welcher ein zweites drohendes Gesicht weißen und dunklen Wein in Henkelgläser gießt; vorn und in der Mitte sind zwerghafte Sitze ohne Lehnen und nur wenig erhöhte Tische, die uns lebhaft an die Werkschemel der Schuster erinnern. Wir traten etwas schüchtern ein, weil Griechen und Armenier

der niedern Classe in Gruppen herumsaßen und wir fürchteten, mit spöttischer Neugierde betrachtet zu werden. Niemand jedoch würdigte uns eines Blickes. Ich glaube, die Bewohner Konstantinopels sind die am wenigsten neugierigen Menschen der ganzen Welt. Man muß entweder Sultan sein oder, wie jener Narr in Pera, ganz nackt in den Straßen umherlaufen, wenn unsere Existenz bemerkt werden soll. Wir nahmen in einer Ecke Platz und warteten. Niemand kam. Nun verstanden wir, daß es in den Restaurationen Konstantinopels Gebrauch ist, sich selbst zu bedienen. Wir gingen zunächst nach dem Kochofen und ließen uns einen Braten geben, — Gott weiß, von welchem vierfüßigen Thier — dann nach der Bank, uns ein Glas von dem harzigen Wein aus Tenedos zu holen, und nachdem wir Alles auf den Tisch gesetzt hatten, der uns bis an die Knie reichte, sahen wir einander resignirt an und verzehrten das Opfer. Schließlich bezahlten wir in rührender Ergebung und gingen im tiefsten Stillschweigen fort mit der unbestimmten Furcht, sonst, vielleicht eine schreckliche Folge unserer leichtsinnigen Mahlzeit, wie ein Hund bellen oder wie ein Esel schreien zu müssen, und wanderten weiter dem goldenen Horn zu.

Nach zehn Minuten waren wir wieder mitten in der Türkei, in der großen muselmännischen Vorstadt Kassim Pascha, einem ganz von Moscheen und Derwischklöstern bevölkerten Ort voll Obstbäumen und Gärten, der über Thal und Hügel sich bis zum goldenen Horn ausdehnt,

so die ganze Bucht umfassend, welche sich vom Kirchhofe Galatas bis zu dem kleinen Kap der Vorstadt Balata hinzieht. Von der Höhe Kassim-Paschas genießt man ein zauberhaftes Schauspiel. Unten, am Ufer, liegt das ungeheure Arsenal Terßane; ein Labyrinth von Bädern, öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Magazinen und Casernen, welches sich eine Meile lang am goldenen Horn ausdehnt, das hier einen schönen Kriegshafen bildet. Dicht am Ufer liegt das prachtvolle Admiralitätsgebäude. Leicht und elegant geformt, scheint es auf dem Wasser zu schwimmen und zeichnet seine weißen Umrisse von dem tiefen Grün des Friedhofs ab. Den Hafen bedecken Dampfschiffe und Böte, die zwischen unbeweglichen Panzerschiffen und den alten Fregatten vom Krimkrieg hindurchgleiten. Am entgegengesetzten Ufer liegt Stambul, die Wasserleitung des Valens, deren hohe Bogen zum azurblauen Himmel emporstreben, die großen Moscheen Mohammeds und Solimans, viel tausend Häuser und Minarets!

Um dies Schauspiel besser zu genießen, setzten wir uns vor einem türkischen Caffeehaus nieder und schlürften die vierte oder fünfte der zwölf Tassen, die man in Konstantinopel — man mag wollen oder nicht — jeden Tag trinken muß. Es war ein jämmerliches Caffeehaus, aber so originell wie es alle türkischen sind, wahrscheinlich nicht viel anders als die ersten Caffees aus den Zeiten Soliman des Großen, oder jenem gleich, in welches der vierte Murad, den Säbel in der Faust, eindrang, um die Verkäufer des verbotenen

Getränkes mit eigener Hand zu züchtigen. Wie viel Kaiserliche Edicte, wie viel theologische Streitigkeiten und blutige Kämpfe verursachte doch dieser „Feind des Schlafes und der Fruchtbarkeit" — wie ihn die strengen Ulemas bezeichneten; dieser „Genius der Träume, diese Quelle der Phantasie", — wie ihn die toleranten Ulemas nannten — der nach den Genüssen der Liebe und des Tabacks der süßeste Trost jedes armen Osmanen ist. Heut trinkt man Caffee auf der Höhe des Thurmes Galata und dem Thurm der Feuerwache, Caffee auf allen Dampfschiffen, Caffee auf den Friedhöfen, in den Stuben der Barbiere, in den Bädern, den Bazars. In welchem Theile von Konstantinopel man sich auch immer befinden mag, man braucht, ohne sich umzuwenden, nur zu rufen: — Caffé-gi! — (Caffeeschenker) und in drei Minuten hat man eine dampfende Tasse vor sich.

Unser Caffeehaus ist eine ganz weiße Stube, bis zur Manneshöhe mit Holz bekleidet, ein niedriger Divan rund herum an den Wänden. In einem Winkel steht ein kleiner Herd, an dem ein Türke mit gebogener Nase den Caffee in kleinen kupfernen Kannen bereitet. Langsam gießt er ihn dann in ganz kleine Tassen, in die er selbst den Zucker wirft, denn überall in Konstantinopel wird der Caffee bedachtsam für jeden einzelnen Käufer bereitet und ihm gut gezuckert mit einem Glase Wasser gebracht, das die Türken immer trinken, ehe sie die Tasse an die Lippen bringen.

An einer Seite hängt ein Spiegelchen und neben dem-

selben ein kleines Gestell voll Rasirmesser, denn meistens sind türkische Caffeehäuser zugleich Barbierläden und nicht selten zieht der Caffeewirth auch Zähne aus, setzt Schröpfköpfe und quält seine Opfer in demselben Gemach, wo die Gäste ihren Caffee einnehmen. Gegenüber ist ein kleines Brett mit „Nargileh" (türkische Wasserpfeifen) von Krystall mit langen, biegsamen Röhren, wie Schlangen aufgerollt, und Tschibucks von Thon mit kleinen Röhren von Kirschenholz. Fünf ernste Türken saßen auf dem Diwan, ihre Nargileh rauchend, drei andere kauerten vor der Thür auf ganz niedrigen Strohsesseln ohne Lehne, einer dicht neben dem anderen, an die Mauer gelehnt, die Pfeife zwischen den Lippen; ein Gehülfe rasirte vor dem Spiegel den Kopf eines beleibten Derwisch, der sich in ein Gewand von Kameelshaaren gehüllt hatte. Niemand sah uns an als wir uns hinsetzten, Niemand sprach und außer dem Wirth und seinem Gehülfen machte Niemand die geringste Bewegung. Man hörte kein anderes Geräusch als das Gurgeln des Wassers in den Pfeifen, das der Stimme liebefühlender Katzen ähnelt. Alle blickten mit unbewegten Augen gerade vor sich hin, mit Gesichtern, die absolut keinen Ausdruck hatten. Das Ganze kam mir wie ein Wachsfigurencabinet vor.

Wie manches dieser Bilder ist mir in der Erinnerung geblieben! Ein hölzernes Haus, ein sitzender Türke, die schönste Fernsicht, eine Fülle von Licht, tiefste Stille, — das ist die Türkei! Jedes Mal gleiten bei diesem Namen die-

selben Bilder durch meinen Geist, wie das einer Windmühle und eines Canals, wenn ich Holland nennen höre.

Von dort, an einem großen türkischen Kirchhof vorüber, der von der Höhe des Hügels Kassim-Pascha bis Tersane sich herabzieht, stiegen wir in nördlicher Richtung empor und dann in das Thal von Piali-Pascha hinab — einen kleinen, von grünenden Gärten und Obstbäumen halb umhüllten Flecken — und standen vor der weißen Moschee still, die dem Ort den Namen giebt. Das hell erglänzende Gebäude überragen sechs anmuthige Kuppeln und zierliche Minarets, ein Kranz riesiger Cypressen, der einen Vorhof mit Bogengängen und schlanken Säulen umschließt, umgiebt es. In diesem Augenblick waren alle Häuser in der Nähe geschlossen, die Straßen einsam, selbst der Vorhof öde; das Licht, die schwüle Langweile des Mittags ruhten überall, man hörte nichts als das Summen der Bremsen. Wir sahen auf unsere Uhr, drei Minuten fehlten noch bis 12 Uhr, eine der fünf heiligen Stunden der Muselmänner, zu welcher die „Muezzin" auf die Terrassen der Minarets vortreten, um in die vier Himmelsgegenden die heiligen Formeln des Islam zu rufen. Wir wußten wohl, daß es keinen Minaret in ganz Konstantinopel giebt, auf dem zur bestimmten Stunde nicht pünktlich wie der kleine Automat einer Uhr, der Verkünder des Propheten erscheint; doch wollte es uns seltsam vorkommen, daß selbst an diesem Endpunkt der ungeheuren Stadt, zu jener Stunde, in jener tiefen Stille,

die Gestalt vortreten und eine Stimme ertönen sollte. Ich hielt die Uhr in der Hand, aufmerksam blickten wir auf den Minutenzeiger und auf die kleine Pforte der Terrasse des Minarets und warteten in lebhafter Neugierde. Der Zeiger berührte den sechszigsten schwarzen Punkt, und Niemand zeigte sich. — „Er kommt nicht!“ — sagte ich. —

„Da ist er,“ antwortete Yunk.

Er war erschienen. Die Brustwehr des Daches verbarg ihn bis auf das Antlitz, dessen Züge wir in dieser Entfernung nicht deutlich erkennen konnten. Einige Secunden stand er unbeweglich, dann schloß er die Ohren mit den Fingern und, das Gesicht zum Himmel erhebend, rief er mit langsamer, tremulirender, klarer Stimme in feierlicher, klagender Betonung die heiligen Worte, die in derselben Minute auf allen Minarets von Asien, Afrika, Europa erschallen: Gott ist groß! Es giebt nur einen Gott! Mohammed ist der Prophet Gottes! Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Gott ist groß! Es ist nur ein Gott! Kommt zum Gebet! Darauf ging er halb um das Dach und wiederholte dieselben Worte nach dem Norden gewandt, dann nach Osten, nach Westen und dann verschwand er. Noch trafen dumpf und gebrochen die letzten Laute einer andern menschlichen Stimme unser Ohr, die einem Hülferuf glich. Nun schwieg Alles, und auch wir standen einige Minuten schweigend in einem ahnungsvollen Gefühl der Traurigkeit, als ob jene beiden Stimmen allein uns zu beten gerathen hätten, als wären wir, nach dem Verschwinden jener Phantome, allein

im Thal, von Gott verlassen, zurückgeblieben. Kein Glockenton hat je mein Herz so tief berührt, und erst an jenem Tage verstand ich, warum Mohammed, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen, die Stimme des Menschen der alten israelitischen Posaune und der alten christlichen Klapper vorgezogen hat. Lange Zeit hindurch hat er keinen Entschluß darüber fassen können; also fehlte wenig daran, daß das ganze Morgenland ein von dem jetzigen völlig verschiedenes Ansehen bekommen hätte. Wäre die Klapper gewählt worden, aus der später eine Glocke wurde, müßten sich auch die Minarets umgeformt haben, und eine der anmuthigsten Eigenthümlichkeiten Konstantinopels wäre verloren gegangen.

Als wir von Piali-Pascha den Hügel gen Westen bestiegen, befanden wir uns auf einem weiten Platz nackter Erde, von wo man das ganze goldene Horn und Stambul vom Flecken Ejub bis zum Hügel des Serail überblickt, und das Alles in vier Meilen langer Ausdehnung mit Gärten umkränzt und schimmernden Moscheen gekrönt, so großartig, so lieblich, daß man es knieend wie eine himmlische Erscheinung betrachten möchte. Es war Ok-Meidan, der Schießplatz, wohin die Sultane sich begaben, um nach der Sitte persischer Könige nach der Scheibe zu schießen. Noch stehen in ungleichen Entfernungen kleine Säulen von Marmor mit eingeschnittenen Inschriften, die Stellen bezeichnend, wohin Kaiserliche Pfeile fielen; noch ist der elegante Kiosk da mit

einer Tribüne, von der die Sultane den Bogen richteten. Zur Rechten stand eine lange Reihe Paschas und Beys als lebendige Ausrufezeichen, mit denen der Herrscher der eigenen Geschicklichkeit huldigte; zur linken zwölf Pagen der Kaiserlichen Familie, welche eilig die Pfeile aufhoben und die Stelle des Falles bezeichneten. Rundumher hinter Bäumen und Gebüsch verbargen sich dann wohl einige verwegene Türken, die im Geheimen die erhabenen Gesichtszüge des großen Herrschers betrachteten, und auf der Tribüne, in der Haltung eines stolzen Athleten, stand Mahmud, der kühnste Bogenschütze des Reiches, dessen leuchtendes Auge die Zuschauer zwang sich zu neigen, dessen berühmter Bart — schwarz wie der Rabe vom Taurus — sich schon aus der Ferne von dem langen, schneeweißen Mantel abhob, den Janitscharenblut bespritzt hatte. Heute ist Alles anders, Alles prosaisch geworden, der Sultan schießt mit Pistolen im Vorhof seines Palastes, und auf Ok-Meidan exercirt die Infanterie. An der einen Seite liegt ein Derwischkloster, an der anderen ein einsames Caffeehaus, der Ort ist verödet und melancholisch gleich einer Steppe.

Auf dem Wege von Ok-Meidan nach dem goldenen Horn befanden wir uns in einer andern kleinen türkischen Vorstadt, Piri-Pascha, so vielleicht nach dem berühmten Groß-Vezir des ersten Selim genannt, der Soliman den Großen erzog. Von hier aus sieht man gerade in die jüdische Vorstadt Balata am anderen Ufer des goldenen

Horns. Wir begegneten keinem lebenden Wesen außer Hunden und einigen alten Bettlerinnen, aber gerade diese Einsamkeit erlaubte uns, mit voller Muße die Bauart des Fleckens zu betrachten. Es ist seltsam — immer wenn wir in einen Stadttheil von Konstantinopel eintreten, nachdem wir denselben vom Meer oder den umliegenden Anhöhen gesehen, haben wir einen Stimmungswechsel von anbetender Bewunderung zur entnüchterten Täuschung durchzumachen. Es ist, als wenn wir uns verleiten lassen, ein schönes Ballet, das uns eben noch von der Loge aus mit Bewunderung erfüllte, auf der Bühne selbst zu betrachten; denn es giebt wohl keine andere Stadt in der Welt, wo die Schönheit so ganz äußerer Schein ist, wie in Konstantinopel. Von Balata erblickt, ist Piri-Pascha ein liebliches Städtchen in glänzenden Farben, grün umkränzt, das sich wie eine reizende Nymphe im goldenen Horn spiegelt und tausend Bilder der Liebe und Wonne in unserem Geist erweckt. Wir betreten es, — und Alles ist verschwunden. Rohe, häßliche Häuser stehen vor uns, mit bunten Farben wie Buden auf einem Jahrmarkt beschmiert, enge, schmutzige Höfe, die uns wie ein Aufenthalt der Hexen vorkommen, staubige Feigen- und Cypressenbäume, die Gärten voll Gerümpel, die Straßen verödet, überall Elend, Schmutz, Traurigkeit. Kaum aber ersteigen wir einen Hügel, betreten einen Nachen, so taucht nach wenigen Ruderschlägen die zauberhafte Stadt auf im vollen Glanz anmuthiger Pracht.

Weiter wandern wir, immer am goldenen Horn entlang

und steigen in eine andere Vorstadt hinab, die, weit und groß, uns so fremdartig erscheint, daß wir schon bei den ersten Schritten empfinden, nicht mehr bei den Türken zu sein. Kinder voll Ausschlag und Schuppen wälzen sich auf der Erde, Männer in langen, schmutzigen Röcken, zerlumpte Tücher um die Köpfe gewickelt, gleiten wie verstohlen an den Mauern entlang; entstellte, ekelhafte, alte Weiber arbeiten mit dürren Händen auf den Schwellen der Häuser neben altem Eisen und Gerümpel. Ausgemergelte Gesichter blicken durch die Fenster, Lumpen sind zwischen den Wohnungen aufgehängt, überall ist Koth und Schlamm. Das ist Haskjöi, die israelitische Vorstadt, das Ghetto des nördlichen Ufers, welches noch während des Krimkrieges mit der gegenüberliegenden Wasserseite durch eine hölzerne Brücke verbunden war, von der keine Spur mehr geblieben. — Von hier beginnt wieder eine neue Kette von Arsenalen, Militärschulen, Casernen und Exercierplätzen, die sich fast bis an's Ende des Horns erstreckt. Aber das sahen wir nicht mehr, weil Beine und Kopf nicht weiter wollten. Schon jetzt verwirrte sich der Geist; wir meinten, wenigstens eine Woche gewandert zu sein, dachten an das weit entfernte Pera mit einer leisen, dem Heimweh ähnlichen Wehmuth und würden umgekehrt sein, wenn uns nicht der feierlich auf der alten Brücke gefaßte Vorsatz angetrieben, und mich Freund Yunk nicht belebt hätte, indem er wie gewöhnlich den großen Marsch aus „Aida" anstimmte.

Weiter also! Wir durchschritten einen anderen türkischen

Friedhof, bestiegen einen anderen Hügel, betraten eine andere Vorstadt, die von Kalydschi-Oghlu, welche eine gemischte Bevölkerung bewohnt, ein merkwürdiger Ort, denn bei jeder Wendung des Weges steht man inmitten einer neuen Race, einer neuen Religion. Man steigt hinauf und klettert hinunter, bewegt sich zwischen Gräbern, Moscheen, Kirchen, Synagogen, geht um Friedhöfe und Gärten; man trifft schöne Armenierinnen mit matronenhaften Formen, leichtfüßige Türkinnen, die uns durch den Schleier anblinzeln; man hört Griechisch, Armenisch, Spanisch — das jüdische Spanisch — sprechen; und man wandert, wandert. Kommt denn nie das Ende von Konstantinopel! Alles auf Erden hat doch ein Ende! Schon sind die Häuser dünner gesäet, Obstgärten grünen, nur noch eine kleine Gruppe von Gebäuden; wir lassen sie auch hinter uns und sind nun doch endlich . . . .

Ach, wir sind nur in einer andern Vorstadt, in der christlichen, Südlüdsche, die, von Obstgärten und Friedhöfen umfaßt, auf einem Hügel ruht, zu dessen Füßen die Brücke sich befindet, welche früher allein die beiden Ufer verband. Aber Gott sei Dank, daß diese Vorstadt wirklich die letzte ist, und unser Ausflug somit sein Ziel erreicht hat. Hinter Südlüdsche besteigen wir einen nackten, steilen Hügel und stehen vor dem größten jüdischen Friedhof in Konstantinopel. Wir sehen eine weite Ebene mit Myriaden stumpf abgehauener Steine bedeckt, die an den düstern Anblick einer vom Erdbeben zerstörten Stadt erinnern: da ist kein Baum,

keine Blume, kein Gras, kein Fußpfad, nichts als eine trostlose Einsamkeit, die das Herz schmerzhaft bewegt, wie der Anblick eines großen Unglücks. — — Wir sitzen auf einem Grab, dem goldenen Horn zugewandt, und bewundern das großartige und liebliche Panorama um uns. Unter uns liegen Südlüdsche, Kalydschi-Oghlu, Haskjöi, Piri-Pascha, eine ganze Reihe anderer Oerter, von dem Azurblau der See und dem Grün der üppigen Gärten umgrenzt; links der einsame Ok-Meidan und die hundert Minarets von Kassim-Pascha, entfernter endlos und halb verworren Stambul, jenseit desselben die fast in den Himmel verschwindenden höchsten Linien der asiatischen Berge. Südlüdsche gegenüber ruht der geheimnißvolle Flecken Ejub mit den reichen Mausoleen, den Marmormoscheen, den schattigen Abhängen, den einsamen Wegen und den melancholisch anmuthigen, grünen Verstecken. Zur Rechten Ejubs spiegeln sich andere Dörfer im Wasser, und dann verliert sich die letzte Wendung des goldenen Horns zwischen hohen Ufern voll Blumen und Bäumen.

Wie so unsere Blicke über die Herrlichkeit schweifen, sitzen wir müde, halb in Schlummer versunken und fassen doch, ohne uns dessen bewußt zu sein, die Schönheit gewissermaßen in Musik, indem wir singen. Wir fragen uns, wer der Todte sein mag, auf dessen Grab wir ruhen, bohren mit einem Span in einen Ameisenhaufen, sagen ab und an: „Sind wir denn wirklich in Konstantinopel?“ Dann denken wir, daß das Leben kurz und Alles Eitelkeit ist, und

darauf wieder geben wir uns einer ausgelassenen Fröhlichkeit hin, aber im Grunde fühlen wir doch, daß keine Schönheit der Erde wahrhafte Freude giebt, wenn wir sie betrachten, ohne die Hand der Geliebten in der unsern zu fühlen.

Gegen Sonnenuntergang wanderten wir zum goldenen Horn hinab, bestiegen einen vierrudrigen Kaik und hatten noch nicht das Wort: Galata! ausgesprochen, als das leichte Fahrzeug schon vom Ufer entfernt war. Wirklich, das türkische Boot ist das anmuthigste, das je die Wasser durchfurcht hat. Länger als eine italienische Gondel, ist es bemalt, geschnitzt, vergoldet, es hat weder ein Steuer noch Bänke, man muß also auf einem Kissen oder einem Teppich so sitzen, daß nur Kopf und Schultern hervorsehen. Die beiden Enden sind so geformt, daß das Fahrzeug in zwei Richtungen gehen kann, es schwankt bei der geringsten Bewegung, fliegt vom Ufer, wie der Pfeil vom Bogen, gleitet leicht wie eine Schwalbe über den Wasserspiegel dahin, flieht vorüber wie ein verfolgter Delphin, seine bunte, wechselnde Farbe widerspiegelnd. Unsere Ruderer waren zwei schöne türkische Jünglinge, den rothen Fez auf dem Kopfe, im himmelblauen Hemd und großen, weiten Bleinkleidern, mit nackten Armen und Beinen, zwei zwanzigjährige, gebräunte Athleten, sauber, heiter und fröhlich, die bei jedem Ruderschlag die Barke weit fortschnellten. Im Fluge zogen andere Nachen vorüber, so schnell, daß wir sie kaum sahen, Schaaren von Enten dazwischen, Seevögel kreisten über unseren Häuptern,

fast berührten wir große Barken voll verschleierter Türkinnen, und zuweilen wieder verbargen hohe Algen jede Aussicht. So vom goldenen Horn in dieser Stunde gesehen, bot die Stadt einen ganz neuen Anblick. Die Krümmung der Rhede verhüllte das asiatische Ufer, der Seraihügel schloß das goldene Horn wie einen weiten See ab; die Höhen der beiden Ufer ragten stolzer empor, während das weit entfernte Stambul, hoch und leicht gleich einer Stadt der Feen, in zarter Abstufung grauer und blauer Tinten, sich im Himmel verlor und auf dem Meere zu schwimmen schien.

Der Kahn flog dahin, die beiden Ufer flogen vorüber, Wälder folgten auf Wälder, Vorstädte auf Vorstädte, Buchten auf Buchten, und wie es weiter und weiter ging, vergrößerte und erweiterte sich Alles umher, die Farben der Stadt verblaßten, der Horizont erglühte, das Wasser strahlte in Gold- und Purpurreflexen, und allmälig ruhten unsere Seelen in süßer Betäubung, voll so unbeschreiblicher Wonne, daß wir lächelten, aber nicht sprachen. Als der Kahn an der Treppe von Galata anhielt, mußte einer der Ruderer uns zurufen: Munsù! Arrivar! — und wir erwachten wie aus einem Traum.

6.

Der große Bazar. Der Fischmarkt. Taback. Die Mäkler. Stoffe. Pfeifen. Parfümerien. Schmucksachen. Fränkische Läden. Muselmännische Kaufleute. Schuhe. Waffen. Alte Sachen. Pelze. Messer. Abgelegene Abtheilungen im Bazar. Merkwürdigkeiten.

Nachdem wir so, an den beiden Ufern des goldenen Horns entlanggehend, ganz Konstantinopel im Fluge durcheilt haben, ist es wohl Zeit, sich in das Innere von Stambul zu begeben, um jene ungeheure, beständige Messe zu sehen, jene dunkle, verborgene Stadt voller Wunder, Schätze und Erinnerungen, die zwischen dem Hügel Nurie-Osmanieh und dem Thurm der Feuerwache ausgebreitet, der große Bazar genannt wird.

Wir gehen vom Platz der Moschee Sultanin Valide aus. Hier möchte gewiß gar mancher leckere Leser stehen bleiben, um dem Balyk-Bazar — dem Fischmarkt — einen Blick zuzuwerfen, schon berühmt seit den Zeiten des alten Andronicus Paläologus, welcher, wie bekannt, durch die lohnende Fischerei an den Mauern der Stadt alle Ernährungskosten seines ganzen Hofes bestritt. Noch jetzt ist der Fischfang überreich in Konstantinopel, und an seinen besten Tagen könnte der Balyk-Bazar wohl dem Verfasser vom „Ventre

de Paris" eben so gut Stoff zu einer appetiterregenden, glänzenden Beschreibung liefern, wie die großartigen Tafeln alter holländischer Bilder.

Die Verkäufer sind fast sämmtlich Türken, die um den Platz herum sitzen, ihre Fische auf Binsenmatten oder langen Tischen aufgehäuft, vor denen sich zahlreiche Käufer und ein Heer von Hunden drängen. Da sieht man prachtvolle Seebarben aus dem Bosporus, vier Mal so groß wie bei uns, Austern, welche Griechen und Armenier so gut über Kohlen zu rösten verstehen, verschiedene Arten Tunfische, die ausschließlich von den Juden gesalzen werden, Sardellen, deren Bereitung die Türken von den Schiffern aus Marseille lernten, Sardinen, mit denen der Archipelagus Konstantinopel versieht, die „Ulufer", wie der Türke die wohlschmeckendsten seiner Fische nennt, welche beim Mondschein gefangen werden, die Makrelen aus dem Schwarzen Meer, die sieben Mal hintereinander in langen Zügen in die Wasser der Stadt eindringen und einen Lärm hervorrufen, den man in den Villen an beiden Ufern hört, ungeheure Schwertfische, von den Türken Kalkan-baluk genannt, und tausend andere kleine Fischarten, die zwischen den beiden Meeren rastlos dahinschwimmen, von Delphinen verfolgt, von unzähligen Seemöven gejagt, denen Eisvögel die Beute aus den Schnäbeln reißen.

Die Köche der Paschas, alte türkische Feinschmecker, Sclaven und Kellner aus den Gasthäusern nähern sich den Händlern, betrachten die Fische in nachdenkender Stellung,

schließen den Handel in einsilbigen Worten ab und gehen fort, ihren Einkauf an einem Stock über den Schultern, so ernst und schweigsam, als trügen sie den Kopf eines Feindes. Um Mittag ist der Platz leer, und die Verkäufer zerstreuen sich in die nahen Caffeehäuser, wo sie bis Sonnenuntergang bleiben, den Rücken an die Mauer gelehnt, mit offenen Augen träumend, den Schlauch der Pfeife zwischen den Lippen.

Um den großen Bazar zu erreichen, schlagen wir eine der vom Fischmarkt ausgehenden Straßen ein, die so eng ist, daß die Häuser einander fast berühren, zu beiden Seiten eine lange Reihe dunkler und niedriger Läden, wo Taback verkauft wird. Nach Caffee, Opium und Wein ist ja der Taback „der vierte Pfeiler des Zeltes der Wollust" oder „das vierte Ruhelager des Genusses", der auch einst gleich dem Caffee, von Edicten und Urtheilen verfolgt, Ursache zu Unruhen und Strafen wurde, die ihn natürlich wohlschmeckender machten. Nur Tabackhändler wohnen hier. Das Kraut der Raucher ist auf Brettern zur Schau gelegt, in Pyramiden oder runden Haufen, jeder von einer Citrone überragt. Da sehen wir Massen des „latakiè" aus Antiochien, „Serailtaback", so leicht und fein, daß man ihn beinahe für Seide hält, Taback für Cigarretten und Tschibuks, in allen Abstufungen des Duftes und der Stärke, von dem Kraut, das der riesige Lastträger in Galata raucht, bis zu dem, welches die gelangweilten Odalisken im Kiosk der Fürstlichen Gärten einschläfert. Der „tombeki", der schwerste

Taback, der auch einem alten Raucher zu Kopf steigen würde, wenn der Rauch nicht durch das Wasser des Nargileh gereinigt zum Munde gelangte, wird wie Arznei in einer gläsernen Flasche aufbewahrt. Die Händler sind meistens höfliche Griechen oder Armenier, die ein vornehmes Gebahren affectiren; die Käufer bilden Gruppen, in denen Beamten der Ministerien und andere angesehene Große stehen, man politisirt auf oberflächliche, türkische Weise, man plaudert und klatscht. Hier ist ein eigener kleiner Bazar, der zur Ruhe einladet und beim bloßen Durchschreiten von der Wonne des Rauchens und behaglichen Plauderstündchen erzählt.

Beim Weitergehen durchschreitet man einen alten, von Schlingpflanzen umfaßten Thorbogen und steht vor einem großen steinernen Gebäude, durch das sich eine lange, gerade, bedeckte Straße zieht, voll dunkler Läden, Menschen, Kisten, Säcke und Kaufmannswaaren. Beim Eintreten schlägt uns ein so akuter Duft von Gewürzen und Parfüms entgegen, daß wir fast zurückprallen. Das ist der Egyptische Bazar, wo die wohlriechenden Producte Indiens, Syriens, Egyptens und Arabiens angehäuft sind, die als Essenzen, Pastillen, Pulver, Salben die Gesichter und Händchen der Odalisken färben, Zimmer, Bäder, Speisen, Bärte, Münde parfümiren, schwache Paschas kräftigen, unglückliche Gattinnen einschläfern, Raucher betäuben, in der endlosen Stadt Träume, Vergessenheit und Berauschung verbreiten.

Nach wenigen Schritten in diesem Bazar wird der Kopf schwer und man flieht ihn; aber der Druck jener

warmen, bedrückenden Luft, jener berauschenden Düfte begleitet uns noch ins Freie und bleibt lebhaft im Gedächtniß, als einer der bedeutungsvollsten und vertrautesten Eindrücke des Orients.

Nach dem egyptischen Bazar kommt man zu den lauten Werkstätten der Kupferschmiede, zu türkischen Tavernen, die die Straße mit ekelhaften Gerüchen erfüllen, zu tausend häßlichen kleinen Läden, zu dunklen Nischen und Löchern, wo zahllose Mengen unbekannter, namenloser Dinge verkauft werden, und dann erreicht man endlich den großen Bazar.

Aber lange vorher wird man angegriffen und muß sich vertheidigen.

Hundert Schritte von der großen Eingangsthür sind gleich Wächtern die Mäkler der Kaufleute aufgestellt und auch die Mäkler der Mäkler, die uns auf den ersten Blick als Fremden erkennen, gleich wissen, daß wir den Bazar zum ersten Mal besuchen und uns in unserer Muttersprache anreden, denn sie errathen fast immer die Heimath des Fremden und irren sich selten darin.

Sie nähern sich mit dem Fez in der Hand und bieten mit einem Lächeln ihre Dienste an. Dann folgt ein ähnlicher Dialog wie dieser:

„Ich kaufe Nichts."

„Das thut Nichts, mein Herr; ich will Ihnen nur den Bazar zeigen."

„Ich will den Bazar nicht sehen."

„Aber ich begleite Sie gratis."

„Ich will nicht gratis begleitet werden."

„Nun, dann gehe ich mit Ihnen die Straße hinunter, um Ihnen einige gute Rathschläge zu geben, die Ihnen ein ander Mal nützlich sein können, wenn Sie kaufen wollen."

„Aber ich mag gar nicht von Einkäufen sprechen."

„Dann sprechen wir von etwas Anderem, mein Herr. Sind Sie schon lange in Konstantinopel? Gefällt Ihnen Ihr Hotel? Haben Sie Erlaubniß die Moscheen zu besuchen?"

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht sprechen, daß ich allein sein will."

„Dann werde ich Sie allein lassen und Ihnen nur in einer Entfernung von zehn Schritten folgen."

„Aber warum wollen Sie mir folgen?"

„Um zu verhindern, daß Sie in den Läden betrogen werden."

„Aber wenn ich gar nicht in Läden gehe!"

„Dann — damit Sie nicht auf der Straße belästigt werden."

Kurz, man muß sich entweder müde reden oder sich begleiten lassen.

Das Aeußere des großen Bazars bietet Nichts, was das Auge anziehen und den Glanz des Innern errathen lassen könne. Er ist ein ungeheures Steingebäude, im Byzantinischen Styl in unregelmäßiger Form, mit hohen grauen Mauern umgeben und von hundert bleiüberkleideten

und durchbohrten Kuppeln überragt, durch welche Licht in das Innere fällt. Den Haupteingang bildet eine gewölbte Bogenthür ohne architektonischen Charakter. Aus den benachbarten Gäßchen tönt kein Geräusch. Vier Schritte entfernt können wir noch glauben, daß hinter jenen festen Mauern nur Einsamkeit und Schweigen herrsche. Aber kaum eingetreten, bleiben wir geblendet stehen. Wir befinden uns nicht in einem Gewölbe, sondern in einem Straßenlabyrinth, das, von Wölbungen überdacht, zu beiden Seiten gemeißelte Pfeiler und Säulen zeigt, in einer Stadt mit ihren Moscheen, ihren Fontainen, ihren Kreuzungspunkten, ihren Plätzen, von einem schwankenden, unbestimmten Licht erleuchtet, wie in einem dichten Walde, in den kein Sonnenstrahl dringt. Jede Gasse ist ein Bazar, und fast alle münden in eine Hauptstraße, welche eine Wölbung von schwarzen und weißen Steinen ziert, mit Arabesken geschmückt, wie das Schiff einer Moschee.

Diese halb dunklen Straßen passiren Wagen, Kameele, Reiter inmitten einer wogenden Menge und betäubenden Lärms. Von allen Seiten werden wir durch Worte und Zeichen angeredet. Der griechische Kaufmann ruft laut und gestikulirt in fast gebieterischer Weise; der Armenier, gleich schlau, aber mit bescheidenerm Auftreten, bittet unterwürfig; der Jude flüstert seine Anerbietungen ins Ohr, der schweigende Türke auf seinem Kissen an der Schwelle des Ladens ladet nur mit den Augen ein und ergiebt sich in sein Geschick. Zehn Stimmen rufen zu gleicher Zeit: Monsieur! Caballero!

Signor! Captain! Excellenza! Kyrie! Mylord! Bei jeder Wendung sieht man weithin Bogen, Pfeiler, lange Corridore, Gäßchen, einen fernen verworrenen Bazar, überall Läden, Waaren an die Wände und die Decken gehängt, geschäftige Händler, belastete Träger, verschleierte Damen, lärmende Gruppen, die sich trennen oder bilden, ein so verwirrendes Durcheinander von Menschen und Dingen, daß einem schwindelig werden kann. Die Verwirrung jedoch ist nur eine scheinbare. Dieser ungeheure Bazar ist wie eine Kaserne geordnet, und es genügen wenige Stunden, um zu lernen, ohne Führer zu finden, was man sucht. Jede Art Waare hat ihr kleines Quartier, ihre Straße, ihren Gang, ihr Plätzchen. Es sind hundert kleine Bazare, die in einander münden, gleich den Sälen eines Palastes; jeder einzelne bietet in sich selbst ein Museum, einen Spaziergang, einen Markt, ein Theater, wo man, ohne etwas zu kaufen, Alles sehen, Caffee trinken, in zehn Sprachen plaudern und die schönsten Mädchen des Orients beäugeln kann.

In jedem dieser Bazare könnte man einen halben Tag hinbringen, ohne Langeweile zu empfinden, in dem der Stoffe und Kleider z. B., wo sich eine Fülle von Schönheit und Reichthüm häuft, vor der wir leicht Kopf und Börse verlieren. Achtsamkeit ist geboten, weil die geringste Laune uns bald so weit bringt, durch den Telegraphen von „zu Hause" Hülfe zu erbitten. Wir wandern zwischen ganzen Thürmen der köstlichsten Brokatstoffe aus Bagdad, von Teppichen aus Karamanien, Seide aus Brussa, Leinewand

aus Hindostan, Batist aus Bengalen, Kaschmir aus Indien und Persien, buntfarbige Gewebe aus Kairo, Shawls aus Madras, goldgestickte Kissen, Schärpen von golddurchwebtem Flor mit rothen oder blauen Streifen, so leicht und durchsichtig wie Luft, Stoffe jeglicher Form und jeglicher Zeichnung, in denen dunkelroth, blau, grün, gelb, die Farben, welche sympathischer Vereinigung am meisten zu widerstreben scheinen, sich mit einem Feuer und einer Harmonie in einanderflechten, daß wir erstaunt dastehen. Hier sind Tischdecken jeglicher Größe, der Fond roth oder weiß, mit Arabesken, Blumen, Koranversen, kaiserlichen Namenszügen so wechselnd gestickt, daß man sie allein eigentlich einen Tag lang gleich den Wänden der Alhambra betrachten sollte. Hier können wir alle einzelnen Theile des türkischen Frauenanzugs wie im Toilettenzimmer eines Harems kennen lernen, von den grünen, orange- oder hyacinthfarbigen Mäntelchen, welche Alles bedecken, bis zu dem seidenen Hemd, dem golddurchstickten Taschentuch und dem Atlasgürtel, auf den nie ein anderer Männerblick fällt als der des Gebieters und des Eunuchen. Da sind Kaftane von rothem Sammet, mit Hermelin besetzt, sternenübersäet, Beinkleider von rosa Seide, Westen von weißem Damast, mit goldenen Blumen eingewirkt, Brautschleier in Silberflittern strahlend, lange Jacken von grünem Tuch mit Schwanenbesatz; wir sehen griechische, armenische, cirkassische Gewänder in tausend seltsamen Schnitten, mit Zierrathen überladen, glänzend und hart wie Panzer, und inmitten all dieser

Schätze liegen die prosaischen, dunklen Stoffe Englands und Frankreichs, welche aussehen wie eine Rechnung zwischen den Seiten eines Gedichts. Kein Verliebter kann diesen Bazar durchschreiten, ohne es wie ein Unglück zu empfinden, nicht Millionär zu sein und ohne einen Augenblick Versuchung zur Plünderung zu fühlen.

Um diese Gedanken los zu werden, wenden wir uns dem Bazar der Pfeifen zu, und bald ist unsere Phantasie wieder in ruhigere Bahnen geführt. Da sind ganze Bündel Tschibuks in Jasmin-, Ahorn-, Kirschen- und Rosenholz, gelbe Bernsteinspitzen von der Ostsee, geglättet und glänzend wie Krystall, in zahllosen Abstufungen der Farbe und des Glanzes, mit Rubinen und Diamanten verziert, Pfeifen aus Cäsarea, Tabacksbeutel vom Libanon, in buntfarbigen Quadraten gestickt, Nargileh von Bergkrystall, Stahl und Silber in schönen antiken Formen, damascirt, ausgelegt, mit kostbaren Steinen eingefaßt, in Maroquinkästchen, in Baumwolle gehüllt und beständig von zwei aufmerksamen Augen bewacht, die sich gleich denen einer Eule erweitern, wenn sich ein Neugieriger nähert, und in Jeden, der nicht Vezier oder Pascha ist und ein Jahr hindurch eine Provinz Kleinasiens ausgesaugt hat, die Frage nach dem Preise auf den Lippen ersterben lassen. Hier kauft nur der Abgesandte der Sultanin, welche dem geschmeidigen Vezier ein Pfand der Dankbarkeit geben möchte, oder ein Würdenträger des Hofes, der beim Antritt eines neuen Amtes aus Anstand gezwungen ist, sich ein Gestell mit Pfeifen zu kaufen, vielleicht auch der Gesandte des Sultans

welcher dem europäischen Monarchen eine glänzende Erinnerung an Stambul bringen will. Der bescheidene Türke wirft einen melancholischen Blick auf die Herrlichkeiten und geht weiter, indem er sich zum Trost den Spruch des Propheten anführt: „Das Feuer der Hölle soll wie das Brüllen des Kameels in dem Bauch Desjenigen tönen, der mit einer goldenen oder silbernen Pfeife raucht."

Und wieder verfällt man der Versuchung, wenn man von hier in den Parfümbazar tritt, der, echt orientalisch, dem Propheten theuer ist, welcher seine größte Wonne als „Frauen, Kinder, Wohlgerüche" bezeichnet. Hier finden wir die berühmten Serail-Pastillen, welche Küsse balsamisch machen, die Gummikapseln, welche die starken Mädchen in Chios von Harz formen, um das Zahnfleisch der weichlichen Türkinnen zu kräftigen, ausgezeichnete Essenzen aus Bergamotte und Jasmin und starkduftende Rosenöle in goldgestickten Sammetfutteralen mit einem haarsträubenden Preise. Hier ist Salbe für die Augenbrauen, Glanz für die Augen selbst, gelbe Farbe für die Nägel, Seife, die Haut der schönen Frauen aus Syrien weich zu machen, Pillen, die Haare von den Gesichtern der kolossalen Circassierinnen zu vertreiben, Cedern- und Orangenwasser, Moschussäckchen, Sandelholzöl, Aloe, Becher und Pfeifen zu parfümiren, viele Tausend Pulver, Wasser und Pomaden mit phantastischen Namen bezeichnet, zu unerklärlichen Gebräuchen bestimmt, die Launen der Liebe, Versuche der Verführung ausdrücken und Alle miteinander einen so starken, so sinnlichen Duft

aushauchen, daß wir träumerisch große, schmachtende Augen, liebkosende Händchen sehen, schnelles, leises Athmen und Küsse hören.

Solche Phantasien verschwinden, wenn wir in den Bazar der Juweliere eintreten, der eine dunkle, öde Gasse bildet, zu beiden Seiten elende, kleine Boutiken, von denen Niemand glauben würde, daß dieselben, wie es doch wirklich der Fall ist, fabelhafte Schätze bergen. Die Schmuckstücke sind in eisenbeschlagenen Kofferchen verwahrt, die in den Läden vorn dicht unter den Augen der Kaufleute stehen, alte Türken oder Ebräer mit langen Bärten und so scharfen Blicken, daß sie in Taschen und Börsen zu dringen scheinen. Zuweilen steht wohl einer aufrecht vor seiner Höhle, und wenn wir an ihm vorübergehen, bohrt er uns erst die Augen ins Gesicht, hält uns dann mit schneller Bewegung einen Diamanten aus Golkonda, einen Saphir aus Ormus oder einen Rubin aus Jellalabad vor, den er beim geringsten Zeichen der Verneinung eben so schnell wieder verschwinden läßt.

Andere Händler gehen langsamen Schrittes auf und ab, halten uns mitten in der Straße an, holen, nachdem sie argwöhnische Blicke umhergeworfen haben, einen schmutzigen Lappen aus der Brusttasche und wickeln ihn auseinander, um einen prachtvollen brasilianischen Topas, einen schönen macedonischen Türkis zu zeigen und sehen uns dabei wie verführende Dämonen an. Andere wieder schenken uns nur einen forschenden Blick, und wenn sie erkennen, daß

unsere Züge nicht für Edelsteine geschaffen sind, lassen sie sich gar nicht herab uns etwas anzubieten. Und hätten wir das Gesicht eines Heiligen, das Aussehen eines Krösus, Keiner wird für uns sein Kofferchen öffnen. Die Halsbänder von Opalen, die perlengeschmückten Halbmonde und Diademe, die blendenden Massen der Steine reinsten Wassers, Chrysoliten, Aventurinen, Agathen, Granaten, Lasursteine bleiben den Augen der geldlosen Neugierigen und besonders denen eines italienischen Schriftstellers verborgen. Er kann höchstens nach dem Preis eines „tespi" fragen — türkische Rosenkränze von Ambra, Sandelholz oder Korallen — um die Kügelchen zwischen den Fingern rollen zu lassen in den Pausen seiner gezwungenen Arbeit.

Um sich zu belustigen, muß man in die Läden der Franken treten, wo Waaren für schwere sowohl wie leichte Börsen zu finden sind, und sogleich umgiebt uns ein ganzer Schwarm Menschen, von denen wir nicht begreifen, woher sie alle kommen. Es ist unmöglich, mit einem Einzigen zu thun zu haben, denn mindestens ein Dutzend Kaufleute, Compagnons, Mäkler, Gelegenheitsmacher, Werber drängt sich zusammen. Wenn uns der Eine lebendig läßt, hängt uns der Andere, — ein Ausweichen ist völlig unmöglich. Es ist nicht zu schildern, mit welcher Geduld, welcher Kunst, welcher Hartnäckigkeit, mit was für teuflischen Listen sie uns dazu bringen, das zu kaufen, was sie wollen. Zuerst fordern sie einen ungeheuren Preis, — wir bieten ein Drittel — völlig entmuthigt senken sie die Arme, schlagen ihre Stirne

in Verzweiflung und antworten nicht, oder sie ergehen sich in einen Strom leidenschaftlicher Worte, um unser Herz zu rühren. „Wir sind grausam! Wir zwingen sie, den Laden zu schließen, wir wollen sie in's Elend stürzen, wir haben kein Mitleid mit ihren Kindern, sie begreifen nicht, was sie Böses gethan haben, daß wir sie so behandeln.“ Während sie uns den Preis eines Gegenstandes nennen, flüstert uns der Mäkler eines benachbarten Ladens in's Ohr: „Kaufen Sie nicht, Sie werden betrogen.“ Wir glauben an seine Aufrichtigkeit — statt dessen steht er mit dem Kaufmann in Verbindung; sie sagen, daß man uns mit den Tüchern anführen will, nur um unser Vertrauen zu gewinnen und uns in der nächsten Minute den Hals zu brechen, indem sie ihren Rath zum Ankauf eines Teppichs geben. Während wir den Stoff betrachten, verhandeln sie untereinander mit Gesten, Ellbogenstößen, halben Worten. Können wir griechisch, sprechen sie türkisch, verstehen wir das, reden sie armenisch, oder spanisch, in irgend einer Weise verständigen sie sich und führen uns an. Bleiben wir hart, schmeicheln sie: Wir sprechen ihre Sprache vorzüglich, sehen so recht wie vornehme Herren aus, niemals werden sie unsere schönen Züge vergessen. Sie reden von unserem Vaterlande, wo sie sich lange aufgehalten haben, weil sie überall gewesen sind; sie machen uns Caffee, bieten uns ihre Begleitung nach dem Zollamt an, wenn wir abreisen, um zu verhüten, daß man uns betrüge — das heißt, sie wollen uns, das Zollamt und unsere Gefährten überlisten. Sie kehren den ganzen Laden

um und werden doch nicht verdrießlich, wenn wir schließlich Nichts kaufen: wenn es heute nicht ist, wird es ja morgen sein, nach dem Bazar müssen wir wieder kommen, ihre Spürhunde erkennen uns; fallen wir ihnen nicht in die Hände, entgehen wir doch ihren Compagnons nicht; rupfen sie uns nicht als Kaufleute, schinden sie uns als Mäkler — fehlen können wir ihnen gar nicht. Welcher Nation gehören sie an? Das weiß man nicht. Weil sie so viele verschiedene Sprachen reden, haben sie fast vergessen, welche die ihrige ist; weil sie immer Komödie spielen, haben sich die physiognomischen Eigenthümlichkeiten ihrer Race verloren; sie sind woher man will, können was man wünscht, machen sich nützlich als Dolmetscher, Führer, Krämer, Wucherer und vor Allem verstehen sie unübertrefflich gut das ganze Weltall zu betrügen.

Ein ganz verschiedenes Material der Beobachtung bieten die muselmännischen Kaufleute. Unter ihnen findet man noch jene alten Türken, die jetzt selten in den Straßen Konstantinopels sind, die Personificirung der Zeit Mohammeds, die lebenden Reste des alten ottomanischen Gebäudes, das seine erste Erschütterung durch die Reformen des Mahmud erlitt und von Tag zu Tag, Stein für Stein verfällt und sich verändert. Im großen Bazar muß man den Blick in die dunkelsten Ecken der abgelegensten Gassen werfen, um noch die ungeheuren alten Turbane aus den Zeiten Solimans zu entdecken, die Moscheenkuppeln gleichen. Hier sehen wir unbewegliche Gesichter, starre Augen, gebogene Nasen, lange

weiße Bärte, orangenfarbene und purpurne Kaftane, weite Beinkleider, gehalten von riesigen Schärpen in tausend Falten, die stolze, traurige Haltung des alten herrschenden Volkes, die durch Opium verdummten oder im Feuer fanatischen Glaubens leuchtenden Züge. Sie sitzen tief drinnen in ihren Nischen mit gekreuzten Armen und Beinen; unbeweglich und ernst wie Götzenbilder, ohne den Mund zu öffnen, erwarten sie die ihnen vorher bestimmten Käufer. Gehen die Geschäfte gut, murmeln sie: Mach Alla! — Gott sei gelobt! — gehen dieselben schlecht: Olsun! — So sei es! — und neigen ergeben das Haupt. Einige lesen im Koran, Andere lassen die Kügelchen des „tespi“ zwischen den Fingern rollen, wobei sie gedankenlos die hundert Namen des Herrn murmeln. Noch Andere „trinken ihr Nargileh“, um ihr Rauchen mit türkischem Ausdruck zu bezeichnen, den sinnlichen, schläfrigen Blick langsam auf ihre Umgebung gerichtet; Andere sitzen gebeugt mit halbgeschlossenen Augen und zusammengezogener Stirn in tiefen Gedanken. Und woran mögen sie nur denken? Vielleicht an ihre unter den Mauern Sebastopols gebliebenen Söhne, ihre versprengten Karawanen, an die ewigen Gärten, vom Propheten verheißen, wo schwarzäugige Jungfrauen ihre Gemahlinnen werden, denen weder ein Mensch oder ein Genius je sie entweihend nahte. Alle erscheinen sonderbar, Alle malerisch; jeder Laden bildet den Rahmen zu einem farbenreichen, gedankenvollen Bilde, welches die ganze Geschichte eines abenteuerlichen, phantastischen Lebens erzählt. Dieser magere,

gebräunte Mann mit den kühnen Zügen leitete selbst aus dem fernen Vaterlande seine mit Juwelen und Alabaster beladenen Kameele und hörte mehr als einmal die Kugeln räuberischer Wüstenbewohner pfeifen. Dieser Andere im gelben Turban und vornehmen Aussehens hat zu Pferde das einsame Syrien durchritten mit Seide aus Saida und Sur. Der Schwarze da, der seinen Kopf in einen alten persischen Shawl hüllt, trägt Narben auf der Stirn von den Wunden der Nekromanten, als sie ihn durch Zauberkünste vom Tode retteten, und hält das Gesicht empor gewendet, als sähe er noch die Kolosse Thebens, die Pyramiden Egyptens auf seinem Wege von Nubien. Der schöne Maure mit bleichem Antlitz und schwarzen Augen, in seinen weißen Mantel gewickelt, hat seine Teppiche von den fernsten westlichen Abhängen am Atlantischen Meer gebracht. Der Türke im grünen Turban, mit abgezehrten Zügen, machte schon in diesem Jahr die große Pilgerfahrt, sah Verwandte und Freunde in den endlosen Ebenen Kleinasiens verdursten, selbst, zum Tode erschöpft, in Mekka angekommen, schleppte er sich drei Mal um die Kaaba und fiel in Ohnmacht, indem er den schwarzen Stein mit Küssen bedeckte. Dieser bleiche Koloß, der so gebogene Augenbrauen und so leuchtende Augen hat, daß sie mehr einem Krieger als einem Kaufmann angehören, kommt mit seinen Pelzen von den nördlichen Gegenden des Kaukasus, wo er in der Blüthe seiner Jahre manchem Kosaken das Haupt abschlug. Der arme Wollhändler mit plattem Gesicht, kleinen, schiefen Augen, unter-

setzt, stark wie ein Athlet, sagte noch vor Kurzem seine Gebete im Schatten der riesigen Kuppel über dem Grabe Timurs; er ist von Samarkand abgereist, hat mitten zwischen Turkomanenhorden die Wüste der Bucharei durchstreift, passirte das Todte Meer, entkam den Flinten der Cirkassier, dankte Allah in der Moschee von Trapezunt und sucht nun sein Glück in Stambul, von wo er einst im Alter nach der Tartarei zurückkehren wird, der er sehnenden Herzens gedenkt.

Der glänzendste Bazar und vielleicht auch zu gleicher Zeit derjenige, welcher am meisten phantastische Bilder unserm Geist vorführt, ist der Schuhzeug-Bazar. Er besteht aus zwei Reihen so glänzender Läden, daß die ganze kleine Straße wie eine Königliche Residenz erscheint, oder wie der Garten eines arabischen Märchens, wo die Blätter aus Gold, die Blumen aus Perlen bestehen. Hier können sich die Füßchen aller Höfe Asiens und Europas bekleiden. Die Wände überdecken Pantoffel von Sammet, Pelzwerk, Brokat, Atlas in den schreiendsten Farben, den capriciösesten Formen, mit Filigranarbeit bedeckt, mit Flittern übersäet, durch seidene Troddeln und Schwanenfedern verschönert, mit Blumen von Gold und Silber in verschlungenen Arabesken so überreich gestickt, daß man den Stoff nicht mehr erkennt, strahlend von Saphiren und Smaragden. Da finden wir Pantoffelchen für die Frauen der Barkenführer, wie für die Schönen des Sultans von fünf bis zu tausend Franken das Paar. Hier die kleinen Lederstiefelchen, welche das Pflaster von

Pera treten werden, die Pantoffeln, die einst über die Teppiche des Harems schreiten, die Holzschuhe, unter denen der Marmor der Kaiserlichen Bäder widerhallt, die Pantoffelchen, auf welche sich die glühenden Lippen eines Paschas drücken werden, vielleicht auch jene perlbesetzten, die jeden Morgen für das Erwachen einer schönen Favoritin des Sultans bereit stehen sollen. Aber welche Füße sind so klein, daß sie in diese Schuhe passen? Einige scheinen für Elfen und Feen geschnitten, so lang wie das Blatt einer Lilie, breit wie das einer Rose, Schmuckstückchen, um sie auf den Tisch zu setzen, Schächtelchen für Süßigkeiten und Liebesbriefe. Hier stehen oft fremde Jünglinge mit dem Papiermaaß eines französischen oder italienischen Füßchens, auf das sie vielleicht sehr stolz sind, — und nun sehen sie es verwundert an und müssen bekennen, daß es viel größer als ein gewisses Pantoffelchen ist, auf welches sie ihr Augenmerk gerichtet hatten. Andere wieder, welche nach dem Preise fragten und eine ungeheure Summe hörten, entfernen sich still, ohne ein Wort zu sagen. Hier spazieren die türkischen Damen in weiten weißen Schleiern, und zuweilen kann man im Vorübergehen einige Fragmente ihrer langen Dialoge mit den Kaufleuten hören, harmonisch tönende Worte ihrer schönen Sprache mit deutlicher, sanfter Stimme gesprochen, welche dem Ohr schmeichelt wie der Ton einer Mandoline: „Buni catscia verersin.“ Wie viel kostet das? „Pahalli dir.“ — Es ist zu theuer. — „Ziadè veremèm.“ „Ich werde nicht mehr bezahlen.“

Und dann ein kindliches, helles Lachen, das uns Lust macht, ihre Wangen zu kneifen.

Der Bazar der Waffen jedoch ist der reichste und malerischste. Er gleicht einem Museum voller Schätze, Erinnerungen und Gedanken, die uns in ferne Regionen der Legende und Geschichte tragen und ein unsagbares Gefühl des Staunens und der Bewunderung erwecken. Alle die seltsamen, furchtbaren Waffen, die zur Vertheidigung des Islam von Mekka bis zur Donau geschwungen wurden, sind hier in guter Ordnung aufgestellt, so blank und glänzend, als hätten die fanatischen Soldaten Mohammeds oder Solimans sie eben erst aus den Händen gelegt. Uns ist, als sähen wir zwischen diesen Klingen noch die blutunterlaufenen Augen jener schrecklichen Sultane, jener wüthenden Janitscharen, ohne Furcht und Mitleid, die Kleinasien und Europa mit abgeschnittenen Köpfen und verstümmelten Körpern füllten. Da sind jene krummen Säbel, die Federn in der Luft durchschnitten und die Ohren unverschämter Gesandten abschlugen, die schweren Aexte, welche mit einem Schlag den Schädel spalteten und das Herz bloslegten, die Streitbeile, denen ungarische Helme nicht widerstanden, die Yatagans, deren Griff mit Elfenbein ausgelegt, mit Amethysten und Rubinen besetzt ist, die uns noch auf ihren Klingen die Zahl der abgeschnittenen Köpfe zeigen, Dolche in Scheiden von Silber, Sammet oder Atlas, die Griffe von Achat, geziert mit Korallen, Türkisen, Versen aus dem Koran mit goldenen Lettern eingeschnitten,

scharfe, gekrümmte Klingen. Wer weiß, ob sich nicht in diesem reichen Waffenlager das Schwert des Sultan Orchan oder der Holzsäbel befindet, mit dem der mächtige Arm des Abdul Murad — des kriegerischen Derwisches — die Feinde niederwarf, oder der berühmte Yatagan, mit dem der Sultan Mustapha den Leib des Hassan von den Schultern bis zum Herzen spaltete; vielleicht auch die enorme Waffe des riesigen Bulgaren, der die erste Leiter an die Mauern von Konstantinopel legte, oder das Streitbeil, mit dem Mohammed II. den räuberischen Soldaten unter dem Gewölbe der St. Sofia tödtete, oder der damascirte Säbel des Skanderbeg, welcher Firuz-Pascha unter den Mauern der Festung niederwarf. Die schrecklichen Thaten, die grausamsten Metzeleien der osmanischen Geschichte kommen uns ins Gedächtniß, es scheint uns, als müßten gerade diese Waffen jenes Blut vergossen haben, und als hätten jene alten Türken, die sich in ihren Läden verbergen, Waffen und Leichname auf den Schlachtfeldern selbst gesammelt, als bewahrten sie noch verstümmelte Skelette in einem dunklen Winkel.

Zwischen den Waffen sehen wir ungeheure Sättel von scharlachrothem und himmelblauem Sammet, mit Sternen oder Halbmonden in Gold und Silber gestickt; daneben silberne Zäume, prachtvolle Schabracken, Pferdeschmuck aus Tausend und einer Nacht, der für den Triumphzug eines Geisterkönigs in die goldene Stadt eines Traumes zu passen scheint. Ueber diesen Schätzen hängen alte Musketen, albanesische Pistolen, lange arabische Flinten, schön wie

Schmuckstücke gearbeitete antike Schilde aus Schildpatt oder Büffelfellen, cirkassische Panzerhemden, mongolische Helme, turkomanische Bogen, Henkerbeile, große Schwerter von so düsterem Aussehen, daß wir bei einem jeden an ein Verbrechen, an schmerzliches Todesstöhnen denken. Inmitten dieser drohenden und glänzenden Waffen sitzen mit gekreuzten Beinen echt türkische Kaufleute, alte, düstere Männer, hager wie Anachoreten, stolz wie Sultane, Gestalten früherer Jahrhunderte, nach der Mode der ersten Hegira gekleidet, als wären sie aus ihren Gräbern emporgestiegen, um die entarteten Enkel zur Strenge der ursprünglichen Race zurückzurufen.

Ein sehenswerther Bazar ist auch der, wo alte Kleider verkauft werden. Hier würde sich Rembrandt gern niedergelassen, Goya seinen letzten Heller ausgegeben haben. Wer nie einen orientalischen Trödlerladen gesehen hat, macht sich keinen Begriff von dieser Extravaganz der Lumpen, diesem Glanz der Farben, dieser Ironie der Contraste, dieses zu gleicher Zeit traurigen, ekelhaften und komischen Schauspiels. Der Bazar ist eine wahre Kloake von Lumpen, in welcher Abfälle des Harems, der Casernen, des Hofes und der Theater abwarten, daß die Laune eines Malers oder das Bedürfniß eines Bettlers sie an's Tageslicht bringe. Rund umher an den Wänden von langen Holzpflöcken herab hängen alte türkische Uniformen, Jacken mit langen Schwalbenschwänzen, Dolmans großer Herren, Derwischkutten, Beduinenmäntel, Alles voll Schmutz, Fetzen und Löcher, die oft durch

Dolche gebohrt erscheinen und an die Kleider Gemordeter auf Gerichtstischen erinnern. Zwischen den Lumpen glänzt hier und da wohl noch eine goldene Arabeske, schlingen sich seidene Gürtel, aufgebundene Turbane, reiche, zerrissene Shawls, Schnürleiber und Sammetmieder, von denen vielleicht diebische Hände Pelz- und Perlenbesatz abgerissen haben, zierliche Beinkleider und Schleier, welche möglicher Weise einer schönen Ungetreuen gehörten, die, in einen Sack genäht, tief in den Wassern des Bosporus schläft, Damengewänder von zarten Farben, die hier zwischen großen Kaftanen liegen, daneben verrostete Patronentaschen, lange Judenröcke und schwere Mäntel, die einst die Flinte des Banditen, den Dolch des Meuchelmörders verhüllten.

Gegen Abend im geheimnißvollen Licht der sinkenden Sonne machen alle jene Gewänder den schauerlichen Eindruck gehängter todter Körper, und sieht man dabei noch im Hintergrund des Ladens die listigen Augen eines Ebräers glänzen, der sich die Stirne mit gebogener Hand kratzt, meinen wir, jene Hand habe die Schlingen zugezogen und wir sehen uns schnell nach der Thür des Bazars um, aus Furcht, sie möge geschlossen werden.

Ein Tag genügt nicht, alle die Gassen dieser sonderbaren Stadt kennen zu lernen. Von der Abtheilung der türkischen Kopfbedeckung, dem Fez, sollten wir noch sprechen. Da sahen wir Mützen und Feze aller möglichen Länder, einige zum Schutz gegen böse Geister mit Versen aus dem Koran bedeckt; daneben auch jene niedlichen kleinen Dinger,

welche die schönen Frauen Smyrnas auf der Spitze ihres Köpfchens tragen, rothe Barette, den Fez des Soldaten, des Generals, des Sultans, des Stutzers, in allen Variationen der rothen Farbe, von allen Formen, von der ursprünglichen aus den Zeiten des Orchan bis zu der des Sultan Mahmud, dem Emblem der Reformen und deshalb der Abscheu der alten Muselmänner.

Weiter interessirt der Bazar des Pelzwerks, wo wir das heilige Fell des schwarzen Fuchses kaufen können, das früher außer dem Sultan nur der Groß-Vezier tragen durfte. Hier sind Marderpelze, mit denen elegante Kaftane gefüttert werden, Pelze vom weißen und schwarzen Bären, vom blauen Fuchs, von Astrachan, Hermelin, Zobel, für die frühere Sultane enorme Reichthümer ausgaben.

In den Messer-Bazar müssen wir auch eintreten, um wenigstens eine der riesigen türkischen Gabeln in die Hand zu nehmen, deren vergoldete Griffe phantastische Blumen- oder Vögelbilder zeigen und deren Zacken sich beinahe weit genug spalten, um den Kopf eines boshaften Kritikers fassen zu können. Noch denke ich der Abtheilung der Goldspinner, der Sticker, des Bazars der Quincaillerien, der Schneider, der Töpferwaaren, jeder vom andern unterschieden, jeder in anderer Beleuchtung, aber alle darin gleich, daß man keine Frau arbeiten oder verkaufen sieht. Zuweilen nur kommt es vor, daß eine Griechin, die einen Augenblick vor der Thür eines Ladens erscheint, uns schüchtern ein eben fertig gesticktes Taschentuch anbietet. Türkische Eifer-

sucht verbietet dem schönen Geschlecht den längern Aufenthalt in Läden und nennt dieselben eine Schule der Koketterie und einen Deckmantel der Intriguen.

Aber der Bazar hat auch noch Abtheilungen, in die sich ein Fremder nicht wagen kann, ohne von einem Kaufmann oder Mäkler begleitet zu werden: dies sind die inneren Straßen der einzelnen Quartiere, in welche diese merkwürdige Stadt abgetheilt ist, der Mittelpunkt der kleinen Inseln, um welche die von der Menge durcheilten Gassen laufen. Ist es schon leicht, sich in diesen zu verirren, — da drinnen ist es gar nicht anders möglich.

Von Gängen aus, die wenig über eine Mannesgröße hoch sind, in denen man sich sogar bücken muß, um nicht an die Decke zu stoßen, betritt man kleine Zellen, die ganz mit Ballen und Kisten vollgepfropft sind und kaum durch einen Lichtschimmer erhellt werden. Mit den Händen tastend geht es über hölzerne Treppen hinunter, durch unterirdische, von Laternen erleuchtete Corridore, wieder empor zum Tageslicht, weiter mit gesenktem Kopf durch Labyrinthe, unter feuchten Gewölben, zwischen schwarzen Mauern, moosbewachsenen Wänden, die uns durch verborgene Thüren ganz unerwartet dahin zurückbringen, von wo wir ausgegangen sind. Auf dem ganzen Wege schrecken uns kommende und gehende Schatten, unbewegliche Gespenster in den Ecken, Leute, die Waaren ordnen und Geld zählen, auftauchende und verschwindende Lichter, eilige Stimmen und Schritte, welche aus unbestimmten Richtungen ertönen; oft stehen dunkle

Hindernisse vor uns, deren Wesen wir nicht zu begreifen vermögen; nie gesehene Lichteffecte blenden uns, überall sind so sonderbare Gerüche, so ungeheuerliche Dinge, daß wir uns in den Irrwegen einer großen Zauberhöhle wähnen und uns nach dem Ausgang zurück sehnen.

Gewöhnlich führen die Mäkler Fremde auf diesem Wege nach den abgelegensten Läden, wo dieselben Alles zu gleicher Zeit kaufen können. Hier ist der ganze große Bazar in Miniaturausgabe vertreten, ein vornehmer Trödlerladen, der reizend, aber auch höchst gefährlich ist, weil er so viele seltene und besondere Dinge enthält, daß selbst ein eingefleischter Geizhals seine Börse öffnen muß. Die Besitzer dieser Alles vertretenden Waaren sind selbstverständlich echte Spitzbuben, dabei eben so gute Polyglotten wie ihre Brüder, die Franken; sie gebrauchen ein gewisses dramatisches Vorgehen, das sehr belustigend ist und selten den Zweck des Schauspielers verfehlt. Ihre Läden sind dunkle, große Zimmer voll von Kisten und Schränken, in denen Licht angezündet werden muß, und wo kaum Platz zum Stehen bleibt. Nachdem der Händler uns irgend einen alten mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegten Schrein, chinesisches Porzellan, japanische Vasen gezeigt hat, kündet er uns feierlich an, daß er etwas ganz Besonderes für uns habe, zieht ein Kästchen hervor und leert einen Haufen von Tand auf dem Tische aus, einen Fächer von Pfauenfedern, ein kleines Armband aus alten türkischen Münzen, ein niedliches Kissen von Kameelhaaren, das die goldgestickten

Namenszüge des Sultans trägt, ein persisches Spiegelchen mit einem Bilde aus dem Buch des Paradieses, ein Spaten von Schildpatt, mit dem die Türken Kirschen-Compot essen, einen alten türkischen Orden. „Ist Nichts darunter, das uns anlockt?“ Gut. Eine andere Schachtel wird ausgeleert, die „gerade nur auf uns wartet“. Wir sehen ein Stück von einem Elephantenzahn, ein Armband aus Trapezunt, das einer blonden Haarflechte gleicht, einen japanesischen Götzen, einen Kamm von Sandelholz aus Mekka, einen großen, durchbrochen gearbeiteten, reich verzierten türkischen Löffel, eine vergoldete, silberne Nargileh mit Mosaik ausgelegt, eine Reiherfeder, die, wie uns der Händler als Mann von Ehre versichert, den Turban Selims des Dritten zierte. „Gefällt uns Nichts?“ Gleich wird eine neue Kiste ausgeleert und hervorkommen: ein Straußen-Ei, ein persisches Dintenfaß, ein damascirter Ring, ein Bogen aus Mingrelien nebst Köcher von der Haut des Elenthiers, ein cirkassischer Helm, der zwei Spitzen hat, ein „tespi“ von Jaspis, ein goldenes Riechfläschchen, ein türkischer Talisman. „Haben wir denn noch nicht Verlangen nach irgend etwas? Wollen wir keine Geschenke mitbringen? Denken wir nicht an unsere Verwandte? Haben wir kein Herz für Freunde? Aber vielleicht wünschen wir lieber Stoffe oder Decken;“ auch darin kann uns unser Freund dienen. „Hier, mein Herr, sehen Sie einen gestreiften Mantel aus Kurdistan, ein Löwenfell, oder vielleicht den Teppich von Aleppo mit den Stahlnägeln? er ist drei Finger dick und wird — ich stehe dafür ein —

drei Generationen überdauern. Und dann weiter, Excellenz, die alten Kissen, die alten Brocatgürtel, die alten seidenen Schuhe, etwas verblichen, aber in Gold gestickt, wie man sie jetzt nicht mehr arbeitet, und wenn Sie einen Schatz dafür bieten wollten! Ihnen, Caballero, der Sie von einem Freund hierher geführt wurden, gebe ich diesen antiken Gürtel für fünf Goldstücke und will dann eine ganze Woche lang nur Brod und Knoblauch essen." Wir aber lassen uns auch durch dies großmüthige Opfer nicht verlocken, und nun murmelt der Listige uns ganz leise ins Ohr, daß er uns den Strick verkaufen will, mit dem die schrecklichen Stummen des Serails, Nassüh Pascha, den Großvezier Mahmud's III. erdrosselten, und wenn wir ihnen ins Gesicht lachen, lassen sie als kluge Leute die Sache fallen und machen den letzten Versuch, indem sie uns einen Roßschweif, wie sie dem Pascha voraufgetragen werden, zeigen, oder einen Janitscharenkessel, den ihr eigener Vater blutbespritzt am Tage des großen Aufruhrs fortgetragen hat, ein Stück einer Fahne, im Krimkrieg gebraucht, ein Waschbecken, mit edlen Steinen besetzt, ein Dromedarhalsband mit Muscheln und Glocken, eine Eunuchenpeitsche von Büffelleder, einen in Gold gebundenen Koran, einen Leuchter, aus einer Adlerklaue verfertigt, bis sich zuletzt die Phantasie erhitzt und wir den tollen Wunsch fühlen, Börse, Uhr und Ueberzieher hinzuwerfen und zu rufen: „Geben Sie Alles her!" Wahrhaftig, man muß ein sehr vernünftiger Vater oder ein besonders solider Sohn sein, um den Versuchungen zu widerstehen.

Mancher Künstler ist von hier arm wie Hiob fortgegangen, mancher wohlhabende Jüngling hat sein väterliches Erbe hier gelassen. —

Ehe der große Bazar sich schließt, müssen wir ihn noch einmal durchgehen, um zu beobachten, wie er in dieser letzten Stunde erscheint. Das Gedränge der Menge vergrößert sich, die Händler rufen in noch dringenderer Weise, Griechen und Armenier laufen mit einem Shawl, einem Teppich über dem Arm, schreiend durch die Straßen, Gruppen lösen und bilden sich; Pferde, Karossen, Lastthiere drängen in langen Reihen dem Ausgang zu. In dieser Stunde umschwirren uns wie Fledermäuse alle die Kaufleute wieder, mit denen wir handelten ohne zum Abschluß zu gelangen; wir sehen ihre Köpfe hinter den Pfeilern hervortauchen, bei jeder Wendung begegnen wir ihnen, sie gehen an uns vorüber, um uns durch ihre Gegenwart wieder an einen Stoff, eine Schmucksache zu erinnern, das Verlangen von Neuem zu reizen. An jeder Ecke warten ganze Schaaren auf uns, stehen wir still, stehen auch sie, wenn wir umbiegen, thun sie dasselbe, blicken wir zurück, sehen wir zehn große, starre Augen so gierig auf uns gerichtet, als sollten wir lebendig verschlungen werden.

Aber schon beginnt das Licht zu schwinden, die Menge verringert sich. Durch die langen Wölbungen erschallt die Stimme eines unsichtbaren Muezzin, die den Sonnenuntergang verkündet. Hier und da breitet ein Türke seinen Teppich vor dem Laden aus und murmelt die Abendgebete.

Schon haben die hundertjährigen Greise des Waffenbazars die großen eisernen Thüren verriegelt, die kleineren Bazars stehen verödet, die Corridore verlieren sich in Dunkelheit, die Eingänge der Straßen sehen wie die Oeffnungen einer Höhle aus, Kameele sind dicht neben uns, ohne daß wir sie vorher sahen, die Stimme der Wasserverkäufer stirbt in fernen Bogengängen dahin, die Türken beschleunigen ihre Schritte, die Eunuchen strengen ihre Augen an, die Fremden verschwinden, die Thore werden geschlossen, — der Tag ist zu Ende!

7.

Allerlei aus Konstantinopel: Das Licht. Die Vögel. Erinnerungen. Aehnlichkeiten. Kleidung. Das Konstantinopel der Zukunft. Die Hunde. Die Eunuchen. Das Heer. Der Müssiggang. Die Nacht. Leben in Konstantinopel. Die Italiener. Theater. Küche. Mohammed. Der Ramasan. Das frühere Konstantinopel. Armenier. Griechen. Hebräer. Das Bad. Der Seraskerthurm. Wonne des Daseins.

Doch nun höre ich von allen Seiten fragen: Und Sankta Sofia? Und das alte Serail? Und die Paläste des Sultans? Und die Burg der sieben Thürme? Und der Sultan? Und der Bosporus? Ich will Alles mit Freuden beschreiben, aber erst noch in voller Freiheit Konstantinopel durchstreifen und auf jeder Seite von etwas Anderem reden, so wie bei jedem Schritt die Gedanken wechselten.

Das erste aller Dinge ist das Licht! Meine größte Wonne in Konstantinopel war, von der Brücke der Sultanin Valide aus die Sonne auf- und untergehen zu sehen. Zur Herbstzeit umhüllt in der Morgendämmerung fast immer ein leichter Nebel das Meer, durch welchen die Stadt unbestimmt schimmert, wie durch jene weißen Vorhänge, die auf der Bühne herabgelassen werden, eine Scenenveränderung

zu verdecken. Skutari ist ganz verborgen, nur dunkle Umrisse seiner Hügel werden sichtbar; Brücke und Ufer liegen verödet, — Konstantinopel schlummert; Einsamkeit und Stille verleihen der Scene die Weihe ernster Feierlichkeit. Bald beginnt der Himmel sich hinter den Höhen Skutaris zu vergolden. Auf jenem leuchtenden Streifen zeichnen sich eine nach der anderen deutlich und schwarz die Cypressen des ungeheuren Kirchhofes ab wie ein auf den Hügeln wachendes Gigantenheer. Von einem Ende des goldenen Horns zum anderen erzittert ein leichtes Schimmern, das dem ahnungsvollen Beben einer großen Stadt gleicht, die wieder zum Leben erwacht. Dann blickt ein feuriges Auge hinter den Cypressen des asiatischen Ufers hervor, und sogleich färben sich die weißen Spitzen der vier Minarets der Sofienmoschee mit Rosenfarbe; von Hügel zu Hügel, von Moschee zu Moschee, in wenig Augenblicken erglühen alle Minarets, alle Kuppeln glänzen versilbert. Das leuchtende Roth eilt von einer Terrasse zur anderen, das Schimmern des Meeres wird bestimmter, der große Schleier fällt, und ganz Stambul erscheint rosig und glänzend auf den Höhen, azurblau und violett an den Ufern, frisch und rein, als wäre es eben erst aus den Wogen erstanden. Wie die Sonne höher steigt, verschwindet die Zartheit der ersten Tinten in vollendeter Klarheit, und diese weiße, strahlende Helle des Lichts umschleiert Alles bis zum Abend. Dann beginnt das göttliche Schauspiel wieder. Die Luft ist so klar, daß die entferntesten Bäume auf der letzten Höhe von Kadikjöi vollkommen deut-

lich zu sehen sind. Das ganze, mächtige Profil Stambuls zeichnet sich mit einer solchen Reinheit der Linien und einer solchen Kraft der Farben vom Himmel ab, daß man nach einander alle Minarets, alle Obelisken, alle Cypressen von der Spitze des Serails bis zum Kirchhofe Ejubs zählen könnte. Das goldene Horn und der Bosporus haben ein wunderbares Ultramarinblau angenommen; der im Osten amethistfarbige Himmel flammt hinter Stambul in feuriger Gluth; am Horizont aber bildet er zahllose rosa und dunkelrothe Streifen, die uns von den ersten Tagen der Schöpfung träumen lassen. Schon verdunkelt sich Stambul, Galata steht vergoldet, und Skutari, alle Fensterscheiben durch das Licht der sinkenden Sonne erleuchtet, scheint in Flammen aufzugehen. Dies ist der schönste Augenblick, um Konstantinopel zu betrachten. Die zartesten Tinten in blaßgelb, rosa und violett wechseln so schnell, daß sie, an den Abhängen der Hügel und auf dem Wasser erzitternd und fliehend, bald diesem, bald jenem Theile der Stadt die lieblichste Schönheit und eine keusche, landschaftliche Anmuth verleihen, die sich im hellen Tageslicht schüchtern verbirgt. Nun sieht man große, schwermüthige Vorstädte im Schatten der Thäler ruhen, kleine purpurne Städte, die von den Höhen uns anlachen, Dörfer und Ortschaften, die nach dem Leben zu schmachten scheinen, das ihnen fehlt, andere, die plötzlich dahinsterben wie eine erstickte Feuersbrunst, einige wieder, welche schon todt geglaubt, unerwartet in Flammen auferstehen, um noch eine Minute im letzten Strahl der Sonne zu jubeln. Zuletzt

glühen nur noch die beiden Höhen auf dem asiatischen Ufer, die Spitze des Berges Bulghurlu und die Spitze des Caps Bozburun, das die Einfahrt in das Marmarameer bewacht; beide tragen erst goldene Kronen, dann Purpur-Mützen, zuletzt zwei Rubinen, — endlich ruht ganz Konstantinopel im Schatten, und zehntausend Stimmen verkünden den Sonnenuntergang von zehntausend Minarets.

Konstantinopel besitzt eine ganz eigene Heiterkeit und Anmuth, die ihr zahllose Vögel aller Arten geben, für welche die Türken ein lebhaftes Gefühl der Sympathie und der Verehrung empfinden. Moscheen, Gehölze, Paläste, Gärten, die alten Mauern, — Alles singt, flötet, piept, zwitschert; überall hört man Flügel rauschen, überall ist Leben und Harmonie; Sperlinge hüpfen keck in die Häuser und picken Krumen aus den Händen der Frauen und Kinder; Schwalben bauen ihre Nester unter den Thüren der Caffeehäuser, unter den Wölbungen der Bazare; zahllose Taubenschwärme, durch Vermächtnisse der Sultane und Privatpersonen unterhalten, bilden weiße und schwarze Guirlanden um die Zinnen der Kuppeln und die Terrassen der Minarets; Möven flattern munter um die Nachen, Tausende von Turteltauben girren in den Cypressen der Friedhöfe, das Schloß der sieben Thürme umkrächzen Raben und umkreisen Geier, Eisvögel kommen und entfliehen in langen Reihen nach dem Schwarzen- oder dem Marmarameer, Störche klappern

auf den Kuppeln einsamer Mausoleen. Für den Türken hat ein jeder dieser Vögel eine segenbringende Kraft, eine eigenthümliche Eigenschaft: die Turteltauben beschützen die Liebe, die Schwalben behüten das Haus, an dem ihr Nest hängt, vor Feuersgefahr, die Störche machen in jedem Jahr einen Pilgerflug nach Mekka, die Eisvögel oder Seemöven tragen die Seelen der Gläubigen ins Paradies. Aus Dankbarkeit und Frömmigkeit schützt und nährt er sie daher, und sie umfliegen munter die Häuser, das Meer, die Gräber. In allen Theilen Stambuls treffen wir diese melodischen Schwärme, welche die Fröhlichkeit des Landlebens in die Stadt bringen und beständig das Gefühl für die Natur in der Seele wieder auffrischen.

In keiner andern Stadt Europas bewegen legendenreiche oder geschichtliche Plätze und Monumente so lebhaft die Phantasie wie in Stambul, weil sie, wie sonst nirgends, so phantastische und zu gleicher Zeit noch so nahe liegende Begebenheiten zurückrufen. In andern Städten muß man, um die Poesie der Erinnerungen wiederzufinden, mehrere Jahrhunderte in Gedanken zurückschreiten, in Stambul genügen wenige Jahre. Die Legende, oder das Geschehene, welches Natur und Wirkung einer Legende hat, geschah erst gestern. Vor wenig Jahren wurde auf dem At-Meidan die fabelhafte Hekatombe der Janitscharen geopfert. Wenig Jahre sind verflossen, seit das Marmarameer an die Ufer

der Kaiserlichen Gärten die zwanzig Säcke mit den Schönen des Mustapha auswarf, wenig Jahre, seit im Thurm der sieben Thürme die ganze Familie des Brancovano erdrosselt wurde, daß zwei Kapidschi-Baschi europäische Gesandte an den Armen vor den Herrscher zogen, dessen zur Hälfte verhülltes Antlitz ein mysteriöses Licht erhellte, — wenig Jahre erst, daß in den Mauern des alten Serail jenes seltsam aus Liebe, Schrecken und Thorheit vermischte Leben dahinstarb, das uns so unendlich fern zu liegen scheint. Wenn wir mit diesen Gedanken durch Stambul schweifen, wundern wir uns fast, die Stadt so ruhig, so reich an Vegetation und bunten Farben zu sehen. „O Du Treulose" — möchte man fragen — „was thatest Du mit den Hügeln von Köpfen, dem Meer von Blut? Ist es denn möglich, daß dies Alles schon so gut gereinigt, gefegt, verborgen ist, daß sich keine Spuren mehr finden?" Am Bosporus, dem Thurm des Leander gegenüber, der sich gleich einem Denkmal der Liebe aus den Fluthen erhebt, unterhalb der Mauern der Gärten des Serail senkt sich die geneigte Fläche, über welche treulose Odalisken ins Meer gerollt wurden; die Säule auf dem At-Meidan trägt die Spur des berühmten Säbelhiebs Mohammeds des Eroberers; auf der Brücke des Mahmud wird uns die Stelle gezeigt, wo der erzürnte Monarch mit einem Streich den kühnen Derwisch tödtete, welcher ihm den Bannfluch entgegenschleuderte; in der Cisterne der alten Klosterkirche schwimmen noch die Fische, die den Fall der Stadt der Paläologen prophezeiten; unter den Bäumen der

Süßwasserbrunnen Asiens sehen wir lauschige Verstecke, wo eine Sultanin ihren Favoriten kurze Liebeswonne gewährte, die mit dem Tod endigte. Jeder Thurm, jede Thür, jede Moschee, jeder Platz erinnert an ein Wunder, eine Metzelei, einen Liebesrausch, ein Geheimniß, an die Tapferkeit eines Pascha, die Laune eines Sultans. An Alles knüpfen sich Legenden; alle nahen Gegenstände, alle Fernsichten, die Düfte der Luft, die Stille erregen die Phantasie des Fremden, sich in Erinnerungen zu versenken, aus seinem Jahrhundert, aus sich selbst und der jetzigen Stadt so herauszutreten, daß er verwundert emporfährt bei dem seltsamen Vorschlag ins Hotel zurückzukehren. „Wie?" — ruft er — „hier ist ein Hotel?"

In den ersten Tagen sah ich, der ich türkische Geschichte und orientalische Legenden gründlich studirt hatte, überall berühmte Persönlichkeiten derselben, und die Gestalten, welche mich an diese erinnerten, glichen so völlig genau den Formen, die meine Phantasie von ihnen geschaffen, daß ich still stehen mußte, um sie zu betrachten. Oft faßte ich den Arm meines Freundes und rief ihm auf einen Vorübergehenden deutend zu: „Das ist er ja! Sieh doch! Erkennst Du ihn nicht?" Auf dem Platz der Sultanin Valide habe ich häufig den türkischen Riesen gesehen, der von den Mauern Nicäas Steine auf die Soldaten Gottfrieds von Bouillon schleuderte; vor einer Moschee stand die schreckliche Megäre, die Nesseln und Dornen vor das Haus des Propheten in Mekka streute;

im Bazar der Buchhändler habe ich Digiemaleddin, den großen Gelehrten in Brussa gesehen, welcher das ganze arabische Dictionnair auswendig wußte; Aïscha, die Lieblingsfrau des Propheten, ging an mir vorüber und richtete zwei glänzende, feuchtschimmernde Augen — wie ein Stern im Brunnen — auf mich; auf dem At-Meidan habe ich die berühmte Schönheit der armen Griechin wieder erkannt, die am Fuße des Obelisk durch eine Kanonenkugel hingestreckt wurde; bei einer Straßenbiegung in Fanar stand ich Kara-Abdarrahman, dem schönsten türkischen Jüngling aus der Zeit des Orchan, gegenüber; ich habe Koswa, das Kameel Mahommed's, gesehen und Karahulut, das schwarze Roß Selims; in einem Caffeehause saß Soliman der Dicke, den vier kräftige Sclaven mit Mühe vom Divan erhoben, und der Groß-Vezier Ali, welcher in ganz Arabien kein Pferd fand, das ihn trug; Mahmud Pascha, der den Sohn Solimans erdrosselte, und Achmed II., wie er den ganzen Tag zusammengekauert vor dem Bazar der Schreiber sitzend, sein: „Kosc! Kosc! — Gut! Gut!" wiederholte, fand ich dort auf dem Bajazid-Platz. Und alle die Figuren aus „Tausend und eine Nacht", Aladin, Zoraide, Saidbad, Gulnare, die alten jüdischen Kaufleute, die Besitzer bezauberter Teppiche und wunderbarer Lampen ziehen wie eine Geister-Procession an mir vorüber.

Unsere Zeit ist die beste, um die muselmännische Bevölkerung Konstantinopels zu betrachten, denn im vergangenen

Jahrhundert war dieselbe zu gleichmäßig, gerade wie sie wahrscheinlich auch im kommenden ganz einförmig sein wird. Jetzt steht das Volk in der Umwandlung begriffen und bietet daher eine wunderbare Verschiedenheit dar. Die Fortschritte der Reformatoren, der Widerstand der alten Türken, die Ungewißheit, der vermittelnde Uebergang der großen Masse, welche zwischen den beiden Extremen schwankt, kurz alle Phasen des Kampfes zwischen der alten und neuen Türkei treten getreulich in der wechselnden Mannigfaltigkeit der Kleidung zu Tage. Der alte, unbeugsame Türke trägt noch den Turban, den Kaftan, die traditionellen gelben Schuhe, und je halsstarriger der Eigenthümer, desto gewaltiger der Turban. Der reformirte Türke geht in einem langen, schwarzen, bis ans Kinn zugeknöpften Rock, in dunklen Beinkleidern, nur durch den Fez giebt er sich als Moslemin zu erkennen. Die kühnsten Jünglinge haben schon den langen, schwarzen Rock bei Seite geworfen; sie tragen offene Westen, helle Hosen, elegante Cravatten, Berlocken an der Uhrkette, ein Blumensträußchen im Knopfloch. Zwischen diesem und jenem, dem Träger des Kaftans und des Rockes, dehnt sich ein Abgrund, beide haben nur noch einen gemeinschaftlichen Namen, sie bilden zwei verschiedene Völker. Der Türke im Turban glaubt noch an die heilige Brücke, welche über die Hölle hinweg führt, feiner als ein Haar, schneidiger als sein Schwert; er nimmt seine Abwaschungen zu den vorgeschriebenen Stunden vor, er bleibt nach Sonnenuntergang im Hause. Der Türke im

Rock lacht über den Propheten, spricht französisch, läßt sich photographiren und bringt seine Abende im Theater zu. Dazu kommen die Schwankenden. Einige derselben tragen einen Turban, aber dieser ist so klein geworden, daß leicht der Uebergang zum Fez gefunden werden kann. Andere behalten den Kaftan und haben dabei schon die neuere Kopfbedeckung angenommen. Manche wieder kleiden sich ganz nach der alten Weise, nur ohne Pantoffel, ohne breiten Gürtel, ohne grelle, auffallende Farben; auch sie sind schon auf dem Wege, das Neue anzunehmen. Die Frauen bewahren alle den alten Schleier und das ihre Formen verhüllende Mäntelchen, doch ist der Schleier durchsichtig geworden und zeigt darunter ein zierliches Federhütchen, und der Mantel verdeckt oft ein nach der neuesten Pariser Mode zugeschnittenes Kleid. In jedem Jahre fallen Tausende von Kaftanen und erstehen Tausende von Röcken; jeden Tag stirbt ein alter Türke und ein reformirter wird geboren. Ein Journal ersetzt den türkischen Rosenkranz, den „tespi", die Cigarre den Tschibuk, der Wein das filtrirte Wasser, die französische Grammatik die arabische, das steinerne Haus das hölzerne, das Clavier die orientalischen Musik-Instrumente. Alles verändert sich, Alles wechselt. Vielleicht wird man schon in einem Vierteljahrhundert die Reste der wirklichen Türkei in den entfernten Provinzen Kleinasiens suchen müssen, wie jetzt die Ueberbleibsel des alten Spaniens in den entlegenen Dörfern Andalusiens.

Oft, wenn ich Konstantinopel von der großen Brücke der Sultanin Valide betrachtete, kam mir der Gedanke: was wird diese Stadt in ein oder zwei Jahrhunderten sein, selbst wenn die Türken dann noch nicht aus Europa verjagt sind? Ach, das große Opfer, das die Schönheit der Civilisation bringen muß, wird sich vollzogen haben! Schon sehe ich das künftige Konstantinopel, das London des Orients, sich in drohender, trauriger Majestät über den Ruinen der lachendsten Stadt der Erde erheben. Die Hügel werden abgetragen, die Wälder umgehauen, die buntfarbigen Häuser verschwunden sein; den Horizont begrenzen dann überall die strengen, langen Linien der Paläste, Arbeiterwohnungen, Werkstätten, zwischen denen Myriaden hoher Fabrik-Schornsteine und die pyramidalen Dächer der Glockenthürme ragen. Lange, gleichmäßige, gerade Straßen werden Stambul in zehntausend ungeheure Quadrate theilen, Telegraphendrähte sich wie mächtige Spinnengewebe über den Dächern der brausenden Stadt kreuzen, auf der Valide-Brücke drängt sich dann ein schwarzer Strom Cylinderhüte und Mützen, der mysteriöse Serail-Hügel hat sich in einen zoologischen Garten verwandelt, — Alles ist solide, geometrisch, nützlich, grau, langweilig; eine mächtige dunkle Wolke umschleiert beständig den schönen Himmel Thraciens, zu dem nicht mehr glühende Gebete, poesiereiche Lieder emporsteigen, sich nicht mehr verliebte Augen aufschlagen. Wenn mir dies Bild vor Augen steht, fühle ich mein Herz bedrückt und tröste mich mit dem Gedanken: Wer weiß, ob nicht im

einundzwanzigsten Jahrhundert eine junge Italienerin hierher ihre Hochzeitsreise macht und ausruft: „Wie schade, daß Konstantinopel nicht mehr so ist, wie es das alte, zerrissene Buch aus dem neunzehnten Jahrhundert schildert, das ich zufällig im Schrank der Großmama fand!“

Und dann wird auch eine der sonderbarsten Merkwürdigkeiten der jetzigen Stadt verschwunden sein, nämlich die Hunde. Dieselben verdienen wirklich ein ausführliches Capitel. Daß Konstantinopel ein riesiger Hundestall ist, bemerkt man gleich nach der Ankunft. Die Hunde bilden eine zweite Bevölkerung der Stadt, weniger zahlreich, aber nicht weniger eigenthümlich als die menschliche. Es ist bekannt, wie die Türken sie lieben und beschützen. Ich weiß nicht, ob sie das aus Barmherzigkeit thun, welche der Koran auch für Thiere befiehlt, ob sie dieselben für Glücksbringer halten, wie gewisse Vögel, ob es geschieht, weil ihre heiligen Legenden von ihnen sprechen, oder ob, wie Andere behaupten, deshalb, weil Mohammed der Eroberer eine Schaar von Hunden mit sich führte, als er triumphirend durch die Bresche am Thor des heiligen Romanus brach: Thatsache ist, daß dem Türken die Hunde am Herzen liegen, daß Viele in ihrem Testament beträchtliche Summen für die Ernährung derselben hinterlassen, und daß das Volk murrte, als der Sultan Abd-ul-Medschid sie nach der Marmara-Insel bringen ließ. Der Fürst gab nach: die Hunde kehrten

wieder, das Volk empfing sie jubelnd, und die Regierung ließ sie für immer in Frieden, um keine Unzufriedenheit zu erregen.

Trotzdem jedoch ist der Hund nach dem Koran ein unreines Thier, und jeder Türke würde glauben, sein Haus zu beflecken, wenn er ihn aufnähme; also hat keiner der zahllosen Hunde Konstantinopels einen Herrn. Sie alle bilden eine große Republik freier Vagabonden ohne Halsbänder, ohne Namen, ohne Aemter, ohne Häuser, ohne Gesetze. Sie leben in der Straße; dort graben sie kleine Höhlen, dort schlafen sie, dort fressen sie, dort verbergen sie sich, nähren ihre Jungen und dort sterben sie. Niemand, wenigstens in Stambul, stört sie im Geringsten bei ihren Beschäftigungen und ihrer Ruhe. Sie sind die Herren der Straße. In unseren Städten laufen die Hunde bei Seite, um Pferde und Menschen vorüber zu lassen; hier, im Gegentheil, machen Menschen, Kameele, Esel, Pferde einen Umweg, um die Hunde nicht zu treten. In den belebtesten Straßen Stambuls zwingen vier oder fünf wie ein Knäuel aufgerollte, schlafende Köter die ganze Bevölkerung des Quartiers einen halben Tag lang ihnen auszuweichen. Dasselbe geschieht in Pera und Galata, obgleich man sie dort nicht sowohl aus zarter Rücksicht, sondern ihrer Unzahl wegen zufrieden läßt, die so groß ist, daß man auf dem ganzen Wege mit Fußstößen und Stockschlägen zu thun haben würde. Ungern rühren sie sich ein wenig, wenn in den ebenen Straßen einmal schnell wie der Wind eine vierspännige Karosse

daherfährt, die ihnen nicht mehr ausweichen kann. Im letzten Augenblick, wenn sie die Hufe der Rosse fast an ihren Köpfen fühlen, erheben sie sich dann und lassen sich in ihrer Trägheit vier Schritte weiter wieder nieder.

Faulheit ist der charakteristische Zug der Hunde Konstantinopels. Sie lagern sich mitten in der Straße, fünf, sechs, zehn in einer Reihe oder im Kreise so zusammengedrängt, daß sie nicht mehr Thiere, sondern Schmutzhaufen scheinen, und da schlafen sie ganze Tage bei dem tollsten Lärm, dem lebhaftesten Verkehr; weder Wasser noch Sonne oder Kälte weckt sie. Wenn es schneit, liegen sie unter dem Schnee, regnet es, bleiben sie im Koth, so daß sie, wenn sie endlich aufstehen, in Thon geformten Thieren gleichen, und man Ohren, Augen oder Schnauze nicht mehr unterscheidet. In Pera und Galata allerdings sind sie weniger indolent als in Stambul, weil sie dort weniger leicht ihre Nahrung finden. In Stambul sind sie in Pension, in Pera und Galata essen sie nach der Karte. Wirklich die Hunde sind hier lebendige Straßenbesen. Was die Schweine verschmähen, ist ihnen noch ein Leckerbissen; bis auf Steine fressen sie Alles und sowie sie nur so viel verschluckt haben, um nicht zu sterben, rollen sie sich wieder auf der Erde zusammen und schlafen, bis der Hunger sie von Neuem weckt.

Die hündische Bevölkerung Konstantinopels ist ganz wie die menschliche nach Quartieren eingetheilt. Jeder Stadttheil, jede Straße wird von einer gewissen Zahl von Hunden, Verwandte und Freunde, bewohnt, die sich nie daraus

entfernen und keine Fremden eindringen lassen. Sie üben eine Art Polizeidienst aus, haben ihre Wachen, ihre vorgerückten Posten, machen die Ronde und Streifzüge. Wehe dem Hunde, der, vom Hunger getrieben, es wagt, in das Besitzthum seiner Nachbarn überzutreten! Sogleich stürzt ihm eine Horde fanatischer Köter nach, und wenn sie ihn erfassen, beißen sie ihn todt; entkommt er glücklich, wird er wüthend bis zur Grenze verfolgt. Bis zur Grenze, weiter nicht; der feindliche Boden bleibt fast immer geachtet und gefürchtet. Man kann sich keinen Begriff von der Verwirrung der Schlacht machen, die um einen Knochen, eine Schöne oder eine Terrain-Verletzung geliefert wird. Immer wieder drängt sich die wüthende Schaar in eine verschlungene, verworrene Masse zusammen und verschwindet fast in einer Staubwolke, aus der ein so heulendes, wehklagendes Gebell ertönt, daß einem Tauben die Ohren schmerzen müssen. Dann zerstreut sich die Heerde und durch den sich senkenden Staub sieht man die Opfer des Kampfes auf der Erde liegen. Liebe, Eifersucht, Zweikämpfe mit ihren Folgen an Blut, gebrochenen Beinen, zerrissenen Ohren kommen jeden Augenblick vor. Zuweilen vereinigen sich so viele und machen einen solchen Lärm vor einem Laden, daß der Besitzer und seine Leute sich mit Stöcken und Stühlen bewaffnen und einen regelrechten militärischen Ausfall machen, um die Straße zu befreien; dann hört man sie Schädel, Rücken und Bäuche treffen und ein Geheul, daß man denkt, der Himmel müsse einstürzen.

In Pera und Galata besonders werden diese armen Bestien so schlecht behandelt und sind so an Schläge gewöhnt, daß das bloße Aufstoßen eines Regenschirms oder eines Stöckchens auf die Steine sie in die Flucht jagt oder sie wenigstens zu derselben bereit macht; auch wenn sie zu schlafen scheinen, halten sie meist ein Auge nur halbgeschlossen und folgen mit einem kleinen Punkte der Pupille höchst aufmerksam eine Viertelstunde lang und aus weiter Entfernung den leichtesten Bewegungen eines jeden Gegenstandes, der einem Stocke ähnlich sieht. So wenig sind sie gewöhnt menschlich behandelt zu werden, daß man nur im Vorbeigehen einen zu streicheln braucht und zehn andere laufen schwanzwedelnd herbei, um den großmüthigen Beschützer bis ans Ende der Straße zu begleiten, die Augen voll Freude und Dankbarkeit. Die Lage eines Hundes in Galata oder Pera ist schlimmer — und das will viel sagen — als die einer Spinne in Holland, die doch das am grausamsten verfolgte Wesen des ganzen Thierreiches ist. Wenn man die Hunde hier sieht, kann man nicht umhin zu glauben, daß es auch für sie eine Vergütung nach dem Tode geben muß. Wie alles in Konstantinopel erweckten selbst sie mir eine historische Reminiscenz, aber dieselbe ist eine bittere Ironie. Die Hunde bei den berühmten Jagden des Bajazid liefen durch die Wälder in purpurnen Schabracken und perlengestickten Halsbändern. Welch' ein Wechsel der socialen Stellung!

Ihr unglückliches Schicksal kommt theilweise auch von

ihrer Häßlichkeit. Die meisten gehören der Race der Schäfer- und Wolfshunde an und haben etwas vom Fuchs und vom Wolf. Doch erinnert eigentlich kein Merkmal an ihren Ursprung; sie sind schreckliche Producte zufälliger Kreuzungen, mit seltsamen Farben besprenkelt, von der Größe sogenannter Schäferhunde und einer Magerkeit, daß man aus zwanzig Schritten Entfernung die Rippen zählen kann. Die meisten sind außerdem durch gelieferte Schlachten in einen solchen Zustand versetzt, daß, wenn sie nicht liefen, man sie für Gerippe geschlachteter Hunde halten müßte. Da sind welche mit halben Schwänzen, abgerissenen Ohren, kahlem Rücken, geschundenem Hals, mit einem Auge, zwei Beinen, von Wunden und Fliegen bedeckt, so elend wie nur ein noch lebender Hund sein kann, wahre Ruinen, entstellt durch Feuer, Krieg und Liebessehnsucht. Der Schwanz ist ein Luxusartikel, den selten ein Hund Konstantinopels durch zwei Jahre öffentlichen Lebens unverletzt bewahren kann. Arme Thiere! Sie müssen selbst einem Herzen von Stein Mitleid erregen; doch sind sie zuweilen so seltsam zerfetzt und zernagt, doch hüpfen sie manchmal in so drolligem Schaukeln, mit einem so grotesken Taumeln, daß man nicht umhin kann zu lachen. Dabei sind weder der Hunger, noch die Kriege oder die Stockschläge ihre schlimmste Plage, sondern ein grausamer Gebrauch, der seit einiger Zeit in Galata und Pera eingeführt scheint. Oft werden die friedlichen Einwohner in der Nacht von einem höllischen Spectakel aufgeweckt. Wenn sie dann aus ihren Betten

aufspringen und ans Fenster eilen, sehen sie unten auf der Straße einen furchtbaren Tanz der Hunde, welche hoch in die Höhe springen, sich wüthend im Kreise drehen und mit den Köpfen gegen die Mauern rennen, — am nächsten Morgen früh liegt die Straße mit Kadavern bedeckt. Der Doctor oder der Apotheker des Stadttheils, welche die Gewohnheit lieben, während der Nacht zu arbeiten und nicht von der Hundewirthschaft gestört sein mögen, haben sich mit dem Ausstreuen kleiner Pulver eine Woche der Ruhe erkauft. Diese und andere Ursachen helfen die Zahl der Hunde in Pera und Galata fortwährend vermindern, aber was nützt das? So lange die Hunde sich in Stambul vermehren und vervielfältigen, wandern sie immer, wenn sie keine Nahrung mehr in der türkischen Stadt finden, allmälig nach dem andern Ufer aus und füllen mit ihren endlosen Familien alle Lücken, welche Kämpfe, Hungersnoth und Gift in ihren Reihen gemacht haben.

Aber es giebt noch andere Wesen in Konstantinopel, die mehr Mitleid erregen als die Hunde, und dies sind die Eunuchen, welche, wie sie trotz der bestimmten Vorschriften des Koran bei den Türken eingeführt wurden, immer noch existiren, weil schändliche Goldgierde und gottlose Selbstsucht sich ihr Unglück zu Nutze machen. Bei jedem Schritte in der Straße begegnen wir diesen Unglücklichen, wie wir von ihnen auf jeder Seite türkischer Geschichte lesen. Im Hinter-

grund eines jeden Bildes muselmännischen Lebens steht eine dieser düstern Gestalten, die Fäden der Verschwörung in der Hand haltend, goldgeschmückt oder blutbedeckt, entweder ein Günstling, ein Opfer oder ein Henker, aufrecht gleich einem Gespenst im Schatten des Thrones oder das Auge am Schlüsselloch einer geheimnißvollen Thür. So sieht man überall in Konstantinopel in der geschäftigen Menge der Bazare, dem heitern Gedränge der Vergnügungsgärten, zwischen den Säulen der Moscheen, an der Seite der Karossen, in Dampfschiffen und Nachen, bei allen Festen, in jeder Volksmenge diese traurige Gestalt, die einen dunklen Punkt in der lachenden Erscheinung des orientalischen Lebens bildet. Mit der Macht des Hofes hat sich ihre politische Bedeutung verringert, mit der Abnahme türkischer Eifersucht ist ihre Wichtigkeit in Privathäusern mehr geschwunden, folglich sind die Vortheile ihrer Stellung unbedeutender geworden. Die meisten sind als Kinder geraubt und werden trotz des Gesetzes mit einer heuchlerischen Heimlichkeit, die schlimmer als ein öffentlicher Handel ist, wieder verkauft. Man erkennt sie sogleich, fast alle sind groß, dick, haben bartlose, welke Gesichter, kurze Oberkörper, lange Arme und Beine. Sie tragen den Fez, europäische Beinkleider, einen langen, dunklen Rock und eine Peitsche von Büffelleder, das Zeichen ihres Amtes. Einzeln oder zu zweien, zu Fuß oder zu Pferde, vor oder hinter den Karossen begleiten sie die Damen und werfen immer ein wachsames Auge umher, das bei dem geringsten unehrerbietigen Blick eines Vorübergehen-

den einen wilden Ausdruck der Wuth annimmt, welcher uns Furcht und Schauder einflößt. Sonst sagt ihr Gesicht gewöhnlich absolut nichts oder drückt nur eine unendliche Langweile aus. Nie erinnere ich mich, einen lächelnden Eunuchen gesehen zu haben. Noch ganz junge scheinen fünfzig Jahre alt zu sein, Greise machen oft einen Eindruck, als wären sie in einem Tage gealterte Jünglinge, alle kleiden sich elegant, sind glatt und parfümirt wie eitle Stutzer. Herzlose Menschen gehen zuweilen an diesen Unglücklichen vorüber und blicken sie mit spottender Miene an; jene glauben vielleicht, daß sie, an ihre Entbehrungen gewöhnt, ohne Empfindung für dieselben sind, doch können wir wohl nicht zweifeln, daß sie vergebliche Sehnsucht und bittere Schmerzen fühlen, sie, die im schäumenden Meere der Lebenslust unbeweglich und einsam wie eine Klippe stehen, wie gottverlassene Geschöpfe! Die Hüter eines Glückes, das ihnen ewig unerreichbar fern steht, sind sie nur der Riegel, mit welchem der eifersüchtige Mann seinen Schatz verwahrt, verachtet, verspottet, ohne Namen, ohne Familie, ohne Mutter, ohne eine Erinnerung an Zärtlichkeit und Liebe, ausgeschlossen von der ganzen Menschheit und der Natur selbst leben sie in der trostlosesten Verlassenheit. Es ist eine Schändlichkeit, daß noch dieser entsetzliche Sklavenhandel fortgesetzt wird, daß noch immer diese Unglücklichen in den Straßen einer europäischen Stadt gesehen werden; wir meinen, sie müßten laut aufschreien und in rasender Wuth der feigen Menschheit ins Antlitz speien, die ohne Schamröthe und ohne

Thränen gleichgültig auf sie blickt und im weichen Mitleid Vereine zum Schutze der Hunde und Katzen bildet. Ihr ganzes Leben ist eine fortdauernde Marter. Finden sie sich nicht bereit, den Intriguen der Frauen zu dienen, hassen dieselben sie wie Kerkermeister und Spione, oder quälen sie mit grausamer Koketterie. Zur Zeit des Krimkrieges schlug ein Eunuche, aufs Furchtbarste gereizt, einen französischen Officier mit seiner Peitsche, und dieser spaltete ihm den Kopf mit einem Säbelhieb. Es ist kein Wunder, daß in dieser furchtbaren Herzensleere die meisten von ihnen die kalten Leidenschaften des Hasses, der Rache und des Ehrgeizes nähren, daß sie bitter, sarkastisch, kleinmüthig und gemein werden, daß sie entweder blind ergeben oder schlau verrätherisch sind, und daß, wenn sie zur Macht gelangen, sie sich an allen Untergebenen für das erlittene Unrecht rächen. Immer aber fühlen sie das Bedürfniß nach Liebe, sie suchen Freundschaften zu schließen, verheirathen sich zuweilen und wählen besonders gern Frauen mit Kindern, um Kinder lieben und ans Herz drücken zu können. Sie halten, wie das Haupt der Eunuchen Achmeds II. es that, auch einen Harem, um wenigstens das Schauspiel der Schönheit und Anmuth, eine zärtliche Umarmung genießen zu können; sie adoptiren eine Tochter, um im Alter liebevolle Pflege zu haben und in den letzten Jahren wenigstens auf eine Stimme der Liebe horchen zu können, nachdem sie ihr ganzes Leben hindurch das Lachen der Verachtung und Ironie gehört haben. Es kommt nicht selten vor, daß am Hofe und in vornehmen Häusern reich gewordene

Eunuchen, die gewöhnlich auch das Amt der Intendanten bekleiden, sich im Alter eine schöne Villa am Bosporus kaufen und dort in der Fülle glänzender Feste und heiterer Gastmähler ihr Unglück zu vergessen suchen.

Unter den manchen Einzelheiten, die mir von diesen Bedauernswürdigen erzählt wurden, ist mir besonders eine im Gedächtniß geblieben, die mir ein junger Arzt aus Pera berichtete. „Eines Abends", sagte er mir, „verließ ich das Haus eines reichen Türken, wo ich zum dritten Male eine seiner vier Frauen besuchte, die an einer Herzenskrankheit litt. Immer beim Kommen und Gehen hatte mich ein Eunuche begleitet und die gewöhnlichen Worte gerufen: „Frauen, zieht Euch zurück!" um die Damen und Sklavinnen zu benachrichtigen, daß ein Mann im Harem wäre und sie sich nicht sehen lassen dürften. Im Vorhof verließ mich der Eunuch, und ich wandte mich allein dem Thore zu. Im Augenblick, als ich dasselbe öffnen wollte, fühlte ich eine Berührung am Arm und mich umwendend, sah ich im Halbdunkel einen andern Eunuchen vor mir, einen Jüngling von achtzehn oder zwanzig Jahren mit sympathischen Zügen, der mich mit thränenfeuchten Augen ansah. Ich fragte, was er wollte. Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann, meine Hand krampfhaft drückend, rief er mit bebender Stimme, in der ich einen verzweifelten Schmerz hörte: „Doctor, Du, der Du ein Mittel für alle Leiden kennst, willst Du nicht mir helfen?" Ich kann nicht sagen, wie diese einfachen Worte mein Herz bewegten, ich wollte

antworten, aber meine Lippen zitterten, und nicht wissend, was ich thun oder sagen sollte, öffnete ich schnell die Thür und floh. Aber den ganzen Abend und noch viele Tage nachher sah ich den armen Jüngling vor mir und mußte mir oft Gewalt anthun, nicht zu weinen.

Oh Philanthropen, Publicisten, Minister, Gesandte und ihr Abgeordneten im Parlamente Stambuls und ihr Senatoren des Halbmondes erhebt eure Stimmen im Namen Gottes, daß dieser schreckliche Flecken der menschlichen Ehre im zwanzigsten Jahrhundert nur eine traurige Erinnerung sein möge, wie das Blutbad in Bulgarien!

Obgleich ich schon vor meiner Ankunft in Konstantinopel wußte, daß ich keine Spur mehr von der prachtvollen Armee alter Zeiten finden würde, suchte ich doch bald mit lebhaftem Interesse die Soldaten auf, die immer Anziehungskraft für mich besitzen. Die Wirklichkeit aber war leider bei Weitem schlimmer als die Erwartung. Statt der alten, weiten, malerischen, kriegerischen Kleidung fand ich dunkle, knapp anliegende Uniformen, rothe Hosen, kurze Jacken, die Schnüre eines Portiers, die kleinen Gürtel eines Schülers und auf allen Köpfen, von dem des Sultans bis zu dem des Soldaten, den jämmerlichen Fez, der nicht nur unbedeutend und kindisch aussieht, besonders auf dem Schädel corpulenter Muselmänner, sondern auch Augen- und Kopfschmerz hervorruft. Das türkische Heer hat nicht mehr die Schönheit

eines früheren türkischen und nicht die Schönheit anderer europäischer Heere. Die Soldaten schienen mir niedergedrückt, unlustig, schmutzig; sie mögen tapfer sein, sind aber in ihrer Erscheinung nicht sympathisch. Und was ihr Benehmen anbetrifft, genügt es zu sagen, daß ich gesehen habe, wie Officiere und Sergeanten sich mitten auf der Straße die Nase mit den Fingern putzen, wie ein wachthabender Soldat auf der Brücke, wo das Rauchen verboten ist, einem Vice-Consul die Cigarre aus dem Munde riß, und daß in der Moschee der tanzenden Derwische ein anderer Soldat in meiner Gegenwart, um drei europäischen Herren deutlich zu machen, daß man hier die Hüte abnehmen müsse, dieselben mit einem Schlag seiner Hand herunterwarf. Weiter habe ich erfahren, daß Jeder, der bei solchen Gelegenheiten wagt die Stimme zu erheben, gerade wie ein Lumpensack ergriffen und nach der Wache geschleppt wird. Aus diesen Gründen zeigte ich denn, so lange ich in Konstantinopel war, immer dem Militär ungeheuren Respect. Auch wunderte ich mich nicht mehr über ihre Manieren, nachdem ich mit eigenen Augen gesehen hatte, was diese Menschen sind, ehe sie die Uniform anziehen. In einer Straße Skutaris gingen einmal hundert Rekruten an mir vorüber, die wahrscheinlich aus dem Innern Kleinasiens kamen. Ich empfand Mitleid und Schauder. Mir schien, als sähe ich die furchtbaren Banditen Hassans des Wahnsinnigen, welche am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Konstantinopel durcheilten, um unter den österreichischen Kanonen in der Ebene von Pest

zu sterben. Noch sehe ich jene düsteren Gesichter, die langen Haarzöpfe, die halbnackten tätowirten Körper, den Schmuck der Wilden, noch empfinde ich den Menagerie-Geruch, den sie zurückließen. Als die ersten Nachrichten von dem Blutbade in Bulgarien kamen, dachte ich sogleich ihrer. „Das müssen meine Freunde von Skutari sein", sagte ich in meinem Herzen. Doch bieten sie das einzige malerische Bild, das mir von muselmännischen Soldaten geblieben ist. Ihr schönen Armeen des Bajazid, des Soliman, des Mohammed, wer Euch doch eine Minute bewundern könnte, wie Ihr aufgereiht in der Ebene vor den Mauern Stambuls steht! Jedes Mal, wenn ich vor dem Adrianopolitanischen Siegesthor vorüberging, stand das prachtvolle Heer wie eine leuchtende Vision vor meinem Geist und ich betrachtete erwartungsvoll die Pforte, als müsse jeden Augenblick der Pascha Quartiermeister erscheinen, der Herold der Kaiserlichen Schaaren.

Der Quartiermeister ging an der Spitze des Heeres mit zwei Roßschweifen, dem Zeichen seiner Würde. Hinter ihm sah man schon aus der Ferne blitzendes, helles Glänzen. Es kam von achttausend kupfernen Löffeln, die in den Turbanen der achttausend Janitscharen befestigt waren, zwischen denen Reiherfedern schwankten und die Rüstungen der Führer strahlten, von einer Menge Diener gefolgt, die Waffen und Lebensmittel trugen. Hinter diesen kam ein kleines Heer Freiwilliger und Pagen in seidenen Kleidern, eisernen Panzerhemden, blanken Helmen, von einer Musik-

bande begleitet, darauf Kanoniere mit Geschützen, Aghas, wieder Pagen, Kämmerlinge, Vasallen auf gepanzerten, geschmückten Rossen. Ueber den dicht gedrängten Truppen flatterten Fahnen in tausend Farben, schwankten Roßschweife, ragten Lanzen, Bogen, Köcher, welche kaum die in den Kriegen Persiens und Kandias von der Sonne gebräunten Gesichter sehen ließen; dazwischen schallten die unharmonischen Töne der Trommeln, Flöten, Trompeten und Pauken, die Stimmen der Sänger, welche die Janitscharen begleiteten, das Klirren der Rüstungen, das Rasseln der Ketten, Allahrufe, und Alles zusammen bildete ein festliches und zugleich schreckliches Getöse, das bis zum anderen Ufer des goldenen Horns ertönte.

Oh, Maler und Dichter, die ihr mit Vorliebe jene schöne, auf ewig verschwundene orientalische Welt studirt habt, helft mir, das fabelhafte Heer Mohammed's III. zu schildern, wie es aus den alten Mauern Stambuls hervortritt! — — Die Avantgarde ist vorüber. Strahlend zieht eine neue Schaar heran. Der Sultan? Nein, der Gott hat vielleicht kaum den Tempel verlassen. Es sind vierzig in Zobel gekleidete Aghas auf vierzig Rossen mit Sammet-Schabracken und silbernen Zügeln, denen Pagen und geschmückte Stallmeister folgen, welche weitere vierzig Renner am Zügel führen, mit Schildern, Streitäxten und Schwertern beladen.

Ein anderer Zug naht. Noch nicht der Sultan. Es sind die Glieder des Staatsraths, die großen Würdenträger

des Serail, der Ober-Schatzmeister, begleitet von Spielleuten und einem Schwarm Freiwilliger, gekleidet in Pelzwerk, fleischfarbigen Taffet, Leopardenfelle, im ungarischen Kalpack und bewaffnet mit langen Lanzen, die in Seide gehüllt und mit Blumen geziert sind.

Wieder drängt eine Woge glänzender Rosse aus dem Thor von Adrianopel. Noch kommt der Sultan nicht. Es ist der Zug des Großveziers. Zuerst erscheinen Bogenschützen zu Pferde, Fouriere und verdiente Aghas, dann vierzig Bassen in einem Walde von zweihundertvierzig Lanzen aus Bambusrohr; orangegelb gekleidete Pagen, mit Bogen und goldgestickten Köchern bewaffnet, tragen dieselben. In sechs Reihen schließen sich zweihundert Jünglinge an, je eine Reihe mit der gleichen Farbe geziert, zwischen ihnen reiten Räthe und Verwandte des ersten Ministers, gefolgt von unzähligen Stallmeistern, Waffenträgern, Beamten, Dienern, Pagen, Aghas in goldverbrämten Gewändern und Fahnenträgern mit seidenen Standarten. Diesem folgt zuletzt der Minister des Innern, von zwölf Tschauschen, den Vollziehern der Gerechtigkeit, umringt, und hinter ihm das Musikcorps des Großveziers.

Und von Neuem drängt eine Menge durch die Mauern. Das ist der Sultan noch nicht, sondern zahlreiche Tschauschen, Trabanten, Beamte in prachtvoller Kleidung, die das Gefolge der Kadis, der Mollahs, der Ulemas bilden; dicht hinter ihnen reitet der Ober-Jägermeister, der Leiter der Falken-, Geier-, Sperberjagden, und ein Zug reitender Jäger,

welche abgerichtete Parderkatzen bei sich auf den Sätteln haben, Falkenmeister, Schildträger, Vorschneider, Trompeter und eine Unzahl reich geschmückter Hunde.

Eine neue Schaar erscheint. Die dicht gedrängten Zuschauer werfen sich auf die Erde: das ist der Sultan! Nein, noch nicht! Hier naht nicht das Haupt, wohl aber das Herz des Heeres, die Fackel des Muthes und des heiligen Zorns, das Heiligste, die Bundeslade des Moslem, um welche sich Tausende todter Körper häufen und Ströme von Blut fließen werden, — das grüne Banner des Propheten, die Standarte aller Standarten, welche, aus der heiligen Moschee genommen, nun hoch im Winde flattert, umgeben von furchtbaren Derwischen in Löwen- und Bärenfellen, kriegerischen Priestern von strengem Aussehen, in Mäntel aus Kameelshaaren gehüllt, Emiren, die vom Propheten abstammen und grüne Turbane tragen, während aus den dichten Schaaren dieser buntgemischten, fanatischen Priesterschaft drohendes, düsteres Getöse, Hochrufe, Gebete, Gesänge erschallen.

Und wieder nahen Männer und Rosse, — der Sultan noch nicht. Es sind Tschauschen, welche, ihre versilberten Stöcke schwingen und Platz machen für den Richter Konstantinopels, für die Richter Asiens und Europas, deren mächtige Turbane hoch über der Menge ragen; mit ihnen kommen die Veziere des Diwans, deren Turbane goldene Schnüre und silberne Sterne zieren, vor denen gelbgefärbte Roßschweife hoch an rothen oder blauen Lanzen getragen werden, endlich die militärischen Richter und ein endloser

Schwanz von in Leopardenfelle gekleideten Dienern, Pagen, Waffenträgern, Marketendern.

Neue blendende Farben, leuchtender Glanz künden einen neuen Zug an: Das muß endlich der Sultan sein! Er ist es noch nicht! Es ist der Groß-Vezier, bekleidet mit einem purpurrothen Kaftan, mit Zobel gefüttert, auf einem mit Stahl und Gold bedeckten Roß, gefolgt von Dienern in rothem Sammet, hohen Würdenträgern und Officieren, zwischen denen der in weiße Gewänder gehüllte Mufti einem Schwan unter einer Heerde Pfauen gleicht; hinter diesen ziehen zwei Reihen Lanzenträger in vergoldeten Brustharnischen, Bogenschützen, deren Helmbüsche die Form eines Halbmondes zeigen, prachtvoll gekleidete Stallmeister, arabische, persische, turkomanische Rosse leitend, alle mit Sammet-Sätteln, Troddeln von Schmelz, vergoldeten Zügeln, künstlich gearbeiteten Steigbügeln versehen und beladen mit Waffen und Schildern, die von Rubinen und Smaragden strahlen. Zwei heilige Kameele beschließen diesen Zug, das eine den Koran, das andere eine Reliquie der Kaaba tragend.

Jetzt aber erschallt eine laute Musik von Trommeln und Trompeten, die Zuschauer fliehen, Kanonen donnern, Vorreiter brechen aus dem Thore, ihre krummen Säbel schwingend, und dort, inmitten eines dichten Waldes der Lanzen, der Federbüsche, der Degen, dort, inmitten des blendenden Glanzes goldener und silberner Helme, dort, unter einer Wolke seidener Standarten, — dort naht er, der Sultan der Sultane, der König der Könige, der Kronen vertheilt unter

die Fürsten der Welt, der Schatten Gottes auf Erden, der Kaiser und herrschende Gebieter vom weißen und vom schwarzen Meer, von Rumelien und Anatolien, von den Provinzen Kurdistan, Schamachi, Aderbidschan, Adana, Kara-Amid, Haleb, Egypten, Mekka, Medina, Jerusalem, von allen Ländern Arabiens und Yemen und allen anderen Provinzen, erobert durch seine glorreichen Vorfahren und erhabenen Ahnen, unterworfen seiner mächtigen Majestät seinem flammenden, triumphirenden Schwerte. Der feierliche Zug bewegt sich langsam und furchtbar vorüber, und nur zuweilen, wenn er sich ein wenig öffnet, zeigen sich drei perlengeschmückte Federbüsche vom Turban des Gottes, das bleiche, ernste Antlitz, die diamantenstrahlende Brust; darauf schließt sich der Kreis wieder, die drohenden Säbel senken sich, die erschreckten Zuschauer erheben die Stirn — die Vision ist entschwunden.

Zum Kaiserlichen Gefolge gehören noch die am Hofe Angestellten; einer derselben trägt auf dem Kopfe die Fußbank des Sultans, ein anderer den Turban, einer den Degen, einer den Mantel, ein fünfter die silberne Caffeetasse, ein sechster die goldene Caffeetasse; es folgen Pagen, eine Schaar weißer Eunuchen, dreihundert reitende Kämmerlinge, alle im schneeweißen Kaftan; dahinter die hundert Carossen des Harems mit versilberten Rädern, von blumengeschmückten Ochsen und mit Sammet geschirrten Pferden gezogen, umgeben von zahllosen schwarzen Verschnittenen; es folgen ganze Heerden Maulthiere, das Gepäck, den Schatz des

Hofes tragend, tausend Kameele, mit Wasser beladen, tausend Dromedare mit Lebensmitteln; es folgt ein Heer von Minenlegern, Waffenschmieden, Handwerkern aus Stambul, Gaukler und Narren und endlich auch das Gros der kämpfenden Armee, die Horden der Janitscharen, gelbe Silidar, purpurrothe Azab, Spahis mit rothen Fahnen, fremde Ritter mit weißen Standarten, Kanonen, die Blöcke von Marmor und Blei speien, lehnspflichtige Soldaten dreier Continente, wilde Freiwillige aus den fernsten Provinzen des Reiches, Wolken von Bannern, Wälder von Federbüschen, Ströme von Turbanen, Lawinen von Eisen, die sich auf Europa senken, eine furchtbare Geißel Gottes, — eine Wüste rauchender Trümmer und Hügel von Köpfen zurücklassend.

Obgleich Konstantinopel zu einigen Stunden des Tages sehr thätig erscheint, ist es doch in Wirklichkeit eine der faulsten Städte Europas. Türken und Franken, beide geben einander in Trägheit nichts nach. Sie stehen so spät wie möglich auf; selbst im Sommer, zu einer Stunde, in der unsere Städte schon voll Leben sind, schläft Konstantinopel noch. Ehe die Sonne nicht hoch steht, findet man kaum einen Laden offen, um eine Tasse Caffee trinken zu können. Wirthshäuser, Bazars, Comptoire, Banken, Alles schnarcht munter und keine Kanone würde sie ermuntern. Dazu kommen die verschiedenen Feste: der Freitag der

Türken, der Sonnabend der Juden, der Sonntag der Christen, die zahllosen Heiligentage der griechischen und armenischen Kalender, alle höchst gewissenhaft beobachtet, Festtage, die nur einer Religion angehören und doch theilweise auch die übrige Bevölkerung zum Feiern zwingen. Bei so vielen Veranlassungen zur Muße kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Arbeit machen, die Konstantinopel in sieben Tagen beschafft. Es giebt Geschäftshäuser, die nicht länger als vierundzwanzig Stunden in der Woche geöffnet sind. Eins der fünf Völker der Stadt streift jeden Tag in Festgewändern durch die Straßen, nur bedacht die Zeit todt zu schlagen. In dieser Kunst sind die Türken Meister. Sie bringen es fertig, bei einer Tasse Caffee für zwei Kreuzer einen halben Tag zu verträumen und sitzen fünf Stunden lang unbeweglich im Schatten einer Cypresse auf dem Gottesacker. Ihr Müssiggang ist ein absoluter, gleichsam ein Bruder des Todes, wie der Schlaf, jede Fähigkeit ruht, jegliche Sorge ist verbannt, es ist eine Art des Daseins, die dem Europäer gänzlich unbekannt bleibt. Besondere Spaziergänge giebt es in Konstantinopel nicht, — und wenn dieselben da wären, der Türke würde sie nicht benutzen, denn ein Gehen, nur um sich Bewegung zu machen, erscheint ihm eine Art der Arbeit. Er betritt den nächsten Kirchhof, schlägt die erste Straße ein und geht ziellos, wohin ihn die Füße tragen, der Pfad leitet oder wohin die Menge drängt. Selten begiebt er sich nach einem Ort, nur um denselben zu sehen. Es giebt Türken in Stambul, die nie weiter als nach Kassim-Pascha

gewesen, Muselmänner, welche nur bis zu den Prinzeninseln gekommen sind, wo sie einen Freund haben, nicht über den Bosporus hinaus, wo sie eine Villa besitzen. Der höchste Genuß besteht für sie in der völligen Ruhe des Geistes und des Körpers. Darum lassen sie den unruhigen Christen die großen Industriezweige, welche Mühe, Gänge und Reisen erfordern, und begnügen sich mit dem Kleinhandel, den sie im Sitzen mehr mit den Augen als mit den Gedanken besorgen können. Die Arbeit, welche bei uns alle anderen Beschäftigungen des Lebens beherrscht und regelt, wird hier jeder Bequemlichkeit, jedem Vergnügen wie nebensächlich untergeordnet. Bei uns ist die Ruhe nur eine Unterbrechung der Arbeit, hier wird die Arbeit nur eine Unterbrechung der Ruhe. Zuerst muß auf jeden Fall geschlafen, geraucht, geträumt werden und dann in der Zwischenzeit allerdings etwas geschehen, um sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Die Zeit hat für die Türken eine völlig andere Bedeutung als für uns. Die Münzen: Tag, Monat, Jahr sind ihnen hundertmal weniger werth als dem übrigen Europa. Die kürzeste Zeit, die ein Angestellter im türkischen Ministerium braucht, um eine Antwort auf die einfachste Frage zu geben, dauert wenigstens einige Wochen. Was es heißt, eine Sache aus Vergnügen eilig zu beenden, ahnen sie gar nicht. Die Lastträger ausgenommen, sieht man in den Straßen Stambuls nie einen eiligen Türken, der seine Schritte beschleunigt. Alle gehen gemessen, als setzten sie die Füße nach dem Tone einer gleichförmigen Musik. Für

uns ist das Leben ein brausender, reißender Strom, für sie ein stiller, unbewegter Teich.

Konstantinopel ist bei Tage die glänzendste, bei Nacht die dunkelste Stadt Europas. Wenige Laternen, in großer Entfernung von einander, unterbrechen kaum die Dunkelheit in den Hauptstraßen, die übrigen sind düster wie Spelunken, und Niemand wagt sich hinein ohne ein Licht in der Hand. Beim Anbruch der Nacht liegt daher die Stadt verlassen; es zeigen sich nur Nachtwächter, Hunde, eine Schaar junger Leute, die aus unterirdischen Schenken herauskommen, und geheimnißvolle Laternen, die gleich Irrlichtern hier und da auf den Wegen und den Kirchhöfen auftauchen und verschwinden. Dann aber muß man Stambul von den hochgelegenen Stellen Peras und Galatas beschauen. Die zahllosen erleuchteten Fenster, die Laternen der Schiffe, die Reflexe des goldenen Horns und der Sterne bilden an dem vier Meilen weiten Horizont einen erzitternden Glanz unendlicher Feuerpünktchen, in dem Hafen, Stadt und Himmel verschmelzen und nur Firmament zu sein scheinen. Wenn der Himmel bewölkt ist und dann der Mond auf einer kleinen freien Stelle erglänzt, heben sich aus dem dunklen Stambul auf den tiefschwarzen Massen der Gehölze und Gärten die Kaiserlichen Moscheen in strahlendem Weiß ab, gleich einer Reihe gigantischer Marmor-Grabmäler, und die Stadt erscheint wie die Nekropolis eines Riesenvolkes.

Noch schöner, noch feierlicher aber sind die Nächte ohne Sterne, ohne Mond, zur Stunde, wo alle Lichter verlöscht sind. Dann breitet sich nur eine gewaltige dunkle Masse vom Cap Serail bis zur Vorstadt Ejub aus, ein unermeßliches Profil, in dem die Hügel Berge werden und die Punkte, welche dieselben krönen, die phantastischen Formen von Wäldern, Ruinen, Heeren, Schlössern, Felsen annehmen, welche den Geist ins Reich der Träume verlocken. In einer solchen dunklen Nacht ist es schön, auf Konstantinopel von einer hohen Terrasse zu blicken und der Phantasie freien Spielraum zu lassen, von ihr geleitet die große, finstere Stadt zu durchdringen, in die Myriaden der Harems zu schauen, die schönen Favoritinnen zu sehen, welche jubeln, die verlassenen, welche weinen, die Eunuchen, die ihr Ohr an die Thür legen, Liebenden durch Labyrinthe hügeliger Gassen zu folgen, durch die stillen Gallerien des großen Bazar zu streifen, durch weite, verlassene Friedhöfe zu wandern, sich zwischen den zahllosen Säulen der großen unterirdischen Cisternen zu verirren, sich vorzustellen, man sei in der riesigen Moschee Soliman's eingeschlossen, erfülle die dunklen Gewölbe mit einem Geschrei des Entsetzens und des Schreckens, raufe sich die Haare und flehe die Barmherzigkeit Gottes an, um dann plötzlich auszurufen: Welch' ein Unsinn! Ich stehe auf der Terrasse meines Freundes Santoro, und unten im Saale erwarten mich zum lukullischen Abendessen die liebenswürdigsten, angenehmsten Männer Peras.

Im Hause meines guten Freundes Santoro versammelten sich jeden Abend viele Italiener: Advocaten, Künstler, Aerzte, Kaufleute, mit denen ich angenehme Stunden verlebte. Das war eine Unterhaltung! Wäre ich ein Stenograph gewesen, würde ich täglich ein interessantes Buch haben schreiben können. Der Arzt, der einen Harem besucht, der Maler, der auf dem Bosporus ein Bild für einen Pascha gemalt, der Jurist, der einen Clienten vor dem Tribunal vertheidigt hatte, sie Alle erzählten ihre Abenteuer, und jede Erzählung war eine reizende Skizze orientalischer Sitten. Jeden Augenblick hörte man eine Neuigkeit: „Wißt Ihr, was heute Morgen passirt ist? Der Sultan hat ein Dintenfaß nach dem Kopf des Finanzministers geworfen!“ Ein Anderer kam: „Habt Ihr die Neuigkeit gehört? Die Regierung hat nach drei Monaten den Angestellten ihr Gehalt ausbezahlt und Galata ist mit einem Meer von Kupfermünzen überschwemmt.“ — Dann erschien ein Dritter und berichtete, wie ein türkischer Gerichtspräsident, gereizt durch die nichtigen Gründe, mit denen ein schlechter französischer Anwalt eine unglaubliche Sache vertheidigte, ihm vor dem ganzen Gerichtshof dies schöne Compliment gemacht habe: „Lieber Advocat, es ist vergeblich, daß Du Dich bemühst, Deine Sache gut scheinen zu lassen“ und dann das bekannte, kräftige Wort des Cambronne mit allen Buchstaben ausgesprochen habe. Die Unterhaltung bewegte sich natürlich auf einem geographischen Gebiet, das mir völlig neu war. So wie man bei uns von Personen und Sachen aus Paris,

Wien, Genf spricht, wurde hier von Tiflis, Trapezunt, Damaskus geredet, wo der Eine einen Freund hatte, ein Zweiter gewesen war, wohin ein Dritter gehen wollte. Ich fühlte mich im Mittelpunkte der Welt und sah neue Horizonte sich öffnen. Zuweilen dachte ich mit Unbehagen an die Zeit, da ich wieder in den engen Kreis meines täglichen Lebens eintreten mußte. Wie — fragte ich mich — soll ich wieder jene gewöhnliche Unterhaltung, jene gewöhnlichen Dinge ertragen? So fühlen alle Europäer in Konstantinopel. Wer dies Leben durchlebt, meint, jedes andere müsse ihm farblos und eintönig vorkommen; es ist ein leichteres, jugendlicheres Dasein als in jeder anderen Stadt Europas. Wir haben gleichsam unser Zelt in einem fremden Lande aufgeschlagen, — und die beständige Folge seltsamer, unvorhergesehener Begebenheiten flößt uns zuletzt eine gewisse Empfindung der Unbeständigkeit und Flüchtigkeit irdischer Dinge ein, die dem fatalistischen Glauben der Muselmänner gleicht und uns die gedankenlose Heiterkeit der Abenteurer giebt.

Der Character jenes Volkes, das, wie ein Dichter sagt, in inniger Vertrautheit mit dem Tode lebt und das Leben wie eine Pilgerfahrt betrachtet, bei der er weder die Zeit findet, noch es der Mühe werth hält, große Zwecke mit langer Anstrengung zu verfolgen, wird auch ein wenig der des Europäers und bringt ihn dazu, dem Heute zu leben und, ohne viel über sich selbst nachzudenken, in der Welt, so gut er kann, nur die einfache, ruhige Rolle des Zuschauers

zu spielen. Der Verkehr mit so verschiedenen Völkern, die Nothwendigkeit, Denken und Sprechen gewissermaßen der Art eines Jeden anzupassen, giebt dem Geist eine Leichtigkeit, die ihn viele Ideen und Gefühle nur flüchtig berühren läßt, von denen wir in unseren Ländern meinen, die ganze Welt müsse sich nach ihnen richten. Ueberdies ist uns täglich dies muselmännische Volk ein steter Gegenstand der Neugierde und Beobachtung, welcher unser Gemüth unterhält, indem er dasselbe zu gleicher Zeit von vielen Gedanken und Sorgen abzieht. Hierzu trägt auch die Bauart der Stadt viel mehr bei, als es die unserer Städte thun kann, in denen Blick und Gedanken in enger Straße und im engen Kreise gleichsam gefangen sind, während hier fast überall Auge und Geist ungeheure lachende Fernen durcheilen.

Und endlich herrscht hier eine unbegrenzte Freiheit, durch die unendliche Verschiedenheit der Sitten hervorgerufen; man kann Alles thun, Nichts erregt Verwunderung; die seltsamste Sache stirbt unbeachtet dahin, nachdem sie kaum in dieser gewaltigen moralischen Anarchie geboren ist. Der Europäer lebt hier wie in einer Conföderation der Republiken; er genießt die Freiheit, welche er in einer anderen Stadt vielleicht im Augenblick eines großen Aufruhrs genießen würde; es ist wie ein endloser Maskenball oder wie ein beständiger Vorabend des Aschermittwochs. So ist denn Konstantinopel — und nicht nur durch seine Schönheit — eine Stadt, in welcher man nicht lange leben kann, ohne sich derselben mit einem Gefühl des Heimwehs zu

erinnern. Deshalb lieben die Europäer sie glühend und fassen feste Wurzel in ihr, und in diesem Sinne ist es gerechtfertigt, sie, wie die Türken, „die Zauberin mit tausend Liebenden" zu nennen oder mit ihrem Sprüchwort zu sagen, „daß, wer das Wasser von Tophana getrunken hat — es giebt kein Mittel dagegen — immer, lebenslang verliebt ist."

Die italienische Colonie ist eine der bevölkertsten, aber nicht eine der wohlhabensten Konstantinopels. Ihr gehören wenig Reiche, aber besonders viel arme Handwerker des südlichen Italiens an, die keine Arbeit finden; sie ist die von der Presse am jämmerlichsten repräsentirte Colonie, denn ihre Zeitungen und Journale sterben gewöhnlich bald nach der Geburt. Als ich in Konstantinopel war, erwartete man das Erscheinen des „Levantino", eines Blattes, das inzwischen in seiner Probenummer die akademischen Titel und besonderen Verdienste seines Redacteurs — siebenundsiebzig im Ganzen, ohne die Bescheidenheit zu rechnen — aufzählte.

Man muß am Sonntag Morgen durch die Straßen Pera's gehen, wenn die italienischen Familien sich nach der Messe begeben. Dann hört man alle Dialecte Italiens reden und oft, aber nicht immer, fand ich mein Vergnügen daran. Zuweilen ergriff mich fast ein Gefühl des Mitleids, meine Landsleute ohne ein Vaterland zu sehen, von denen gewiß manche durch traurige oder seltsame Begebenheiten

hierher verschlagen waren: Greise, die nie Italien wiedersehen werden, Kinder, denen jener heilige Name nur das trübe Bild eines geliebten, fernen Landes erweckt, Jungfrauen, die sich mit Männern einer anderen Nation vermählen und Familien gründen werden, in denen nichts Italienisches bleibt als der Name und die Erinnerung der Mutter. Ich sah schöne Genueserinnen, die eben erst die Gärten „dell' Acquasola" verlassen zu haben schienen, reizende neapolitanische Gesichter, anmuthige Köpfchen, die ich hundertmal in den Bogengängen am Po und in den Gallerien Mailand's gefunden haben muß. Ich wollte, ich hätte sie paarweise mit einer rosa Schleife zusammenbinden können, um sie in einem Schiff möglichst schnell nach Italien zu führen. Gern hätte ich auch als Merkwürdigkeit eine Probe der italienischen Sprache mit nach Hause genommen, welche die in Pera geborenen Italiener und besonders die der dritten und vierten Generation sprechen. Ein Akademiker der „Crusca" würde, wenn er diese sonderbare Sprache hörte, entschieden an einem Fieber erkranken. Ich glaube, wenn ein piemontesischer Portier, ein lombardischer Droschkenkutscher und ein romagnolischer Lastträger ihr Italienisch vermischten, es wäre noch verständlicher als die am Ufer des goldenen Horns, in der italienischen Colonie gangbare Sprache, die ein völlig entartetes Italienisch ist, das sich noch aus vier oder fünf anderen, schon unreinen Sprachen zusammensetzt. Und das Merkwürdigste dabei scheint, daß man dazwischen manchmal ganz gewählte Sätze und hoch-

klingende Worte vernimmt, Reminiscenzen der Lectüre, durch welche unsere guten Landsleute in ihren Mußestunden den Mund wieder an das „toscano parlar celeste“ zu gewöhnen suchen. Natürlich spreche ich nur von einigermaßen Gebildeten, die, mit den anderen verglichen, schon Ansprüche machen können für gute Redner zu gelten. Einige sind absolut nicht mehr zu verstehen. Eines Tages begleitete mich ein sechzehnjähriger, in Pera geborener Jüngling, der Freund eines Bekannten, und wie ich unterwegs eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte, kam es mir vor, als ob er nicht antworten wollte. Er sprach halblaut mit abgerissenen Worten; dunkelroth, den Kopf gesenkt, war er sichtlich in der größten Verlegenheit. „Was haben Sie?“ fragte ich ihn. „Ach“, rief er seufzend, „ich spreche so schlecht.“ Und in der That, wie er zu reden fortfuhr, bemerkte ich, daß er ein seltsames Italienisch stammelte, aus unmöglichen, nachgebildeten Worten bestehend, sehr ähnlich der sogenannten fränkischen Sprache, von der ein französischer Humorist sagt, daß sie aus einer gewissen Anzahl italienischer, spanischer, französischer, griechischer Vocabeln und Formen bestände, die schnell herausgesprudelt werden, bis ein Ausdruck dazwischen kommt, der von dem Zuhörenden verstanden wird. Dieser Art der Unterhaltung braucht man sich jedoch in Pera oder Galata selten zu bedienen, da dort fast alle Türken etwas Italienisch verstehen oder sprechen. Beim Schreiben wird indessen fast immer die französische Sprache angewandt. Eine italienische Literatur existirt hier nicht. Nur eines

Tages erinnere ich mich, in einem Caffeehause, in einer halb französisch und halb italienisch geschriebenen, kaufmännischen Zeitung mitten unter den Börsennachrichten acht melancholische Verse gefunden zu haben, die vom Zephyr, von Sternen und Seufzern sprachen. Oh, der arme Dichter! Ich meine ihn vor mir zu sehen, wie er auf einem Waarenballen mit jenen Versen seinen letzten Athem aushaucht.

Wer viel verträgt, kann auch in Konstantinopel den Abend im Theater zubringen und sogar noch zwischen einer Menge der schlechtesten wählen, von denen einige zu gleicher Zeit Gärten und Bierlocale sind. Die italienische Komödie, oder vielmehr die Truppen italienischer Schauspieler machen einen Eindruck, daß uns der Wunsch kommt, statt der Bühne lieber einen großen Markt grüner Früchte zu sehen. Die Türken besuchen jedoch vorzugsweise gern solche Theater, wo geschminkte, schamlose Französinnen Chansonnetten mit schrecklicher Begleitung singen. Die Alhambra in der Hauptstraße von Pera war damals ein Theater dieser Art: ein langes, immer gedrängt volles Zimmer, welches von der Bühne bis zur Thür ganz roth vom türkischen Fez schimmerte. Welcher Art jene Lieder waren und mit was für Gesten diese muthigen Frauenzimmer ihren Zuhörern den Inhalt derselben klar machten, ist wirklich unglaublich. Nur wer im Theater „los Capellanes“ in Madrid gewesen ist, kann je Aehnliches gesehen oder gehört haben. Bei den gewagtesten

Scherzen, den zweideutigsten Bewegungen brechen alle jene Türken in lautes Gelächter aus, und wenn so die Maske ihrer gewöhnlichen Würde von ihrem Antlitz fällt, zeigt sich, daß ihre eigentliche Natur eine durchaus sinnliche ist. Im täglichen Leben versteht der Türke diese Wahrheit ängstlich zu verbergen. Nie begleitet auf der Straße ein Mann eine Frau, selten sieht er dieselbe an, noch seltener spricht er von ihr, eine höfliche Frage nach seinen Frauen gilt ihm als Beleidigung: dem Scheine nach geurtheilt, müßte man dies Volk für das enthaltsamste und sittenreinste der Erde halten. Aber dies alles ist eben nur äußerer Schein. Derselbe Türke, der bis über die Ohren erröthet, wenn wir uns nach dem Befinden seiner Gemahlin erkundigen, schickt seine kleinen Knaben und Mädchen ins Theater, sich an den obscönen Scherzen des „Karagöz", des türkischen Clowns, zu ergötzen, der ihre Phantasie früh verdirbt. Diese frivole Figur allein genügt schon, uns einen Beweis der tiefen Verderbtheit zu geben, welche sich unter dem Schleier muselmännischer Strenge verbirgt. Sie ist eine Karrikatur des Türken der mittleren Gesellschaftsclasse, bewegt hinter einem durchsichtigen Schleier Kopf, Arme und Beine und bildet fast immer die Hauptfigur in gewissen komischen Komödien, deren Gegenstand natürlich eine Liebesintrigue bildet. Die ganze Posse dreht sich um diese edle Gestalt, deren schlüpfrige Scherze und bedeutungsreiche Bewegungen stets mit einem wahren Beifallsgebrüll belohnt werden. Er gleicht unserm Polichinell, auf traurige Weise entartet, und

wenn wir hören, daß die Censur schon etwas seine schamlose Freiheit beschränkte, hält es schwer sich vorzustellen, welcher Art dieselbe einst gewesen ist.

Da ich auch die türkische Küche studiren wollte, ließ ich mich von meinen guten Freunden nach einem Wirthshaus ad hoc führen, wo man jedes orientalische Gericht finden kann, von den ausgesuchtesten Leckerbissen des Serail bis zum Kameelfleisch, arabisch zubereitet, oder Pferdefleisch auf turkomanische Art gewürzt. Freund Santoro bestellte ein durchaus türkisches Diner von der Vorspeise bis zum Dessert, und ich, mich ermuthigend durch den Gedanken an viele ausgezeichnete Männer, die für die Wissenschaft gestorben sind, schluckte von Allem etwas hinunter, ohne einen Schrei auszustoßen. Uns wurden mehr als zwanzig Gerichte servirt. Die Türken gleichen, wie andere orientalische Völker, den Kindern. Statt sich an wenig Gerichten zu sättigen, kosten sie lieber ein bischen von vielen; die früheren Hirten scheinen nun, da sie Bürger geworden sind, die Einfachheit der Kost zu verschmähen. Es ist mir unmöglich, eine genaue Schilderung aller Speisen zu geben, weil mir von vielen nur eine ungewisse traurige Reminiscenz geblieben ist. Ich erinnere mich noch des „Rebab", aus ganz kleinen Stückchen Hammelfleisch bestehend, die, schnell in starker Hitze gebraten, mit vielem Pfeffer und Gewürznelken gewürzt, auf zwei weichen, sehr fetten Zwiebacken servirt werden, ein

Gericht, das sehr geeignet wäre, leichten Verbrechern als Strafe zu dienen. Manchmal ist mir, als schmeckte ich noch den „Pilav", aus Reis und Hammelfleisch bereitet, der durchaus ein „sine qua non" aller Mittagsmahlzeiten ist und gewissermaßen die heilige Speise der Türken bildet, wie Maccaroni für den Neapolitaner, „cuscussu" für die Araber, „puchero" für die Spanier. Auch an Rosh'ab erinnere ich mich, als an das Einzige, wonach ich zuweilen Appetit habe, eine Mischung, die man zum Schluß der Mahlzeit mit dem Löffel schlürft, aus Rosinen, Aepfeln, Pflaumen und anderem Obst in Zuckerwasser gekocht mit etwas Moschusessenz oder etwas Rosenwasser. Dann gab es weitere Gerichte von Lamm- und Hammelfleisch, so zu Brei gekocht, daß es ganz saftlos war, in Oel schwimmende Fische, Reisklößchen in Weinblätter gewickelt, mit Julep versüßte Kürbisse, gemischte Salate, eingekochte Früchte, verschiedene Ragouts mit mancherlei aromatischen Kräutern gewürzt — genug um in jedem Artikel des Strafgesetzbuchs eins für rückfällige Verbrecher zu bestimmen. Zuletzt erschien ein große Schüssel mit Süßigkeiten, Meisterstücke eines arabischen Conditors, zwischen denen sich ein kleines Dampfschiff befand, ein phantastischer Löwe und ein Zuckerhäuschen mit vergitterten Fenstern. Als ich Alles verzehrt hatte, war mir zu Muthe, als hätte ich eine kleine Reiseapotheke in meinem Magen ausgeleert und ein kleines Diner gesehen, wie es Kinder zum Spaß bereiten, indem sie einen Tisch decken mit Tellerchen von zerbröckelten Ziegelsteinen, Endchen

Gras und kleinen Stückchen Obst, was von ferne sich recht schön ausnimmt. Alle jene Gerichte werden schnell servirt, drei oder vier zu gleicher Zeit, und die Türken nehmen vielfach mit den Fingern, da nur Löffel und Messer bei ihnen in Gebrauch sind; für Alle dient ein einziger Kelch, welchen der Diener beständig mit Wasser füllt. Die Türken aber, welche nicht weit von uns im Wirthshaus saßen, besorgten ihr Essen auf andere Weise. Sie liebten augenscheinlich die Bequemlichkeit, und zwar so sehr, daß ihre Pantoffeln auf dem Tischchen lagen, jeder hatte einen Teller für sich, sie bedienten sich fleißig der Gabel, und ich bemerkte, daß sie nicht, wie gute Muselmänner thun sollen, das Brod küßten, ehe sie dasselbe aßen, und daß sie immer wieder gierige Blicke auf unsere Flaschen warfen, obgleich es nach dem Urtheil der Mufti schon eine Sünde ist, Wein anzusehen. Dieser „Urheber aller Schändlichkeiten", von dem ein einziger Tropfen genügt, auf das Haupt des Türken „die Flüche aller Engel des Himmels und der Erde herabzurufen", gewinnt übrigens von Tag zu Tag mehr Anhänger unter ihnen, und man kann wohl sagen, daß jetzt nur noch eine menschliche Rücksicht davor zurückhält, ihm öffentliche Huldigung darzubringen. Ich glaube, daß, wenn sich eine dichte Finsterniß auf Konstantinopel herabsenkte und dann ganz plötzlich die Sonne wieder schiene, man gewiß fünfzigtausend Türken mit der Flasche am Munde überraschen würde. Und auch in dieser, wie in vielen anderen Verirrungen der Osmanen waren die Sultane der

Stein des Anstoßes; gerade die Dynastie, welche ein Volk beherrscht, dem das Weintrinken eine Beleidigung Gottes ist, giebt vielleicht unter allen Dynastien Europas der Geschichte die meisten Trunkenbolde zu verzeichnen: so süß ist die verbotene Frucht auch für den Schatten Gottes auf Erden. Bajazid I. führte die endlose Reihe Kaiserlicher Katzenjammer ein, und wie beim Sündenfall war auch die Frau zuerst schuldig: die Gemahlin des Bajazid, Tochter des Königs von Serbien, bot dem Gatten den ersten Becher Tokayer. Bajazid II. betrank sich im Wein von Cypern und Schiras. Soliman I. sogar, der im Hafen alle mit Wein beladenen Schiffe verbrennen und flüssiges Blei in den Mund der Zecher gießen ließ, starb trunken durch die Hand eines Bogenschützen. Dann kam Selim II., genannt der „Messth", d. h. der Betrunkene, dessen Jammer drei Tage dauerte, unter dessen Regierung die Männer des Gesetzes und der Religion öffentlich tranken. Vergebens donnert Mohammed III. gegen die „vom Teufel eingegebene Scheußlichkeit", vergebens läßt Achmed I. alle Schenken zerstören und die Böden aus allen Fässern in Stambul schlagen, vergebens durchstreift Murad IV. die Stadt, von einem Henker begleitet, und läßt Demjenigen den Kopf abhauen, dessen Hauch nach Wein riecht. Er selbst, der böse Heuchler, schwankt durch die Säle des Serail wie ein gemeiner Betrunkener, und nach ihm findet die Flasche, der kleine, muntere, schwarze Kobold, ihren Weg ins Serail, verbirgt sich in den Läden des Bazar, ruht heimlich unter dem

Kopfkissen des Soldaten, zeigt ihren versilberten oder purpurnen Kopf unter dem Divan der Schönen und, die Schwelle der Moschee entheiligend, spritzt der gottlose Schaum auf die gelb gewordenen Seiten des Koran.

Was nun die Religion anbetrifft, so mußte ich bei meinen Wanderungen durch Konstantinopel immer denken, wie würde ein Christ, wenn er nicht die Stimme der Muezzin hörte, wissen können, daß der Glaube dieses Volkes nicht der seinige ist. Die byzantinische Architektur der Moscheen läßt sie als christliche erscheinen, kein äußeres Zeichen verkündet den islamitischen Ritus, türkische Soldaten geleiten das Sakrament, ein unwissender Christ könnte ein ganzes Jahr in Konstantinopel leben, ohne zu bemerken, daß Mohammed statt Christus über den größten Theil der Bevölkerung herrscht. Dieser Gedanke machte mir immer wieder klar, wie gering die wesentlichen Unterschiede sind — bloße Grashalme — sagten die abessinischen Christen den ersten Jüngern Mohammed's —, welche die beiden Religionen trennen. Eine kleine Ursache nur war es, um deren willen Arabien sich zum Islam bekehrte, anstatt entweder zum Christenthum oder doch zu einer demselben so nah verwandten Religion, daß sich beide später leicht vermischt hätten, ja selbst ohne diese Verschmelzung das ganze Schicksal der orientalischen Welt ein anderes geworden wäre. Und diese kleine Ursache fand ihren Grund in der sinnlichen

Natur eines schönen, großen, weißen, arabischen Jünglings mit schwarzen Augen, ernster Stimme und glühender Seele, welcher, nicht kräftig genug die eigenen Sinne zu zähmen, statt dem sein Volk beherrschenden Laster die Wurzeln zu entziehen, sich damit begnügte dieselben zu beschneiden, welcher, statt die eheliche Einheit zu proklamiren, wie er die Einheit Gottes verkündete, die Lust und die Selbstsucht des Mannes nur in einen engeren, von der Religion geheiligten Kreis schloß. Gewiß würde er einen größeren Widerstand zu beseitigen gehabt haben, aber es scheint nicht unmöglich, daß er denselben überwunden hätte, er der Held, der, um den Cultus eines einigen Gottes in einem heidnischen Volk zu begründen, ein seit Jahrhunderten feststehendes, mächtiges Gebäude, die Traditionen des Aberglaubens, die Privilegien und selbstsüchtigen Interessen niederwarf, er, der unter die Dogmen seiner Religion, für die Millionen Gläubiger willig starben, ein Paradies aufnahm, dessen erste Ankündigung in seinem ganzen Volk ein Gefühl der Verachtung und des Spottes hervorrief. Aber der schöne arabische Jüngling schloß einen Vertrag mit seinen Sinnen — und die halbe Erde änderte ihre Erscheinung, denn die Polygamie ist in der That das Hauptlaster mohammedanischer Gesetzgebung und die erste Ursache des Verfalles aller der Völker, die diesen Glauben annahmen. Ohne diese Entwürdigung des einen Geschlechts zu Gunsten des andern, ohne die Heiligung dieser furchtbaren Ungerechtigkeit, welche die ganze Ordnung der menschlichen Pflichten trübt, den Reichthum verdirbt, die

Armuth bedrückt, die Trägheit nährt, die Familie schwächt, welche durch die Verwirrung der Geburtsrechte in den herrschenden Dynastien Residenzen und Staaten durch Empörungen zerstört, welche der Vereinigung muselmännischer Bevölkerung mit Andersgläubigen eine unübersteigliche Schranke entgegensetzt, kurz, ohne die Schwäche des schönen arabischen Jünglings, der zu gesund und zu kräftig geboren war — möchte heute vielleicht der Orient geordnet und civilisirt, die allgemeine Cultur um Jahrhunderte weiter gerückt sein.

Da ich mich im Monat Ramasan, dem neunten des türkischen Jahres, in den die islamitische Fastenzeit fällt, in der Türkei befand, sah ich jeden Abend eine so komische Scene, daß dieselbe wohl der Beschreibung werth ist. Während der Fasten ist dem Türken das Essen, Trinken und Rauchen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne verboten. Die meisten schwelgen dann die Nacht hindurch, aber so lange die Sonne scheint, beachten fast Alle die religiöse Vorschrift und Niemand wagt, dieselbe öffentlich zu überschreiten. Eines Morgens besuchten mein Freund und ich einen unserer Bekannten, der Adjutant des Sultans und ein junger, freidenkender Officier war, und fanden ihn in einem Parterre-Zimmer des Kaiserlichen Palastes mit einer Tasse Caffee in der Hand. „Wie!" — rief Yunk — „Sie wagen es, Caffee nach Sonnenaufgang zu trinken?" Der

Officier zuckte die Achseln und antwortete, er setze sich über die Lächerlichkeit des Ramasan und die Fasten hinweg, aber gerade in diesem Augenblick öffnete sich plötzlich eine Thür und er versuchte so schnell die Tasse zu verbergen, daß er den halben Inhalt zu seinen Füßen goß. Man begreift also, wie die strengste Enthaltsamkeit von allen Denen beobachtet werden muß, die den Tag über unter den Augen der Menschen verbringen, wie die Kahnführer zum Beispiel. Um sich ein Vergnügen zu machen, braucht man nur einige Minuten ehe die Sonne sinkt, nach der Brücke der Sultanin Valide zu gehen. In der Nähe und der Ferne, auf dem Wasser dahin gleitend, oder still liegend sind wenigstens tausend Bootsleute zu sehen. Alle sind nüchtern vom frühen Morgen und halten im größten Heißhunger schon ihr Abendessen im Nachen bereit. Ihre Augen gehen beständig von der Sonne zu ihren Speisen, von ihren Speisen zur Sonne; sie bewegen sich unruhig hin und her und sind in einer Erregung wie wilde Thiere einer Menagerie zur Zeit der Fütterung. Das Verschwinden der Sonne wird durch einen Kanonenschuß verkündigt. Vor dem ersehnten Augenblick nimmt Niemand einen Bissen Brod oder einen Tropfen Wasser in den Mund. Zuweilen haben wir in einer Biegung des goldenen Horns unseren Ruderern zugeredet zu essen, aber sie antworteten immer: Jock! Jock! Jock! Nein, nein, nein —, indem sie mit ängstlicher Geberde auf die Sonne zeigten. Wenn das Tagesgestirn halb hinter den Bergen verborgen ist, nehmen sie schon ihr Brod in die Hand, um

es sehnsüchtig zu streicheln und zu beriechen. Wenn dann nur noch ein schwacher, leuchtender Bogen zu sehen ist, wenden sich alle Bootführer, die stille liegen, und Alle, die rudern, Alle, die auf dem Bosporus dahingleiten und die in den einsamsten Busen des asiatischen Ufers ruhen, sie Alle wenden sich dem Westen zu, richten die Blicke unbeweglich auf die Sonne, den Mund geöffnet, das Brod hoch erhoben, Freude in den Augen. Ist dann nur noch ein Feuerpunkt sichtbar, berühren schon tausend Bröde tausend Lippen. Endlich verlöscht der glühende Ball, der Schuß erschallt, und in demselben Augenblick reißen dreißigtausend Zähne von tausend Bröden tausend mächtige Bissen ab. Aber was sage ich? Tausend? In allen Häusern, allen Cafés, allen Wirthshäusern vollzieht sich in demselben Augenblick dieselbe Bewegung; einige Minuten hindurch ist die ganze türkische Stadt nur ein Ungeheuer von hunderttausend Mündern, welche trinken und verschlingen.

Was muß diese Stadt in den schönen Zeiten osmanischen Ruhmes gewesen sein! Daran mußte ich immer denken. Damals stieg von dem ganz mit weißen Segeln bedeckten Bosporus keine schwarze Rauchwolke auf, das Azurblau des Himmels und des Wassers zu trüben. Im Hafen und auf den Wellen des Marmarameers schwammen zertrümmerte, blutbefleckte genuesische, venetianische, spanische Galeeren zwischen den alten Kriegsschiffen mit silbernen Halbmonden, purpurnen

Standarten, goldenen Laternen. Noch spannten sich keine Brücken über das goldene Horn, von einem Ufer zum anderen glitten beständig Myriaden glänzender Barken, unter denen schon von Weitem die schneeweißen Serail-Böte auffielen, bedacht von scharlachrothen Baldachinen mit vergoldeten Frangen, geführt von Ruderern in seidenen Jacken. Skutari war noch ein Dorf, jenseit Galata zeigten sich nur einzelne, verstreute Häuser, kein großer Palast ragte auf dem Hügel Peras; der Anblick der Stadt war weniger großartig, als er es jetzt ist, aber weit mehr rein orientalisch. Da das Gesetz, welches bestimmte Farben vorschrieb, noch bestand, erkannte man die Einwohner eines jeden Hauses an dessen Färbung. Stambul schimmerte gelb und rosa außer den öffentlichen und heiligen Gebäuden, welche schneeweiß leuchteten, die armenischen Stadtviertel waren hellgrau, die griechischen dunkelgrau, die jüdischen violett. Die Leidenschaft für Blumen war allgemein wie in Holland, so daß alle Gärten riesige Hyacinthen-, Tulpen-, Rosensträuße schienen. Noch hatten keine neuen Vorstädte die üppige Vegetation der Hügel verringert, und Konstantinopel bot das Bild einer in Wälder gebetteten Stadt. Im Innern, wo die Bäume fehlten, verschönerte eine wunderbar malerische Menge die Gassen. Mächtige Turbane verliehen der ganzen männlichen Bevölkerung ein riesenhaftes, prächtiges Ansehen. Die Frauen, alle, außer der Sultanin-Mutter, so dicht verschleiert, daß nur die Augen sichtbar blieben, bildeten eine andere unbekannte, räthselhafte Bevölkerung, die eine Luft anmuthiger Geheimnisse

durch die ganze Stadt verbreitete. Ein strenges Gesetz regelte die Kleidung, so daß man an den Formen der Turbane, an den Farben der Kaftane den Rang, das Amt, das Alter unterschied, als wäre Stambul nur ein großer Hof. Da das Pferd fast „die alleinige Kutsche des Mannes“ war, trabten tausend Reiter durch die Straßen, die langen Reihen der Kameele und Dromedare des Heeres, welche die Stadt in allen Richtungen passirten, verliehen derselben das wilde, großartige Aussehen einer antiken asiatischen Metropole. Vergoldete „Arabá“, von Ochsen gezogen, kreuzten sich mit den reichen Caroſſen der Ulemas, der Kadis, den leichten „Taliken“ mit rosa Atlaszelten, den mit phantastischen Bildern verzierten Sänften. Sklaven aller Länder von Polen bis Aethiopien, ließen, in Schaaren getrieben, ihre auf den Schlachtfeldern genieteten Ketten erklirren. Auf den Kreuzungspunkten, den Plätzen, in den Vorhöfen der Moscheen sah man Soldaten, stolz in Lumpen, die verstümmelte Arme und noch neue Narben der bei Wien, Belgrad, Damaskus geholten Wunden zeigen. Hundert Rhapsoden mit tönender Stimme und begeisterten Worten, von stolzen Muselmännern umringt, sangen die Thaten der Heere, welche in weiter Entfernung — ein dreimonatlicher Marsch — von Stambul kämpften. Paschas, Bassen, Begs, Aghas, unzählige Würdenträger und große Herren, mit theatralischem Prunk gekleidet, von Dienerschaaren umgeben, durchschritten die Menge, welche sich vor ihnen neigte, wie wogende Aehren beim Hauche des Windes. Mit fürstlichem

Gefolge schritten die Gesandten aller Staaten Europas daher, gekommen um Frieden oder Allianzen zu erbitten; in Reihen zogen vorüber: Karawanen, mit Geschenken der Fürsten Afrikas und Asiens beladen, glänzende, übermüthige Truppen — Silidar und Spahi — die langen, vom Blut zwanzig verschiedener Völker befleckten Säbel nachschleppend, und weiter die schönen, wie kleine Könige gekleideten griechischen und ungarischen Pagen des Serail. Hier und da vor den Thoren sah man dicke, knotige Stöcke, das Zeichen einer Janitscharenwache, die damals die Polizei im Innern der Stadt ausübte. Man begegnete Juden, welche die Körper der Gerichteten in den Bosporus warfen, und jeden Morgen lag im Balik-Bazar ein Leichnam auf der Erde ausgestreckt, den Kopf unter der rechten Achselhöhle, auf der Brust das Urtheil, mit einem Stein beschwert. In den Straßen hingen vornehme Türken, durch eilige Henker an den ersten besten Haken oder Balken befestigt; mitten in der Nacht konnte ein Vorübergehender an einen Unglücklichen stoßen, der auf die Straße geschleudert war aus einer Folterkammer, wo ihm Hände und Füße mit Keulenschlägen zerschmettert waren; in der heißen Sonne des Mittags sah man beim Betrug ertappte Kaufleute mit dem Ohr an die Thür ihres Ladens genagelt. Noch gab es kein Gesetz, das die unbegrenzte Freiheit der Beerdigungen regelte: zu jeder Stunde des Tages, überall, in den Gärten, den Wegen, den Plätzen, vor den Hausthüren wurden Todte begraben. In den Höfen hörte man das Blöcken der Böcke und Lämmer,

die Allah zum Opfer gebracht wurden bei den Geburten und den Beschneidungen. Manchmal galoppirte ein Fähnlein Eunuchen drohend und schreiend daher, und schnell wurden alle Gassen leer, die Thüren, die Fenster schlossen und verhängten sich, ein ganzes Stadtviertel schien ausgestorben — dann fuhren in glänzenden Carossen die Schönen des Sultans vorüber und erfüllten die Luft mit Lachen und Wohlgerüchen. Zuweilen erbleichte ein Angestellter des Hofes plötzlich, wenn er auf der Straße sechs schlecht gekleidete Männer in einen Laden treten sah, es waren der Sultan, vier Beamte und der Henker, die von Laden zu Laden zogen, Maaß und Gewicht zu prüfen. In dem ganzen mächtigen Körper Konstantinopels pulsirte ein vollblütiges, fieberhaftes Leben. Die Schatzkammer war zum Ueberfluß reich mit Kostbarkeiten gefüllt, die Arsenale voll Waffen, die Casernen voll Soldaten, die Caravanserein voll Reisender. Auf dem Sklavenmarkt drängten sich die Schönen, die Händlerinnen, die Großen; Gelehrte strömten in die Archive der Moscheen, fleißige, geduldige Veziere arbeiteten für künftige Generationen die endlosen Annalen des Reiches aus; Dichter, vom Serail besoldet, sammelten sich in den Bädern und sangen von Kriegen und Kaiserlicher Liebe; zahllose armenische, bulgarische Handwerker arbeiteten am Bau der Moschee, mit Granitblöcken aus Egypten und parischem Marmor, während zur See Säulen von den Tempeln des Archipelagus ankamen, und zu Lande geraubte Schätze aus den Kirchen von Pest und Ofen transportirt wurden; im Hafen rüsteten sich

Flotten von dreihundert Segeln, Schrecken an alle Küsten des Mittelmeers zu bringen; zwischen Stambul und Adrianopel dehnten sich Reiterzüge, aus siebentausend Falkenträgern und siebentausend Jägern gebildet. In den ruhigen Zeiten zwischen den Empörungen des Heeres, den entfernten Kriegen den Feuersbrünsten, die in einer Nacht zwanzigtausend Häuser in Asche legten, wurden dreißigtägige Feste gefeiert vor den Bevollmächtigten aller Staaten Afrikas, Asiens und Europas. Dann steigerte sich der türkische Enthusiasmus zum Wahnsinn. Vor dem Angesicht des Sultans und seines Hofes, zwischen riesigen Hochzeitspalmen, mit Vögeln, Früchten, Spiegeln beladen — man hatte Häuser niedergerissen, um Platz zu gewinnen —, zwischen Löwen und Sirenen aus Zucker, von geschirrten Pferden aus ciselirtem Silber getragen, zwischen den Bergen Königlicher Geschenke, dargebracht aus allen Theilen des Reiches, von allen Höfen der Welt, wechselten Scheingefechte der Janitscharen mit den wüthenden Tänzen der Derwische ab, mit den blutigen Kämpfen christlicher Gefangenen und der Bewirthung des Volkes mit zehntausend Schüsseln cuscussù; im Hippodrom tanzten Elephanten und Giraffen, wurden Bären und Füchse mit Schwärmern an den Schwänzen losgelassen; auf allegorische Pantomimen folgten zügellose Tänze, groteske Maskeraden, phantastische Umzüge, Wettläufe, Spiele, Komödien. Mit anbrechender Nacht artete das Fest allmälig in einen Tumult aus, während fünfhundert Moscheen, strahlend im Lichterglanz, über der Stadt eine riesige

Feuerkrone bildeten, die den Hirten der Berge Asiens, den Schiffern auf der Propontis die Orgie des neuen Babylons verkündeten.

So war einst Stambul, die schreckliche, üppige, zügellose Sultanin; mit ihr verglichen ist die heutige Stadt nur eine alte Königin, krank an Hypochondrie.

Man wird begreifen, daß ich, immer mit den Türken beschäftigt, nicht Zeit fand, genauer die drei Nationen, die armenische, griechische und jüdische, zu studiren, welche die Bevölkerung der „Rajas" bilden; ein langes Studium außerdem, weil, obgleich jedes dieser Völker mehr oder weniger die eigene Natur bewahrte, das äußere Leben eines jeden doch eine Tünche muselmännischer Farbe angenommen hat, die sich ihrerseits wieder unter der Decke europäischer Civilisation verliert; daher sind nun alle so schwer zu beobachten wie ein bewegliches, wechselndes Bild. Die Armenier ganz besonders, „Christen im Geist und Glauben, asiatische Muselmänner von Geburt und Fleisch", sind nicht nur schwer genau zu studiren, sondern auch äußerlich wenig von den Türken zu unterscheiden, denn Diejenigen unter ihnen, die noch nicht europäische Anzüge tragen, sind fast ganz türkisch gekleidet; auch die große Filzmütze, die meist mit bestimmten charakteristischen Farben das Unterscheidungszeichen der Nation war, ist fast verschwunden, und selbst in ihrer körperlichen Erscheinung bieten sie keine große Verschiedenheit

von den Türken. Sie sind etwas größer, kräftiger, korpulenter, haben eine helle Gesichtsfarbe, ruhigen Gang, ein ernstes Benehmen und offenbaren in ihren Zügen die beiden besonderen, ihrer Natur eigenen Eigenschaften: den offenen, munteren, fleißigen, ausdauernden Geist, der sie außerordentlich geschickt zum Handel macht, und jene sanfte Gelassenheit, von Anderen knechtische Schmiegsamkeit genannt, durch welche es ihnen gelingt, überall einen Schlupfwinkel zu finden, von Ungarn bis China, und sich den Türken besonders angenehm zu machen, deren Vertrauen sie als gehorsame Unterthanen und unterwürfige Freunde erworben haben. Weder äußerlich noch innerlich besitzen sie etwas Kriegerisches oder Heldenmäßiges. So wie jetzt waren sie aber nicht vor Zeiten in den asiatischen Regionen, aus denen sie kamen. Die Armenier, welche jenseit des Bosporus verpflanzt sind, bilden ein sanftes, kluges Volk, bescheiden im Leben, nur auf ihren Handel bedacht und aufrichtig fromm, mehr wie jedes andere Volk in Konstantinopel. Die Türken nennen sie die „Kameele des Reiches“ und die Franken sagen: Jeder Armenier werde als Rechenmeister geboren. Beide Redensarten sind theilweise durch Thatsachen berechtigt, denn, Dank ihrer physischen Kraft, ihrem scharfen, schnellen Verstande versorgen sie Konstantinopel mit Lastträgern und Bankiers, die einen schleppen mächtige Lasten, die andern sammeln fabelhafte Schätze. Viele machen sich auch nützlich als Bauleute, Ingenieure, Aerzte, als geduldige, geschickte Handwerker. Uebrigens bemerkt man zuerst kaum,

daß ein armenisches Volk in Konstantinopel lebt, so sehr hat, wie man zu sagen pflegt, die Pflanze die Farbe des Düngers angenommen. Auch die Frauen, welche die Ursache sind, daß das armenische Haus dem Fremden fast so strenge verschlossen bleibt, wie das türkische, kleiden sich gleich Türkinnen, und nur ein sehr erfahrenes Auge kann sie von denselben unterscheiden. Wie diese sind sie meistens weiß und rund, zeigen die gebogene Linie des orientalischen Profils, große Augen, lange Wimpern; viele sind so hoch gewachsen und so kräftig geformt, daß sie, mit einem Turban gekrönt, ganz gut einen türkischen Soldaten aus früherer Zeit darstellen könnten; fast Alle haben ein zugleich vornehmes und bescheidenes Aussehen, und wenn ihnen etwas mangelt, so ist es das Licht der Seele, welches auf dem Antlitz der Griechen strahlt.

Wenn es schwer hält, den Armenier herauszufinden, so ist es, von der Kleidung ganz abgesehen, sehr leicht, den Griechen zu erkennen: so durchaus unterscheidet er sich nach Wesen und Erscheinung von den übrigen Unterthanen des Reiches, besonders von dem Türken. Um sich diese Verschiedenheit, oder vielmehr diesen Contrast klar zu machen, braucht man nur einen Griechen und einen Türken zu beobachten, die beide neben einander in einem Caffeehaus oder auf einem Dampfschiffe sitzen. Wenn auch beide demselben Alter, demselben Stande angehören, beide europäisch gekleidet

sind und sich vielleicht sogar ähnlich sehen, ist doch ein Irrthum unmöglich. Der Türke bleibt unbeweglich, seine Züge drücken vollständige gedankenlose Ruhe aus — die Ruhe eines gesättigten Thieres — oder, wenn sein Gesicht doch einen Gedanken enthüllt, scheint es, als müsse dieser unbeweglich wie sein Körper sein. Er sieht Niemanden an, kein Zeichen verräth, daß er sich beobachtet fühlt, seine Haltung zeigt, daß ihm alle Menschen und alle Dinge, die ihn umgeben, unendlich gleichgültig sind; seine Züge drücken die resignirte Traurigkeit eines Sklaven und zu gleicher Zeit den kühlen Hochmuth des Despoten, etwas so Hartes, Verschlossenes, Eigensinniges aus, daß man verzweifeln möchte, wenn man ihn in einer Sache überzeugen oder von einem Entschluß abbringen wollte. Kurz, er sieht aus, wie einer jener Menschen, aus einem Guß geformt, mit denen sich nur gehorchend oder befehlend leben läßt, und mit denen man niemals auf ganz vertrautem Fuße stehen kann. Der Grieche hingegen ist sehr beweglich und zeigt durch tausend Wendungen des Blickes und Bewegungen der Lippen, was in seiner Seele vorgeht. Er schüttelt den Kopf wie ein ungezähmtes Thier, sein Antlitz drückt einen jugendlichen, zuweilen etwas kindischen Stolz aus; wenn er sich angesehen weiß, setzt er sich in Positur; es scheint immer, als wünsche er etwas oder bilde sich etwas ein, seine ganze Persönlichkeit athmet Selbstbewußtsein und Ehrgeiz; er flößt uns Sympathie ein, selbst wenn er wie ein schlechtes Subject aussieht; wir würden ihm die Hand geben, wenn wir ihm auch

nicht die Börse anvertrauen möchten. Es genügt, diese beiden Männer neben einander zu sehen, um zu verstehen, daß der eine dem andern hochmüthig, grausam, anmaßend, brutal scheinen muß; daß der Türke wieder den Griechen für einen leichtsinnigen, falschen, hinterlistigen, unruhigen Mann hält, daß sie sich gegenseitig von ganzem Herzen verabscheuen und verachten und durchaus nicht mit einander auskommen können.

Die griechischen Frauen sind verschieden von allen andern des Morgenlandes. Zwischen den schönen, üppigen Türkinnen und Armenierinnen, welche mehr die Sinne reizen, als zur Seele sprechen, finden wir mit dankbarer Verwunderung die eleganten, reinen Züge der Griechinnen, deren gedankenvolle Augen, deren Blick die Strophe einer Ode auf unsere Lippen rufen, und die prachtvollen, zugleich majestätischen und anmuthigen Körper, die uns mit Sehnsucht erfüllen, sie in unsere Arme zu nehmen, nicht, um sie in einem Harem zu bergen, sondern sie auf ein Piedestal zu stellen. Einige tragen nach antiker Weise ihre welligen Haare lang hernieder wallend, legen eine dicke Flechte wie ein Diadem um das Haupt und sind so schön, so edel, so classisch, daß man sie für Statuen des Praxiteles oder Lysippus halten könnte, für unsterbliche Jungfrauen, nach zwanzig Jahrhunderten in einem unbekannten Thal Lakoniens, auf einer vergessenen kleinen Insel des ägäischen Meeres wiedergefunden. Diese entzückenden Schönheiten sind übrigens selten auch bei den Griechen und finden sich

nur unter der alten Aristokratie des Reiches im stillen und traurigen Stadttheil Fanar, wohin sich die Seele des alten Byzanz geflüchtet hat. Dort sehen wir noch zuweilen eine jener schönen, stolzen Frauen an das zierliche Geländer eines Balcons gelehnt oder an den Gittern eines hohen Fensters, die Augen auf die einsame Straße gerichtet, mit der Haltung einer gefangenen Königin. Wenn die Dienerschaft der Abkömmlinge der Paläologen nicht müssig vor der Thür steht, kann man die Schöne verstohlen betrachten und sich wohl einen Augenblick einbilden, durch eine zerrissene Wolke das Antlitz einer olympischen Göttin zu schauen.

Was die Jüdinnen anbetrifft, so kann ich, nachdem ich in Marocco gewesen bin, versichern, daß diejenigen Konstantinopels nicht mit denen der nördlichen Küste Afrikas verglichen werden können, die, wie gelehrte Beobachter behaupten, in ganzer Reinheit den orientalischen Typus hebräischer Schönheit bewahren. In der Hoffnung, solche Schönheit zu finden, bewaffnete ich mich mit Muth und durchwanderte den weiten Ghetto von Balata, einen Stadttheil, der sich, gleich einer schmutzigen Schlange, am Ufer des goldenen Horns hinzieht. Ich drang in die elendesten Gassen, ging zwischen Häusern, „von Schimmel überzogen", wie der Rand der Dante'schen Gruft, über Plätze, die ich nur auf Stelzen und mit verstopfter Nase wieder betreten

möchte; ich blickte durch Fenster, mit ekelhaften Lumpen behangen, in dunkle, schmierige Stuben, ich stand an den Thüren feuchter Höfe, aus denen ein erstickender Gestank strömte, ich machte mir Platz durch Haufen schmutziger, skrophulöser Kinder, stieß an schreckliche Alte, die wiedererweckte an der Pest Gestorbene schienen, mußte bei jedem Schritt verwundeten Hunden ausweichen oder durch schwarzen Schlamm auf faulenden Dingen meinen Weg bahnen, daß man wahrhaftig hätte vor Ekel den Verstand verlieren können — und bei alledem blieb mein Muth unbelohnt. Unter den vielen Frauen, die an mir vorübergingen, eingehüllt in ihren nationalen „Kalpak", der, ein verlängerter Turban, Haare und Ohren bedeckt, bemerkte ich wohl manch' Antlitz, das die zarte Regelmäßigkeit der Linien, die sanfte Ergebung erkennen ließ, welche die unterscheidenden Züge der Jüdinnen Konstantinopels sein sollen, ich sah das unbestimmte Profil einer Rebekka, einer Rahel, mandelförmige Augen voll Sanftmuth und Anmuth, zuweilen auch eine elegante Gestalt in edler Haltung an der Schwelle einer Thür stehen, die zierliche Hand auf das lockige Köpfchen eines Kindes gelehnt; meistens aber bemerkte ich doch nur den Verfall der Race. Welch' ein Unterschied zwischen diesen jämmerlichen Gestalten und den feurigen Augen, den warmen Farben, den üppigen Formen, die ich in Tanger und Fez bewunderte! Auch die Männer sind unansehnlich, ihre ganze Lebenskraft scheint sich in den Augen zu concentriren, die in Schlauheit und Habgier glänzen und beständig um-

herirren, als erwarteten sie, überall Goldstücke hervorquellen zu sehen.

Meine guten israelitischen Kritiker, die schon so böse über das waren, was ich über ihre Religionsgenossen in Marokko sagte, werden nun dasselbe Lied anstimmen, indem sie den türkischen Bedrückern die Schuld an dem Verfall und der Erniedrigung der Juden Konstantinopels zuschreiben wollen. Dagegen brauche ich nur anzuführen, wie sich alle übrigen nicht mohammedanischen Unterthanen der Pforte ganz in der politischen und civilen Lage der Hebräer befinden, und selbst, wenn dies nicht der Fall wäre, würde der Beweis schwer zu führen sein, daß die schmachvolle Unreinlichkeit, die vorzeitigen Heirathen, die träge Enthaltsamkeit von allen mühevollen Gewerben — die bedeutsamen Ursachen dieses Verfalls — eine logische Folge der mangelnden Freiheit und Unabhängigkeit seien. Wollen sie mir aber entgegnen, daß nicht die politische Unterdrückung durch die Türken, sondern kleinliche Verfolgungen und allgemeine Verachtung die Ursachen dieser Erniedrigung sind, bitte ich sie, sich erst selbst zu fragen und zu erforschen, ob nicht das Gegentheil wahr sein könnte; ob die Hauptursache nicht vielmehr in ihrem Leben und ihren Gewohnheiten zu finden ist, ob, statt die Wunde zu verbergen, es nicht nützlicher wäre, dieselbe mit glühendem Eisen zu behandeln.

Nach einer Wanderung durch Balata ist der Gedanke nicht unangemessen — nicht der schlimmste, wie man in

Florenz sagt — ein türkisches Bad zu nehmen. Schon von draußen erkennt man die Badehäuser; es sind fensterlose Gebäude in der Form kleiner Moscheen, überragt von einer Kuppel und hohen kegelförmigen Schornsteinen, die beständig rauchen. Ehe man aber eintritt, sollte man zwei Mal überlegen und sich nach dem quid valeant humeri fragen, denn nicht ein Jeder kann die harte Behandlung, „die strenge Regierung ertragen", der er sich innerhalb dieser heilbringenden Mauern unterwerfen muß. Ich gestehe, daß ich nach Allem, was ich davon gehört hatte, nicht ohne Angst die Schwelle überschritt, und meine Leser sollen erfahren, was ich leiden mußte. Beim bloßen Gedanken daran fühle ich schon zwei Schweißtropfen an beiden Schläfen hervorquellen, die, wenn ich mitten bei der lebendigen Schilderung bin, meine Wangen hinunterrieseln. Man höre also, was mit meiner armen Person geschah.

Nachdem ich schüchtern eingetreten war, befand ich mich in einem großen Saal, der mich einen Augenblick im Zweifel ließ, ob ich ein Theater oder ein Hospital sah. In der Mitte plätschert ein Springbrunnen, von Blumen umgeben, und an den Wänden entlang zieht sich eine hölzerne Gallerie, wo einige Türken, von Kopf zu Füßen in weiße Tücher gehüllt, auf Polstern ausgestreckt liegen, fest schlafen oder träumen und rauchen. Während ich mich nach dem Bademeister umsehe, stehen plötzlich, wie Gespenster, zwei halbnackte, vierschrötige Mulatten vor mir und fragen mich beide mit hohler Stimme: Hammamum? (Bad?) — Evvet

(Ja) antwortete ich mit bebender Stimme. Sie geben mir ein Zeichen, ihnen zu folgen, schleppen mich eine Holztreppe hinauf, in ein mit Matten und Kissen belegtes Zimmer und machen mir begreiflich, daß ich mich entkleiden soll. Sie winden ein blau und weiß gestreiftes Tuch um meine Lenden, umhüllen meinen Kopf mit Musselin, reichen mir zwei colossale Pantoffel, fassen mich unter die Arme wie einen Betrunkenen und führen mich dann, oder ziehen mich vielmehr, in einen anderen warmen, halb dunklen Salon, wo sie mich auf einen Teppich legen und nun, die Arme in die Seiten gestemmt, abwarten, daß meine Haut feucht wird. Alle diese Anstalten, den Vorbereitungen zur Folter nicht unähnlich, machen mich sehr unbehaglich und versetzen mich in eine Unruhe, die sich zu einem noch weniger ehrenhaften Gefühl steigert, als die beiden Henkersknechte, meine Stirn berührend, einen Blick mit einander wechseln, der ausdrückt: „Er kann etwas aushalten" — und, wieder meine Arme fassend, mich in einen dritten Saal begleiten. Hier habe ich eine sehr sonderbare Empfindung, mir ist, als wäre ich in einen unterseeischen Tempel getreten. Durch einen weißlichen Dunstschleier sehe ich hohe, marmorne Wände schimmern, Bogen, das Gewölbe einer Glaskuppel, von der rosa, blaue und grüne Lichtreflexe strahlen, weißliche Schatten, welche kommen und gehen, und in der Mitte des Saales halbnackte Menschen wie Leichen auf dem Pflaster ausgestreckt, über die sich andere halbnackte Gestalten neigen in der Stellung untersuchender Aerzte. Die Temperatur des

Gemaches ist eine solche, daß ich, kaum eingetreten, über und über in Schweiß bin und ich meine, mich nur wieder in Gestalt eines kleinen Flusses entfernen zu können, wie der Geliebte der Arethusa. Die beiden Mulatten legen mich mitten im Saal auf eine Art Secir-Tisch nieder, eine erhöhte Fläche von weißem Marmor, unter der die Oefen glühen. Die Steinplatte brennt, und mir sprüht das Feuer aus den Augen. Nun beginnen die Mulatten mit der Vivisection, ein düsteres Lied trällernd. Sie kneifen meine Arme und Beine, pressen die Muskeln, machen die Gelenke knacken, reiben mich, striegeln mich, kneten mich, sie kehren mich auf die Seite — und fangen wieder an; sie legen mich auf den Rücken und beginnen von Neuem, sie drehen und drücken mich wie eine Puppe von Teig, der sie eine bestimmte Form geben möchten, und welche sie, weil es nicht gelingen will, endlich ärgerlich platt drücken; dann schöpfen sie ein wenig Athem — und darauf folgt wieder ein Kneifen, Pressen, Striegeln, daß ich fürchte, die letzte Viertelstunde meines Lebens habe geschlagen. Endlich, wenn aus meinem ganzen Körper Wasser rieselt, wie aus einem ausgepreßten Schwamm, wenn sie mein Blut unter der Haut circuliren sehen, wenn sie bemerken, daß ich wirklich Nichts mehr ertragen kann, dann ziehen sie meine Ueberreste von jenem Folterbette und transportiren dieselben in einen Winkel, wo zwei kupferne Röhren warmes und kaltes Wasser in ein Marmorbecken gießen. Aber ach! Hier beginnt eine neue Marter und, Scherz bei Seite, bei diesen Qualen

frage ich mich, ob es nicht das Gerathenste wäre, einen Faustschlag zur Rechten, eine Ohrfeige zur Linken auszutheilen und mich mit Gewalt zu befreien. Einer der Bademeister zieht einen Handschuh von Kameelshaaren an und reibt mir Rücken, Brust, Arme und Beine — wie wir ein Pferd striegeln würden — und diese Striegelung dauert die schöne Zeit von fünf Minuten. Darauf übergießen sie mich mit einem Strom lauwarmen Wassers und stehen still, sich von ihrer Anstrengung zu erholen. Auch ich danke dem Himmel, daß die Qualen zu Ende sind. Doch nein! noch sind sie nicht zu Ende! Der furchtbare Mulatte zieht nur den Handschuh ab, um nun die Operation mit der bloßen Hand zu beginnen; ich mache ihm ärgerlich ein Zeichen aufzuhören — und er beweist mir, indem er mir seine Hand zeigt, daß er noch weiter reiben muß, eine gewonnene Erkenntniß, die mich in das höchste Erstaunen versetzt. Dann wieder ein Ueberguß und erneute Operation, Beide nehmen einen Scheuerwisch von Werg, der in weiße candische Seife getaucht ist, und seifen mich ganz und gar ein. Nach dieser Einseifung überströmt mich eine Fluth parfümirten Wassers darauf eine neue Abreibung mit dem Werg. Diesmal jedoch, der Himmel sei gelobt, ist er trocken. Nun wird mein Kopf umhüllt, eine Schürze umgebunden, meine ganze Person in ein Leinentuch gewickelt und erst in den zweiten Saal, dann nach wenigen Minuten in den ersten gebracht. Hier finde ich eine warme Matratze, auf der ich mich behaglich dehne, hier endlich geben die beiden Vollzieher der

Gerechtigkeit mir noch die letzten Kniffe, um die Circulation des Blutes in allen Gliedern gleichmäßig zu machen. Zuletzt legen sie mir ein gesticktes Kissen unter den Kopf, eine weiße Decke auf mich, stecken mir eine Pfeife in den Mund, stellen ein Glas Limonade neben mich, und ich fühle mich so frisch, so leicht, mein Geist ist so frei, mein Herz so zufrieden, ich habe eine solche Empfindung der Jugend und der Reinheit, daß ich mir wie Venus eben aus dem Meeresschaum geboren vorkomme und die Flügel der Amoretten über meinem Haupte rauschen höre.

Wenn man sich so rein und so leicht fühlt, kann man nichts Besseres thun, als den Kopf jenes steinernen Titanen zu erklettern, den man den Seraskier- oder Feuerthurm nennt. Ich glaube, wollte Satan einen Sterblichen mit dem Anerbieten eines irdischen Reiches versuchen und führte sein Opfer auf diese Höhe, er wäre des Erfolges sicher. Der Thurm, unter der Regierung Mahmud's II. gebaut, steht auf dem höchsten der Hügel Stambuls, mitten auf dem großen Hof des Kriegsministeriums. Er besteht zum größten Theil aus weißem Marmor, kühn und schlank wie eine Säule ragt er noch bei weitem höher als die gigantischen Minarets der nahen Sulimanieh-Moschee. Man steigt empor auf einer Wendeltreppe, von wenigen Fenstern erhellt, durch die man im Vorübergehen bald Galata, bald Stambul, bald die Vorstädte des goldenen Horns sieht, noch hat

man nicht die halbe Höhe erreicht, und schon glaubt man sich beim Hinausblicken in den Regionen der Wolken. Zuweilen hört man beim Steigen ein leises Geräusch grade über dem Kopf, und fast in demselben Augenblick schon gleitet ein Etwas so schnell vorüber, daß man eher an eine fallende Sache als an einen Menschen denkt. Es ist einer der Wächter, die Tag und Nacht auf der höchsten Spitze des Thurmes sind, der wahrscheinlich an einer weit entfernten Stelle am Horizont ein verdächtiges Rauchwölkchen beobachtet hat und die Nachricht davon dem Seraskerat überbringt. Die Treppe hat zweihundert Stufen ungefähr und führt auf eine Art runder Terrasse, oben bedeckt und Glas rund herum, auf der beständig ein Wächter umherwandert, der den Reisenden Caffee servirt. Betritt man zuerst diesen durchsichtigen Käfig zwischen Himmel und Erde, sieht man rings um sich nur das mächtige blaue Gewölbe und hört den sausenden Wind, das klirrende Glas, so fühlt man sich fast schwindelig und ganz geneigt, dem Genuß des Panoramas zu entsagen. Aber beim Anblick der kleinen, an das Dachfenster lehnenden Treppe, kehrt frischer Muth wieder, man steigt klopfenden Herzens hinauf und stößt einen Schrei der Bewunderung aus. Es ist ein erhabener Augenblick, geblendet steht man ob solcher großartigen Schönheit. Mit einem Blick umfaßt das Auge ganz Konstantinopel: alle Thäler, alle Höhen Stambuls vom siebenthürmigen Castell bis zu den Friedhöfen von Ejub, ganz Galata, ganz Pera, Skutari, drei Reihen Städte,

Wälder, Flotten, die, so weit das Auge reicht, sich an drei zauberhaft schönen Küsten entlang ziehen, endlose Dörfer, zahllose Gärten, welche sich in üppiger Fülle weit ins Innere hinein verlieren, das ganze goldene Horn, unbeweglich, klar wie Krystall, mit unzähligen Nachen, die von dieser Höhe schwimmende Fliegen scheinen, der ganze Bosporus, hier und da gleichsam geschlossen durch vorspringende Hügel beider Ufer und so einer Reihenfolge kleiner Seen gleich, jeder von einer Stadt umgeben, jede Stadt wieder grün umkränzt; jenseits des Bosporus das azurblaue Schwarze Meer, das am Horizont den Himmel küßt; an der anderen Seite das Marmarameer, die Prinzeninseln, das europäische Ufer und das asiatische, von weißschimmernden Häusern übersäet; hinter dem Marmarameer die Straße der Dardanellen, leuchtend wie ein feines, silbernes Band; weiterhin nur ein unbestimmtes weißes, helles Schimmern — das Aegäische Meer; jenseits Skutari Bithynien und der Olympus, jenseits Stambul die wellige, gelbschimmernde Oede der Traciſchen Landschaft; zwei Golfe, zwei Meerengen, zwei Continente, drei Meere, zwanzig Städte, Myriaden versilberter Kuppeln und goldener Säulen, dies Alles sieht man in einer solchen Glorie der Farbe und des Lichtes, daß man zweifeln könnte, ob man noch auf unseren Planeten blickt oder auf einen anderen Stern, den Gott mit besonderer Schönheit begnadigte.

Und hier auf dem Thurm der Feuerwache, wie auf dem von Galata, auf der alten Brücke oder in Skutari fragte ich mich hundert Mal: „Wie konntest du von Holland entzückt sein?“ Und nicht allein jenes Land kam mir jetzt dunkel und melancholisch vor, auch in Paris, Madrid, Sevilla meinte ich keinen Monat mehr leben zu können. Dann, wenn ich an meine dürftigen Schilderungen dachte, seufzte ich: Ich Unglücklicher! Wie oft habe ich früher schon die Worte „schön, prachtvoll, ungeheuer“ verschwendet, was kann ich nun noch von diesem Schauspiel sagen! Ich dachte, über Konstantinopel nicht eine einzige Seite zu Stande bringen zu können. Mein Freund Rossasco sagte: „Warum versuchst Du denn nicht zu schreiben?“ Und ich antwortete ihm: „Aber, wenn ich doch Nichts zu sagen weiß!“ — Dann wieder, zuweilen — wer wird es glauben? — zu gewissen Stunden, in einem gewissen Licht, schien mir das Ganze nichtig und erbärmlich, und ich rief fast mit Schrecken aus: „Oh, wo ist mein Konstantinopel!“ Dann wieder ergriff mich ein Gefühl tiefer Traurigkeit, wenn ich dachte, daß, während ich hier inmitten solcher Größe und Schönheit wäre, meine arme Mutter in einer kleinen Stube säße, von wo sie nur einen langweiligen Hof und einen kleinen Streifen Himmel sieht; ich meinte, Schuld daran zu sein, und würde gern ein Auge gegeben haben, hätte ich nur meine gute Alte am Arm haben und in die Sofien-Moschee führen können. Doch vergingen die Tage meist heiter und leicht wie eine Stunde der Wonne. Wenn —

selten genug — schlechte Laune einmal bei uns einkehren wollte, wußten mein Freund und ich ein gewisses Mittel, uns davon frei zu machen. In Galata bestiegen wir zwei zweiruderige Nachen, die buntesten, am meisten vergoldeten an der Treppe, riefen: „Ejub!“ — und waren schon mitten im goldenen Horn. Unsere Ruderer hießen Mahmud, Bajazid, Ibrahim, Murad, waren zwanzig Jahre alt, besaßen ein Paar kräftige Arme, ruderten um die Wette, sangen und schrien einander zu wie Knaben. Der Himmel war rein, das Meer durchsichtig, wir lehnten den Kopf zurück, tranken mit vollen Athemzügen die mit Wohlgerüchen erfüllte Luft und ließen eine Hand im Wasser hängen. Die Nachen schossen dahin, Kioske, Gärten, Moscheen flogen am Auge vorüber, es war, als trüge uns der Wind durch eine bezauberte Welt. Wir genossen die unaussprechliche Wonne, jung und in Stambul zu sein; Yunk sang, ich recitirte orientalische Balladen von Victor Hugo und sah bald zur Rechten, bald zur Linken, jetzt nahe, nun ferne ein freundliches, liebevolles Gesicht, von weißen Haaren umrahmt und gütigem Lächeln verklärt, das mir zurief: „Sei glücklich, mein Sohn! Ich segne Dich und folge Dir!“

8.

Die Sofien-Moschee. Auf dem Wege. Die Fontaine. Der äußere Anblick. Beim Eintritt. Architektur und Einrichtung. Die Kuppel. Der Bau. Die Säulen. Der Marmor. Rückblick in die Basilika. Legenden. Die Einnahme der Kirche.

Wenn ein armer Reiseschriftsteller zur Muse flehen darf, so rufe ich jetzt dieselbe mit gefalteten Händen an, daß sich mein Geist vor dem erhabenen Gegenstande nicht verwirre, denn die großen Linien der byzantinischen Basilika zittern vor meinen Augen, wie das von einem bewegten Wasser zurückgestrahlte Bild. Die Muse begeistere mich, die heilige Sofia erleuchte mich und der Kaiser Justinian verzeihe mir!

An einem schönen Octobermorgen gingen wir, von einem türkischen „Kawass" des italienischen Consulats und einem griechischen Dragoman begleitet, endlich nach dem „irdischen Paradies, dem anderen Firmament, dem Thron göttlicher Glorie, dem Wunder der Erde, dem größten Tempel der Welt nach der St. Peters-Kirche". Die letzte Behauptung — ich sage es meinen Freunden in Köln, Mailand, Florenz, Burgos — würde ich selbst nicht aufzustellen wagen, sondern

citire dieselbe nur mit den anderen, weil sie eine der geheiligten Bezeichnungen und Ausdrücke des griechischen Enthusiasmus ist, die uns unsere Erklärer unterwegs beständig wiederholten. Wir hatten mit Vorbedacht sowohl einen alten türkischen Kawass als auch einen alten griechischen Dragoman gewählt, in der nicht getäuschten Hoffnung, in ihren Erklärungen, ihren Legenden die beiden Religionen, die beiden Völker, die beiderseitige Geschichte sich im interessanten Gegensatz berühren zu hören, daß der eine uns die Kirche, der andere die Moschee preisen würde, damit wir dieselbe so sehen möchten, wie sie gesehen werden muß, mit dem Auge des Christen und dem Auge des Türken.

Meine Erwartung war gespannt, meine Neugierde lebhaft erregt, doch dachte ich auf dem Wege zu der Moschee — und ich denke noch so —, daß kein berühmtes Monument, verdiene es auch seinen Ruhm aufs Höchste, der Seele eine so lebhafte, so rein befriedigende Empfindung geben kann, wie es das Gefühl ist, sich einer solchen Stätte des Ruhmes wirklich zu nähern.

Wenn ich von allen Tagen, an denen ich wahrhaft Großes sah, eine Stunde wieder durchleben dürfte, ich würde jene wählen, die zwischen dem Augenblick liegt, in dem ich sagte: „Laßt uns gehen!“ — und dem Augenblick, in dem ich sagen hörte: „Wir sind da!“ — Das sind die schönsten Stunden auf Reisen. Unterwegs ist uns, als erweite sich die Seele, um dem Gefühl der Bewunderung Raum zu schaffen, das bald in ihr emporquellen soll, wir erinnern

uns der sehnenden Wünsche frühester Jugend, die uns nur Träume erschienen; der alte Geographielehrer steht wieder vor uns, wie er, nachdem er eben Konstantinopel auf der Karte von Europa zeigte, mit einer Prise Schnupftaback zwischen den Fingern, in die Luft die Linien der großen Basilika zeichnet; wir sehen schon das Zimmer, den Kamin, vor dem wir im nächsten Winter das Monument in einem Kreise verwunderter, vertrauter Gesichter schildern werden, der Name Sankta Sofia tönt uns im Haupt, im Herzen, in den Ohren, wie der Name eines lebenden Wesens, das uns erwartet und uns ruft, um uns irgend ein großes Geheimniß zu verkünden; über uns erscheinen schon Bogen und mächtige Pfeiler, die in den Himmel ragen. Ist der halbe Weg zurückgelegt, gewährt es uns noch ein unbeschreibliches Vergnügen, stillestehend einen Stein zu betrachten, eine Eidechse vorbeihuschen zu sehen, einen Witz zu machen, nur weil wir gern Zeit verlieren, einige Minuten den Augenblick verzögern möchten, den wir seit zwanzig Jahren erwünschten, der uns für unser ganzes Leben unvergeßlich bleiben wird. Wollten wir der Bewunderung das Gefühl nehmen, welches derselben vorangeht oder ihr folgt, würde oft nur wenig davon übrig bleiben. Fast immer war sie eine Illusion, die eine leichte Enttäuschung im Gefolge hat, durch die wir, eigensinnig, neue Illusionen erzeugen.

Die Moschee liegt gerade dem Haupteingang zum alten Serail gegenüber.

Betritt man den Platz vor dem letzteren, fesselt zuerst

nicht die Moschee, sondern die berühmte Fontaine des Sultans Achmed III. unser Auge.

Sie ist eins der originellsten und reichsten Denkmäler türkischer Kunst. Eigentlich kann ich sie nicht ein Denkmal nennen, sie ist ein Spielzeug, eine Schmeichelei in Marmor, die ein galanter Sultan in einer Liebeslaune entstehen ließ. Vielleicht dürfte nur eine Frau sie gut beschreiben können, meine Feder ist gar nicht fein genug, um das Bild zu zeichnen. Man glaubt zuerst nicht einen Brunnen zu sehen. Er hat die Form eines viereckigen Tempels und ist mit einem chinesischen Dach bedeckt, das über die Mauern vorspringt und dem Ganzen die unbestimmte Erscheinung einer Pagode verleiht. An den vier Ecken sind vier runde Thürmchen, mit vergitterten Fenstern versehen oder besser ausgedrückt vier graciöse Kioske, mit denen auf dem Dache vier kleine Kuppeln harmoniren; aus einer zierlichen Säule strebt wieder eine andere hervor, durch eine größere Kuppel in der Mitte vereint. In jeder der vier Mauern sind zwei elegante Nischen, ein spitzwinkeliger Bogen verbindet dieselben und unter diesen ergießen Röhren Wasser in kleine Becken. Verse des Sultans Achmed sagen: „Oeffne das Schloß dieser reinen, ruhigen Quelle und rufe den Namen Gottes an, trinke dies unerschöpfliche, reine Wasser und bete für den Sultan.“ Das kleine Gebäude besteht ganz aus weißem Marmor, der kaum durch die unzähligen Zierrathe, welche ihn bedecken, hindurch schimmert. Da sind ganz kleine Bogen, zierliche Nischen und Säulchen, Rosen, Vielecke,

Schleifen, Marmor-Stickereien, Vergoldungen auf blauem Grunde, Frangen um die Kuppeln, Mosaik in hundert Farben, Arabesken in tausend Formen, die den Blick verwirren. Da zeigt sich kein Raum von der Breite einer Hand, wo nicht gemeißelt oder gemalt ist. Wir sehen ein wahres Wunder von Anmuth, Reichthum, Geduld, das man mit einer Krystall-Glocke schützen möchte; es scheint ein Ding, das nicht nur für die Augen gemacht, nein, das auch Geschmack haben muß, von dem man ein Stückchen probiren, ein Schrein, den man öffnen möchte, um zu sehen, was darin verborgen ist — vielleicht ein göttliches Kind, eine ungeheure Perle, ein Zauberring. Die Zeit hat theilweise die Vergoldung verwischt, die Farben verblichen, den Marmor geschwärzt. Wie schön muß dies mächtige Juwel gewesen sein, als es neu und glänzend zum ersten Mal den Augen des Salomon des Bosporus enthüllt wurde, vor sechshundertundsechszig Jahren! Doch, selbst alt und schwarz nimmt es noch die erste Stelle unter den kleinen Wundern Konstantinopels ein, dazu ist es ein so durchaus türkisches Kunstwerk, daß es, einmal gesehen, sich dem Gedächtniß einprägt und zu den Bildern gehört, welche an dem Geist vorüberziehen, sowie nur das Ohr den Namen Stambul hört, die den Hintergrund des orientalischen Gemäldes formen, auf dem sich beständig unsere Erinnerung bewegt.

Von dem Brunnen aus sieht man die Heilige Sofia-Moschee, welche die eine Seite des Platzes einnimmt.

Der äußere Anblick hat nichts Bemerkenswerthes, nur

wird das Auge durch vier hohe, weiße Minarets gefesselt, die sich an den vier Ecken des Gebäudes auf häuserhohen Piedestalen erheben. Die berühmte Kuppel macht den Eindruck der Kleinheit; es scheint gar nicht dieselbe zu sein, die man von Pera, vom Bosporus, vom Marmarameer, den Hügeln Asiens wie das Haupt eines Titanen im Azur des Himmels sich runden sah. Sie scheint gedrückt, mit einer Halbkugel an jeder Seite, ist bleibekleidet und rund herum mit einer Fenster-Gallerie versehen, die sich auf vier mit weißen und rosa Streifen gemalten Mauern stützt, welche ihrerseits von mächtigen Pfeilern getragen werden, um die sich durcheinander kleine, recht armselige Gebäude erheben: Bäder, Schulen, Mausoleen, Hospitäler, Armenküchen, welche die alte architektonische Form der Basilika verdecken. Man sieht nur ein mächtiges, unregelmäßiges Bauwerk von verblaßter Farbe, kahl wie eine Festung und scheinbar nicht von einer solchen Größe, daß man in ihm das riesige Schiff der Heiligen Sofia vermuthen könnte.

Von der antiken Basilika zeigt sich eigentlich nichts außer der Kuppel, die auch den silbernen Glanz verloren hat, den man, wie die Griechen sagen, von der Höhe des Olymp blitzen sah. Alles sonst ist muselmännisch. Ein Minaret errichtete Mohammed der Eroberer, ein zweites Selim III., der dritte Murad baute die beiden andern. Von Letzterem wurden auch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Stützbalken errichtet, um die durch ein Erdbeben erschütterten Mauern zu sichern, desgleichen der riesige Halbmond

von Bronce auf der Spitze, dessen Vergoldung allein fünfzigtausend Ducaten kostete. Das antike Atrium ist verschwunden, das christliche Baptisterium ist das Mausoleum von Mustapha und Ibrahim I. geworden, fast alle anderen kleinen Gebäude, die sich einst an die griechische Kirche lehnten, sind entweder zerstört, von neuen Mauern verdeckt oder zur Unkenntlichkeit verändert. An allen Seiten wird die Kirche von der Moschee bedrückt, eingeengt und verdeckt, sie erhebt nur ihr Haupt noch frei, das wiederum vier gigantische Schildwachen — die vier Minarets — hüten. An der östlichen Seite schmücken vier Porphyr- und Marmorsäulen das Portal. Durch die südliche Thür betritt man einen Vorhof, von niedrigen ungleichmäßigen Gebäuden umgeben, wo in der Mitte eine Fontaine für die vorgeschriebenen Waschungen plätschert, gedeckt von einem Tempelchen, das acht zierliche Säulen tragen.

Von außen unterscheidet sich die St. Sofia von den andern Moscheen Stambuls nur dadurch, daß sie weniger glänzend, wenig anmuthiger erscheint, der Gedanke, sie sei „der größte Tempel der Welt" nach der St. Peterskirche, könnte uns gar nicht kommen.

Unsere Führer brachten uns durch ein Gäßchen, das an der nördlichen Seite des Gebäudes hinläuft, an eine Bronce-Thür, und wir betraten die Vorhalle.

Durch diese Vorhalle — ein sehr langer und hoher, marmorbekleideter Saal, in dem noch hin und wieder antike Mosaikstücke schimmern — führen neun Pforten in die

östliche Seite des Schiffes; früher konnte man an der gegenüberliegenden Seite durch fünf weitere Thüren in eine zweite Vorhalle gelangen, die wieder durch dreizehn Portale mit dem antiken Atrium im Zusammenhang stand.

Wir überschritten die Schwelle, zeigten unsern Erlaubnißschein einem Sakristan im Turban, legten Pantoffeln an und näherten uns nun bebend der Mittelthür der östlichen Seite, welche uns weit geöffnet erwartete. Kaum hatten wir den Fuß in das Schiff gesetzt, als wir Beide wie angewurzelt stehen blieben. Der Blick umfaßt einen mächtigen Raum, eine kühne, gewaltige Architektur von Halbkuppeln, die in der Luft zu schweben scheinen, endlose Pfeiler, gigantische Bogen, colossale Säulen, Gallerien, Tribünen, Portale; ein Strom von Licht strahlt durch tausend Fenster. Das Ganze hat mehr etwas Theatralisches und Fürstliches als Heiliges — eine Erscheinung irdischen Glanzes, eine Mischung des Klassischen, des Barbarischen, des Prächtigen, des Launischen, des Anmaßenden, eine unendliche Harmonie, in der die rollenden, gewaltigen Noten der Pfeiler und gigantischen Bogen, die an nordische Kathedralen erinnern, zusammenklingen mit zarten, halblauten orientalischen Liedern, mit der lärmenden Musik der Gastmahle eines Justinian, eines Heraklius, mit dem Echo heidnischer Gesänge, den heiseren Stimmen eines verweichlichten, weibischen Volkes, mit dem fernen Geschrei der Vandalen, der Avaren und Gothen. Hier ist ein Schauspiel großer geschändeter Majestät, düsterer Blöße, tiefen Friedens; es ist die St.

Peterskirche verkleinert und übertüncht, die St. Marcus-Basilika vergrößert und verödet, eine sonst nie gesehene Vermischung von Tempel, Kirche, Moschee, von ernsten Linien und kindischem Schmuck, von antiken und modernen Gegenständen, verschiedenen Farben, unbekannten, seltsamen Nebenfiguren, ein Schauspiel, das wehmüthiges Staunen erweckt und die schwankende Seele nach einem Wort suchen läßt, das den eigenen Gedanken ausdrücke und festhalte.

Das Gebäude ist in fast gleichseitigem Rechteck aufgeführt, in dessen Mitte sich die Hauptkuppel erhebt, von vier mächtigen Bogen getragen, die wieder auf vier gewaltigen Pfeilern ruhen, welche gewissermaßen das Knochengerüst der ganzen Basilika bilden. Auf diese Bogen stützen sich zwei große, die ganze Breite des Schiffs bedeckende Halbkuppeln, deren jede sich noch wieder zu zwei kleineren Halbkuppeln öffnet, gleichsam vier kleine runde Tempelchen im großen Tempel. Dem Eingang gegenüber öffnet sich die Apsis, die letzte der sieben Halbkuppeln, welche die große Kuppel der Mitte umgeben. Scheinbar ohne Stützpunkt bieten sie eine Erscheinung so wunderbarer Leichtigkeit, daß sie wirklich — wie ein griechischer Dichter sagt — durch sieben Fäden an das Himmelsgewölbe gehängt zu sein scheinen. Große symmetrische Bogenfenster erleuchten die Kuppeln. Zwischen den vier mächtigen Pfeilern, die mitten in der Basilika ein Quadrat formen, rechts und links vom Eingang, ragen acht prachtvolle Säulen aus grünem Stein, auf denen sich anmuthige,

als Blätterwerk gemeißelte Bogen runden, die ein stattliches Portal an zwei Seiten des Schiffes bilden und hoch oben zwei weite Gallerien tragen, welche wiederum zwei Reihen Säulen mit künstlich behauenen Bogen zeigen. Eine dritte Gallerie, mit den erwähnten zusammenhängend, zieht sich an der Seite des Eingangs entlang und öffnet sich nach dem Schiff mit drei kühn geschwungenen Bogen, von zwei gleichen Säulen gehalten. Porphyrpfeiler tragen weitere kleinere Gallerien, die sich zwischen die vier Tempelchen am äußersten Ende des Schiffes drängen und wiederum Säulen stützen, auf denen Tribünen ruhen.

Das ist die Basilika. Sie trägt die Moschee in ihrem Schooß, hier und da hervorblickend, an ihre Mauern geheftet. Der Mihrab — die Nische, welche die Richtung Mekkas andeutet — ist in einen Pfeiler der Apsis gehöhlt. Rechts davon hängt einer der vier Teppiche, auf denen der Prophet seine Gebete verrichtete. In der dem Mihrab nächsten Ecke der Apsis erhebt sich der Minber, die Kanzel, von wo der Chatib den Koran liest mit einem entblößten Schwert in der Hand, zum Zeichen, daß die Heilige Sofia eine eroberte Moschee ist. Eine sehr steile Treppe führt nach dieser Kanzel, deren Marmor-Geländer mit der kunstvollsten Zartheit ausgemeißelt ist. Ein sonderbares kegelförmiges Dach bedeckt das Ganze und zwei Siegesfahnen beschatten es. Ihm gegenüber liegt die Tribüne des Sultans mit vergoldetem Gitter. Weitere Kanzeln oder Terrassen, alle mit durchbrochenen Geländern, von Säulenbildungen und geschmückten Bogen

getragen, ziehen sich hier und da längs der Mauern hin, zuweilen auch bis in die Mitte des Schiffes vorspringend. Am Eingang stehen zwei riesige Alabasterurnen, die Murad III. von den Ruinen der Stadt Pergamus nach Konstantinopel bringen ließ. Hoch von den Pfeilern hängen riesige grüne runde Schilder, in die mit goldenen Buchstaben Koran-Sprüche eingetragen sind. Darunter sieht man an den Wänden Tafeln von Porphyr befestigt, auf denen die Wörter Allah, Mohammed und die Namen der vier ersten Kalifen stehen. In den Winkeln, durch die vier die Kuppeln tragenden Pfeiler gebildet, bemerkt man noch die riesigen Flügel von vier Cherubim in Mosaik, deren Gesichter in vergoldeter Stuccatur verborgen sind. Von den Wölbungen der Kuppeln hängen zahllose seidene Schnüre mit Straußeneiern, fein gearbeitete Bronze-Lampen und Krystall-Kugeln. An einzelnen Stellen stehen hölzerne Lesepulte, mit Perlmutter und Kupfer ausgelegt, auf jedem liegt ein Koran; den Boden bedecken Teppiche und Matten; die Wände sind kahl, weißlich, gelblich, dunkelgrau, an einigen Stellen mit verblaßter Mosaik geziert. Der Anblick stimmt traurig.

Das Hauptwunder der Moschee ist die große Kuppel. Mitten vom Schiff betrachtet, meint man in Wahrheit — wie Frau von Staël von der St. Peters-Kuppel sagt — einen über sich gähnenden Abgrund zu sehen. Sie ist von gewaltiger Höhe, hat einen mächtigen Umfang und ihre Tiefe ist nur der sechste Theil des Durchmessers, ein Umstand, der sie noch größer erscheinen läßt. Um ihre Basis zieht sich eine

kleine Terrasse mit vierzig Bogenfenstern. Hoch oben stehen die Worte geschrieben, welche Mohammed II. ausrief, als er am Tage der Eroberung Konstantinopels sein Roß vor dem Hauptaltar der Basilika zügelte: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde", und einige dieser Buchstaben — weiß auf dunklem Grunde — haben eine Länge von neun Metern.

Wie Jedermann begreift, konnte ein so luftiges Wunder nicht mit gewöhnlichem Material vollendet werden: die Wölbungen wurden mit einer Art auf dem Wasser schwimmenden Bimsteins und mit Mauersteinen von der Insel Rhodos, von denen fünf kaum so viel wiegen wie ein gewöhnlicher Backstein, gebaut. Auf jedem Steine war der Spruch Davids geschrieben: Deus in medio ejus non commovebitur. Adjuvabit eam Deus vultu suo. — Immer nach zwölf Reihen Steinen wurde die Reliquie eines Heiligen eingemauert. Während die Maurer arbeiteten, sangen die Priester. Justinian half selbst in einer leinenen Tunika, eine dicht gedrängte Menge sah staunend zu. Wohl mußte das Volk verwundert an die Mitwirkung übernatürlicher Kräfte denken, denn der mächtige Bau dieses „anderen Firmamentes", den unsere Zeit noch mit Ueberraschung betrachtet, war im sechsten Jahrhundert ein beispielloses Unternehmen. Wenn die Türken lange Monate nach der Eroberung ihre Andacht in der Moschee verrichteten, konnten sie nur mit Selbstüberwindung ihre Blicke nach dem Orient richten, statt sie zu jenem „Himmel von Stein" zu erheben.

In der That bedeckt die Kuppel fast die Hälfte des Schiffes, so daß sie das ganze Gebäude beherrscht und erhellt. Von allen Seiten sieht man einen Kreisabschnitt dieser herrlichen Wölbung; wohin man geht, immer, zum hundertsten Mal, kehrt man zu ihr zurück, um mit einem zitternden Gefühl der Wonne, das vielleicht dem des Fliegens gleicht, Blick und Gedanken in ihr kreisen zu lassen.

Wenn man Schiff und Kuppel gesehen hat, ist doch kaum erst der Anfang gemacht, Sankta Sofia kennen zu lernen. Wer z. B. nur etwas geschichtliches Interesse hat, kann der genaueren Prüfung der Säulen allein eine Stunde widmen. Jene dort von grünem Stein schenkte der Magistrat der Stadt Ephesus an Justinian — sie gehörte einst dem Dianentempel an, den Herostratus in Brand steckte. Die acht Porphyrsäulen, die paarweise zwischen den Pfeilern stehen, bildeten einst den Schmuck des Sonnentempels, von Aurelius in der syrischen Stadt Baalbeck erbaut; hier sind Säulen aus dem Jupitertempel aus Cyzicus, dem Tempel des Sonnengottes in Palmyra, von Tempeln in Theben, Athen, Rom, Alexandria, den Cykladischen Inseln, sie alle bieten eine großartige Verschiedenheit der Formen und Farben. Zwischen den Säulen, den Gallerien, den Piedestalen, den Fliesen, die von der alten Bekleidung der Mauern noch geblieben, sieht man Marmor aus allen Brüchen des Archipelagus, Kleinasiens, Afrikas und Galliens. Der weiße, schwarzpunktirte des Bosporus bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem schwarzen, weißgeaderten französischen

Marmor. Der gefleckte Porphyr Egyptens, der sternübersäte Granit Thessaliens, das weiß und rosa gestreifte Gestein aus Sicilien, der hellgrau gesprenkelte Karische Marmor vermischen ihre Farben mit dem purpurrothen Phrygischen, dem rosarothen vom Sinai, dem gelben Mauritaniens, dem schneeweißen der Insel Paros. Zu diesem bunten Wechsel der Farbe gesellt sich die reiche Mannigfaltigkeit in den Formen architectonischer Zierrathe der Simse, der Stuccatur, der Capitäle, der Balustraden im bizarren korinthischen Styl, der Blätterwerk, Gethier, phantastische Gestalten formt, und wieder andere, die keiner Säulenordnung angehören, ungleich an Größe, verschieden an Gestalt, gleichsam vom Zufall durcheinandergeworfen. Da sind Säulenschafte und Piedestale, von einer launisch, anmuthig spielenden Sculptur geschmückt, deren Zierrathe die Jahrhunderte fast verwischten, barbarische Schwerter unkenntlich machten. In ihrer zerstörten, seltsam bizarren Pracht sind sie nur eine Verleugnung alles guten Geschmackes und doch — können wir die Blicke nicht von ihnen wenden.

Die mächtige Größe der Moschee versteht man nicht vom Schiff aus, da dieses in der That nur einen kleinen Theil des Ganzen bildet, denn die beiden Hallen, welche die Seitengallerien tragen, sind allein schon zwei große Gebäude, aus denen sich wohl zwei Tempel herstellen lassen würden. Jede von ihnen besteht aus drei, durch sehr hohe Bogen getrennte Abtheilungen. Auch hier wieder sind die Querbalken, die Pfeiler, die Säulen, die Wölbungen von

imposanten Größenverhältnissen. Wenn wir unter diesen Arkaden wandern, sehen wir nur hier und da durch die Zwischenräume, welche die Säulen vom Tempel zu Ephesus lassen, das große Mittelschiff und müssen uns fast in eine andere Basilika versetzt glauben. Denselben Eindruck empfangen wir von den Gallerien aus, die wir auf einer Wendeltreppe erreichen, welche wir eigentlich eine langsam aufsteigende Straße nennen sollten, denn sie hat keine Stufen und würde ganz bequem für einen Reiter passirbar sein, so allmälig ist ihre Steigung. Die Gallerien bilden das Gynaeceum, das heißt der für die Frauen abgesonderte Theil; die Büßenden bleiben in den Vorhallen, die Menge der gewöhnlichen Gläubigen versammelt sich im Schiff.

Jede Gallerie könnte die Bevölkerung einer ganzen Vorstadt Konstantinopels fassen. Man vergißt, daß man sich in einer Kirche befindet, meint vielmehr durch die Loggien eines titanischen Theaters zu gehen und erwartet jeden Augenblick tausendstimmigen Gesang zu vernehmen. Um die ganze Größe der Moschee zu erfassen, muß man sich dann an die Brüstung lehnen und hinabsehen: die Bogen, die Wölbungen, die Pfeiler, Alles ist nun gigantischer geworden. Die grünen, runden Schilder, die wir armlang glaubten, könnten ein ganzes Haus bedecken, die Fenster sind Fürstliche Portale, die Flügel der Cherubim Schiffssegel, die Tribünen Marktplätze, die Kuppel verursacht uns Schwindel. Wir senken den Blick — ein neues Wunder! So hoch sind wir gestiegen? Der Boden des Schiffes liegt tief unten in

einem Abgrund und die Lesepulte, die Vasen aus Pergamos, die Lampen, die Matten haben sich ganz seltsam verkleinert. Von hier oben bemerkt man besser als von unten eine besondere Merkwürdigkeit der Sofien-Moschee. Alle Teppiche und alle Matten liegen in schiefer Richtung von den Architekturlinien des Gebäudes, weil das Mittelschiff nicht die genaue Richtung nach Mekka hat, nach welcher sich die Muselmänner beim Beten wenden sollen, sie beleidigen somit die Augen wie ein bedeutender Fehler in der Perspective Von oben umfaßt der Blick und der Gedanke das ganze Leben der Moschee: Türken knieen auf den Matten, die Stirnen auf die Erde gelegt, andere stehen grade wie Statuen und halten die Hände vor das Gesicht, als wollten sie die Linien der Handfläche befragen; einige sitzen, die Beine gekreuzt, am Fuß eines Pfeilers, als ruhten sie im Schatten eines Baumes; eine verschleierte Frau kniet in einem einsamen Winkel, Türken sitzen vor den Pulten und lesen im Koran, ein Iman verhört einer Gruppe Knaben fromme Sprüche, hier und da, unter den fernen Bogengängen und auf den Gallerien, kommen und gehen schweigend und leise, als berührten sie kaum die Steine, mohamedanische Priester und Diener der Moschee in eigenthümlichen Trachten. Das vage, ferne Geräusch, das die monotonen, halblauten Stimmen der Betenden und Lesenden bilden, die tausend sonderbar geformten Lampen, das klare, gleichmäßige Licht, die verödete Apsis, die weiten, stillen Gallerien, die ungeheure Größe, die Erinnerungen, der Friede: Alles dies prägt den Eindruck

einer Erhabenheit und eines ahnungsvollen Geheimnisses in die Seele, wie ihn weder Worte ausdrücken können, noch die Zeit zu verwischen vermag.

Doch, ich sagte es schon, die Empfindung der Trauer weht immer durch alle anderen Gefühle und Eindrücke hindurch, und der große Dichter, der die Heilige Sofia ein „colossales Grab" nennt, hat nicht unrecht; denn überall sieht man die Spuren schrecklicher Verwüstung, und man empfindet mehr Wehmuth, wenn man der Vergangenheit gedenkt, als freudige Bewunderung beim Anblick des noch Gebliebenen. Nach der ersten staunenden Umschau eilt der Gedanke unaufhaltsam rückwärts. Noch heute, nach drei Jahren, sehe ich nie im Geiste die große Moschee, ohne daß ich mich bemühe, mir statt ihrer die Kirche vorzustellen. Ich entferne nur die Lesepulte, Lampen, Urnen, ich reiße die großen Schilder ab und die Inschriften mit ihren Steintafeln, ich öffne vermauerte Fenster und Thüren, vernichte die Uebertünchung der Wände und der Wölbungen und — siehe: da ist die Basilika, vollständig und neu erstanden, wie vor nun dreizehn Jahrhunderten, als Justinian ausrief: „Ehre sei Gott, der mich gewürdigt hat, dies Werk zu vollenden! Salomon, ich habe Dich besiegt!" Wohin der Blick im Geiste sich wendet, glänzt, strahlt, leuchtet Alles wie in den Zauberschlössern der Märchen. Die hohen Wände sind mit kostbarem Marmor, Gold, Elfenbein, Korallen, Perlmutter, Stahl überkleidet; die zahllosen Flecken des Marmors erscheinen wie Blumenkränze und Guirlanden, die Mosaiken

in farbigem Krystall verleihen den Mauern das Aussehen silberner, mit Edelsteinen besetzter Wände. Die Kapitäle, die Thüren, die Simse, die Verzierungen der Bogen sind von vergoldeter Bronze. Vor den Pfeilern, in den Kapellen, neben den Thüren, zwischen den Säulen stehen Statuen in Marmor oder Erz, riesige Candelaber von massivem Gold, hohe Kreuze aus Elfenbein, perlenbesetzte Vasen. Aus der Tiefe des Schiffes leuchtet ein so blendender Glanz, als ob es in Feuer glühe, es ist das Gitter des Chores von vergoldeter Bronze, die Kanzel mit vierzigtausend Pfund Silber ausgelegt, dem Jahrestribut Egyptens, es sind die Stühle der sieben Priester, der Thron des Patriarchen, der Thron des Kaisers — Alles so reich vergoldet, in prunkender Sculptur, so dicht mit Perlen und edlen Steinen geschmückt, daß im hellen Sonnenlicht der Blick nicht darauf haften kann.

Auch von der Apsis geht reiches Leuchten aus. Dort steht der Altar, dessen Tisch, durch vier goldene Säulen getragen, aus einer Mischung von Silber, Gold, Zinn, Perlen besteht, und das Hostientabernakel, durch vier Säulen von reinem Silber geformt, über denen sich eine Kuppel aus massivem Gold erhebt, überragt durch ein goldenes Kreuz, das zweihundertsechzig Pfund wiegt. Unfern vom Altar steht die gigantische Figur der göttlichen Weisheit, mit den Füßen die Pflasterung, mit dem Haupt das Gewölbe der Apsis berührend. Ueber all diesen Schätzen strahlen die sieben Halbkuppeln mit Mosaik, Krystall, Gold

überdeckt, und die große Kuppel, in welche die riesigen Bilder der Jungfrau, des Kreuzes, der Apostel, der Evangelisten gemalt sind, die ganze Wölbung wie von Juwelen und Blumen, farbig und strahlend. Kuppeln, Säulen, Statuen, Candelaber spiegeln sich in der Pflasterung von geriffeltem Marmor aus Prokonnesus, die, von den vier Hauptpforten aus betrachtet, an vier majestätische Ströme erinnert, deren Wasser ein sanfter Wind kräuselt.

Das war das Innere der Basilika. Zugleich muß ich mir das geräumige Atrium vorstellen, welches Arkaden und mosaikübertleidete Mauern umgaben, Marmorfontainen und Reiterstatuen zierten, und weiter den Thurm, dessen zweiunddreißig Glocken ihr Geläute über die sieben Hügel sandten, die hundert Thüren aus Erz mit Basreliefs und silbernen Inschriften, die Säle der Synoden, die Zimmer des Kaisers, die Gefängnisse der Priester, die weiten, mit Schätzen gefüllten Sakristeien, die Taufcapelle, das Labyrinth der Gänge, der Terrassen, der Erker, der Corridore, der verborgenen Säle, das sich um die verschiedenen Seiten des Gebäudes zog und zu den Tribünen und den geheimen Betcapellen führte. Und nun denke man sich das Schauspiel, welches diese Basilika bot bei den großen Feierlichkeiten der Kaiserlichen Hochzeiten, der Concilien oder der Krönungen, wenn von dem mächtigen Palast der Cäsaren durch eine mit tausend Säulen geschmückte, mit Blumen und Myrthen bestreute, von Weihrauch und Myrrhen durchduftete Straße, zwischen den mit kostbaren Vasen und seidenen Tüchern verzierten

Häusern, zwischen zwei Reihen „Blauer“ und „Grüner“, unter den Gesängen der Poeten, unter den Rufen der Herolde, welche ihr „Hoch“ in allen Sprachen der Welt riefen, — der Kaiser herannahte, die Tiara von einem Kreuz überragt, mit Perlen geschmückt, wie ein Götzenbild, auf einem goldenen Triumphwagen, den zwei weiße Maulthiere zogen! Die prachtvoll gekleidete Geistlichkeit trat ihm im Atrium der Basilika entgegen, und die ganze Schaar der Höflinge, der Schildträger, der Großen, der Obersten, der Richter, der diebischen Gouverneure, der käuflichen Magistratspersonen, der schamlosen Patricier, der feigen Senatoren, der Sklaven, der Narren, der Kasuisten, der fremden Söldlinge, die ganze glänzende Canaille, die ganze übergoldete, übertünchte Fäulniß brach nun durch siebenundzwanzig Thüren in das von sechstausend Candelabern erhellte Schiff. Am Chorgitter, unter den Portalen und auf den Tribünen drängte sich eine bunte Menge frisirter Köpfe und purpurrother Mützen, da funkelten goldene Ketten, silberne Küraſſe, mit edlen Steinen geschmückte Barette, da wurden ceremoniöse Verbeugungen und verständnißvolles Lächeln gewechselt, da schleppten seidene Gewänder und Galadegen, da erfüllten Wohlgerüche die Luft; das slavische Volk jubelte vor Freude und die Wölbungen hallten wider von seinem profanen Beifalljauchzen. — Nachdem wir schweigend mehrere Male durch die Moschee gegangen waren, ließen wir unsere Führer sprechen, die uns zunächst die Kapellen unter den Gallerien zeigten. Einige derselben dienen als Schatzkammern, wo Türken, welche

verreisen oder Diebe fürchten, ihr Geld und alle kostbaren Gegenstände niederlegen und oft lange Zeit hindurch unter dem Schutze Gottes lassen; andere, von einer Mauer umgeben, sind Krankenhäuser geworden, wo sowohl unheilbare Kranke wie Wahnsinnige Genesung oder Tod erwarten, deren Wehklagen und kindisches Lachen oft bis in die Moschee dringen. Dann führten sie uns wieder in das Schiff zurück, und der griechische Dragoman begann, uns von den Wundern der Basilika zu erzählen. Den Entwurf, es ist wahr, zeichneten die Architecten Anthemius aus Tralles in Lydien und Isidorus aus Milet, aber ein Engel hat ihnen diesen Entwurf eingegeben, wie auch ein Engel kam, um Justinian zu rathen, drei Fenster in die Apsis fügen zu lassen, welche die drei Personen der göttlichen Dreieinigkeit bedeuten sollten. Die hundertundsieben Säulen der Kirche erinnern an die hundertundsieben Säulen, die das Haus der Weisheit stützen. Es bedurfte sieben Jahre, um das nöthige Material für den Bau herbeizuschaffen. Hundert Baumeister beaufsichtigten die Arbeit und zehntausend Handwerker arbeiteten zu gleicher Zeit — fünftausend an der einen, fünftausend an der andern Seite. Noch waren die Mauern erst wenige Fuß hoch, als schon über vierhundertfünfzig Centner Gold ausgegeben waren: für das Gebäude allein beliefen sich die gesammten Kosten auf ungefähr fünfundzwanzig Millionen Franken.

Fünf Jahre elf Monate und zehn Tage nach der Grundsteinlegung weihte der Patriarch die Kirche ein, bei

welcher Gelegenheit der Kaiser Feste, Opfer, Vertheilungen von Geld und Lebensmitteln anordnete, die zwei Wochen dauerten.

Darauf nahm der türkische Kawaß das Wort, um unsere Aufmerksamkeit dem Pfeiler zuzuwenden, auf dem, gleichsam ein Siegel seiner Eroberung, der Sultan Mohammed II. die Spur seiner blutigen Hand zurückließ, als er siegreich die Heilige Sofia betrat. Nicht weit vom „Mihrab" sahen wir weiter das sogenannte „kühle Fenster", durch welches immer eine wunderbar frische Luft hereinweht, welche die großen Doctoren des Islam zu den schönsten Predigten begeistert. An einem andern Fenster zeigte er uns den berühmten „strahlenden Stein", der aus einer Platte fast durchsichtigen Marmors besteht, welche wie ein von der Sonne beschienenes Stück Krystall glänzt. Links am Eingang der nördlichen Seite berührten wir die „schwitzende Säule", deren Marmor durch eine Spalte in der Broncebekleidung immer Feuchtigkeit ausströmt. Zuletzt bezeichnete der Kawaß uns noch einen ausgehöhlten Marmorblock, der aus Bethlehem stammen soll und in den, wie es heißt, bald nach der Geburt „Sidi-Yssa" gelegt wurde: „der Sohn der Maria, der Apostel Gottes, der Geist, welcher von ihm ausgeht, und Ehre in dieser und jener Welt verdient."

Als wir dann an einer vermauerten Thür der Gallerie vorübergingen, erzählte uns der Dragoman die berühmte Legende von dem Bischof; er sprach sie mit einem Ton

der Ueberzeugung, — der, wenn nicht ganz aufrichtig, doch wenigstens gut nachgeahmt war: In dem Augenblicke, da die Türken in die Sofienkirche einbrachen, hielt ein griechischer Bischof am Hauptaltar eine Messe ab. Beim Anblick der Feinde verließ er den Altar, erstieg die Gallerie und, von den Soldaten verfolgt, verschwand er durch jene kleine Thür, die sogleich eine Steinmauer schloß. Die Türken schlugen wüthend dagegen — sie ließen erfolglos nur die Spuren ihrer Waffen an der geschlossenen Wand zurück; es wurden Maurer geholt, aber nachdem dieselben einen ganzen Tag mit Spitzhauen und Hebeln gearbeitet hatten, mußten sie die Mühe als fruchtlos aufgeben. Alle Maurer Konstantinopels nacheinander versuchten ihre Kunst — und alle sanken kraftlos vor der wunderbaren Mauer zusammen. Aber sie wird sich aufthun und zwar an dem Tage, wenn die entweihte Basilika wieder dem frommen Kultus der Christen übergeben wird, dann tritt auch der griechische Erzbischof wieder hervor; bekleidet mit priesterlichen Gewändern, den Kelch in der Hand, das Antlitz in Freude strahlend, wird er die Stufen zum Altar ersteigen und die Messe gerade da wieder aufnehmen, wo er sie abgebrochen hat. An dem Tage geht die Morgenröthe neuer, glanzvoller Jahrhunderte für die Stadt Konstantins auf.

Beim Hinaustreten aus der Moschee gab uns der türkische Sakristan, der uns bis dahin gähnend verfolgt hatte, eine Handvoll kleiner Mosaikstücke, die er von einer Mauer brach, während der Dragoman sich anschickte, uns

die Eroberung der Sofienkirche zu erzählen, die wir ihm jedoch im Munde abschnitten. — Ich selbst aber möchte, wenn ich im Folgenden die Einzelheiten jener furchtbaren Scene schildere, die mir die Beschreibung der Basilika so lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen hat, nicht so unaufmerksam unterbrochen werden.

Kaum verbreitete sich gegen sieben Uhr Morgens die Nachricht, daß die Türken sich der Mauern bemächtigt hatten, als eine ungeheure Menge nach der St. Sofienkirche flüchtete. Es waren ungefähr hunderttausend Personen: Soldaten, Mönche, Priester, Senatoren, viele aus den Klöstern entflohene Jungfrauen, patricische Familien mit ihren Schätzen, große Würdenträger des Staates, Prinzen Kaiserlichen Blutes, die alle durch die Gallerien und das Schiff liefen und sich durch das Gebäude drängten mit der Hefe des Volkes — den Sklaven, den Verbrechern aus den Kerkern und von den Galeeren. Die ganze Basilika widerhallte von ihrem Angstgeschrei, wie ein dicht besetztes Theater, in dem Feuer ausbricht. Als das Gebäude gedrängt voll war, verschloß und verriegelte man die Thüren, und dem Getöse der ersten Minuten folgte eine furchtbare Stille. Noch glaubten Viele, daß die Sieger nicht wagen würden, die Kirche zu entweihen; Andere erwarteten mit gläubiger Sicherheit die Erscheinung des von den Propheten verkündeten Engels, welcher das muselmännische Heer vernichten würde, ehe die Avantgarde bei der Säule des Konstantin angekommen wäre; Andere, welche die innere Terrasse der großen Kuppel er-

klommen hatten, beobachteten von den Fenstern das Herannahen der Gefahr und gaben den hunderttausend bleichen Gesichtern, die angstvoll zu ihnen emporsahen, Zeichen davon. Von oben bemerkte man eine mächtige Wolke, welche die Mauern von den Blachernen bis zum goldenen Thor verhüllte, und jenseits der Mauern vier glänzende Streifen, die sich zwischen den Häusern wie vier Lavaströme heranwälzten, durch Rauch und Flammen. Das waren die vier angreifenden Colonnen des türkischen Heeres, das sich plündernd und brennend der St. Sofienkirche, dem Hippodrom und dem Kaiserlichen Palast näherte. Als die Feinde den zweiten Hügel erreicht hatten, schallten ihre Trompetenklänge bis in die Kirche, — die geängstigte Menge sank in die Knie. Noch jetzt vertrauten Viele auf das Erscheinen des Engels, und Andere hofften, ein Gefühl der Ehrfurcht würde die Angreifer vor der Majestät dieses mächtigen, dem Herrn geweihten Gebäudes zurückhalten.

Doch auch diese Illusion schwand bald: Die Trompeten tönten näher, durch alle Fenster drang ein verworrenes Geschrei und Waffengetöse, dann, eine Minute später, schlugen die ersten feindlichen Axthiebe gegen die Bronzethüren der Vorhallen. Da fühlte die eingeschlossene Menge die kalten Schauer des nahen Todes und empfahl ihre Seele Gott. Die eingeschlagenen, aus den Angeln gerissenen Thüren fielen zusammen, — eine Horde wüthender barbarischer Krieger und Derwische, Alle mit Blut und Staub bedeckt, erhitzt und erregt durch die Schlacht, die Plünderung, das

Gemetzel, erschien auf der Schwelle. Beim ersten Anblick des riesigen, im Glanz seiner Schätze strahlenden Schiffes brachen die Fürchterlichen in ein wüstes Geschrei der Verwunderung und der Freude aus, — dann drängten sie in das Innere wie ein reißender Strom. Ein Theil bemächtigte sich der kostbarsten Sklaven, Mädchen, Frauen und Patricier, die schreckbetäubt freiwillig die Arme den Ketten und Stricken darboten; die Anderen warfen sich auf die Reichthümer der Kirche. Die Tabernakel wurden als gute Beute fortgenommen, die Statuen zerschlagen, die Elfenbein-Crucifixe zerbrochen; der Mosaikschmuck der Wände, fälschlich für kostbares Gestein gehalten, fiel, von Schwertern zerstört, in glänzendem Regen in Kaftane und Mützen; die Perlen der Vasen, durch Dolchstöße gelöst, rollten auf den Boden und wurden mit Hieben und Bissen einander streitig gemacht; der Hauptaltar zerfiel in tausend goldene und silberne Trümmer, die Stühle, der Thron, das Chorgitter verschwanden wie von einer Steinlawine zermalmt. Immer neue blutige Wogen, furchtbare asiatische Horden drangen in die Kirche. Bald sah man nur noch ein verworrenes Gewühl trunkener Plünderer, die, mit Tiaren und priesterlichen Gewändern bekleidet, Monstranz und Kelche hoch hielten und Sklaven fortschleppten, welche sie mit vergoldeten Priestergürteln gebunden hatten, dazwischen beladene Kameele und Pferde, das Pflaster stampfend, welches mit Bruchstücken von Statuen, zerrissenen Evangelienbüchern, Reliquien bedeckt war — eine wahnsinnige, ruchlose Orgie, begleitet

von einem schrecklichen Getöse, Triumphgeschrei, Drohungen, Gelächter, Klagen, Wiehern. Dann plötzlich tiefe Stille — und auf der Schwelle der Hauptthür erscheint zu Pferde, von Fürsten und Generälen umgeben, Mohammed II., stolz und ruhig wie das lebendige Bild der Rache Gottes und, sich auf den Steigbügeln erhebend, ruft er mit weithin tönender Stimme in die verwüstete Basilika die erste Formel der neuen Religion: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde!“

9.

Der Palast von Dolmabagtsche. Der Platz vor demselben. Fremde und einheimische Neugierige. Sultanslaunen. Der Ausritt des Sultans. Sonderbare Lage, in der sich ein moderner türkischer Monarch befindet. Der Aufzug türkischer Sultane. Ihre Gewalt und ihre Stärke.

Jeden Freitag verrichtet der Sultan seine Gebete in einer Moschee von Konstantinopel.

Wir sahen ihn, als er die des Abdul-Medschid besuchte, welche auf dem europäischen Ufer des Bosporus, dem Kaiserlichen Palast Dolmabagtsche gegenüber liegt.

Um dies Schloß zu erreichen, schreitet man durch den dicht bevölkerten Stadttheil Tophana, an einer Kanonengießerei und einem großen Arsenal vorüber, man geht weiter durch die muselmännische Vorstadt Fyndykly und erreicht endlich einen geräumigen, nach dem Meere zu offenen Platz. Dort am Wasser des Bosporus erhebt sich der berühmte Palast, in dem die Sultane residiren.

Es ist das größte der Marmorschlösser, die sich in der Meeresenge vom Serailhügel bis zur Mündung des Schwarzen Meeres spiegeln — beim Vorüberfahren im Nachen umfaßt der Blick es nicht ganz. Die Fronte, eine halbe italienische Meile lang, wendet sich Asien zu und schimmert schon aus

weiter Entfernung im glänzenden Weiß, das einen schönen Contrast zu der Bläue des Meeres und dem dunklen Grün der Hügel bildet. Nicht nach einem einheitlichen architectonischen Entwurf gebaut, bildet das Ganze eigentlich auch nicht einen zusammengehörigen Palast. Die verschiedenen einzelnen Theile verschmelzen in unerhörter Verwirrung den arabischen, den griechischen, den gothischen, den türkischen, den romanischen, den Renaissancestil; mit der Majestät der Königlichen Schlösser Europas verbindet sich die fast weibliche Anmuth der maurischen Paläste von Sevilla und Granada. Man sollte Dolmabagtsche richtiger eine „Kaiserliche Stadt" nennen, gleich dem Schloß des Kaisers von China. Nicht nur der Ausdehnung, sondern besonders der Form wegen, meint man, nicht ein einziger Herrscher, nein, zehn Fürstliche Brüder oder Freunde müßten hier wohnen, die ihre Zeit nur in Freuden und Genuß hinbringen. Nach der Seite des Bosporus zeigt der Palast eine ganze Reihe von Theater- und Tempelfaçaden mit einem unbeschreiblichen Ueberfluß verschiedenartiger Zierrathe, die — wie ein türkischer Dichter sagt — aussehen, als wären sie planlos der Hand eines Narren entfallen. Sie erinnern an fabelhafte indische Pagoden, an denen sich der Blick ermüdet, und sind der Ausdruck für die tollen Launen im Prunk und Liebesspiel der zügellosen Fürsten, die im Innern dieser Mauern wohnten. Dort ragen ganze Reihen dorischer und jonischer Säulen, leicht wie Lanzenschafte, Fenster von Steinkränzen und kannelirten Säulen eingefaßt; Bogen schlingen sich in Blätter-

und Blumenformen über reich verzierte Thüren, freundliche Terrassen tragen zierliche durchbrochene Gitter, Steinkränze flechten sich ineinander, anmuthige, lächelnde Marmorscherze umtanzen alle Fenster, allen großartigeren Schmuck, alle Reliefs, ein Arabeskennetz zieht sich von den Portalen bis zu den Kaminröhren. Da ist eine Pracht, eine Feinheit architektonischer Frangen und Spitzen, daß ein jeder der kleinen Paläste, aus denen das große, mannigfaltige Gebäude besteht, wie die kunstvolle Arbeit eines Kupferstechers erscheint. Ein ruhiger armenischer Baumeister kann gar nicht den ersten Entwurf gemacht haben, nein, ein verliebter Sultan, schlummernd im Arm der ehrgeizigsten seiner Geliebten, muß ihn im Traum gesehen haben. Vor dem Palaste erstreckt sich ein Arkadengang weißer Marmorpfeiler, durch ein goldenes Gitterwerk verbunden, das ein zartes Gewebe in Zweigen und Blumen darstellt und von Weitem an einen lichten Spitzenvorhang erinnert. Breite Marmorstufen führen von den Thüren ins Wasser. Alles ist frisch, weiß, glatt, als wäre das Schloß erst gestern erstanden. Freilich würde das Auge eines Künstlers tausend Fehler des Geschmackes und der Harmonie sehen, aber der erste Anblick dieses mächtigen, reichen Gebäudes, dieser ganzen Reihe schneeweißer Fürstenhäuser, ein jedes ein kunstvoll umfaßtes Juwel, von üppigem Grün gekrönt, vom Meere widerstrahlt, giebt einen Eindruck der Macht, des Geheimnisses, der Liebe, der uns fast den Hügel des alten Serail vergessen läßt.

Die Glücklichen, denen es vergönnt war, in das Innere

zu bringen, sagen, daß dasselbe dem Aeußeren völlig entspräche: Da seien viele Säle, deren Freskomalerei in leuchtenden Farben phantastische Gestalten darstelle, Thüren von goldgeschmücktem Cedernholz, die sich auf endlose, matt erleuchtete Gallerien öffnen, welche wieder in Säle führen, deren Wände mit brennenden Farben ausgemalt sind, über die sich purpurrothe Krystallkuppeln wölben, und in Badezimmer, die aus einem einzigen Block parischen Marmors geformt scheinen; von da betrete man luftige Terrassen, die über geheimnißvollen Gärten, über Cypressen und Rosengebüschen schweben, durch deren Zweige, weit durch eine lange Folge maurischer Portale, das Azurblau des ewigen Meeres schimmert. Fenster, Terrassen, Loggien, Kioske, alles quille über von Blumen, überall sei Wasser, das mit plätscherndem, erfrischendem Regen auf den Marmor und den Rasen fällt, überall böten sich himmlische Aussichten auf den Bosporus, dessen Lufthauch durch alle Räume der gewaltigen Fürstenburg eine köstlich frische Seeluft verbreitet.

Nach der Seite von Fyndykly öffnet sich ein prachtvolles, überreich geschmücktes Portal; von hier aus sollte der Sultan kommen. — Kein zweiter Fürst hat einen gleich schönen Platz für einen feierlichen Ausgang von seiner Residenz. Vom Fuße des Hügels sieht man zur Rechten das Palastportal, das an den Triumphbogen einer Königin erinnert, zur Linken die anmuthige Moschee Abd-ul-Medschid mit zwei schlanken Minarets; geradeaus den Bosporus, weiter die asiatischen Hügel, deren dunkles Grün durch die

zahllosen verschiedenfarbigen Kioske, Paläste, Moscheen, Landhäuser, eine Stadt im Festgewande, schimmert; etwas entfernter winkt Skutari in lachender Majestät mit dunklem Cypressenkranz, und zwischen den beiden Ufern kreuzen zahllose Segelböte, bewimpelte Kriegsschiffe, Dampfer mit buntgekleideten Menschen wie mit Blumen gefüllt, asiatische Fahrzeuge antiker, seltsamer Form, die Kähne des Serail, vornehme Barken, während Vögelschwärme nahe dem Wasser flattern. Es ist eine reiche Schönheit voll Heiterkeit und Leben, Angesichts derer der Fremde, welcher hier auf den Kaiserlichen Zug wartet, sich nur einen Sultan vorstellen kann, so schön wie ein Engel, so rein wie ein Kind.

Eine halbe Stunde vor seinem Erscheinen hatten sich schon zwei Reihen wie Zuaven gekleidete Soldaten aufgestellt, um beim Vorübergehen des Sultans Spalier zu bilden, und mehr als tausend Neugierige fanden sich allmälig ein. Welch eine seltsam mannigfaltige Gesellschaft bei solchen Gelegenheiten zusammenströmt! Hier und da hielten prächtige geschlossene Caroſſen, in denen türkische Damen aus der vornehmen Gesellschaft saßen, bewacht von unbeweglichen gigantischen Eunuchen zu Pferde; mehrere englische Damen blickten neugierig aus offenen Wagen umher. Unter vielen Reisenden, mit dem Opernglas am Tragriemen, erkannte ich den großen Eroberer vom Byzanzer Wirthshaus, wahrscheinlich hergekommen — der Grausame, — um einen Blick des Triumphes auf seinen mächtigen und unglücklichen Rivalen zu werfen. Unter der Menge waren auch einige

Gestalten mit großen Hüten und einem Album unter dem Arm, die ich für Künstler hielt, welche verstohlen das Kaiserliche Antlitz skizziren wollten. In der Nähe der Musik stand ganz im Vordergrund eine sehr schöne, auffallend gekleidete Französin, deren ungezwungene Haltung sie deutlich als kosmopolitische Abenteurerin kund gab, die dem Sultan einen verheißenden Blick zu senden wünschte. Da waren alte Türken, fanatische, argwöhnische Unterthanen, die nie beim Ausgange ihres Herrschers fehlen, um sich durch den Augenschein zu versichern, daß er noch lebend und gesund für den Ruhm und das Gedeihen des Weltalls sei. In der That zeigt sich der Sultan jeden Freitag, um den Beweis seines Daseins zu geben, da es wirklich zuweilen vorgekommen ist, daß sein natürlicher oder gewaltsamer Tod wegen einer Palastverschwörung geheim gehalten wurde. Da waren Bettler, müssige Eunuchen, türkische Stutzer, Derwische. Unter den Letzteren fiel mir ein großer, magerer Alter auf mit feurigen Augen, der unbeweglich auf die Pforte des Palastes sah; ich meinte, er warte nur auf den Sultan, um sich vor denselben hinzustellen und ihm in's Gesicht zu rufen: „Du bist nur ein Hund und ein Verfluchter"! wie der Derwisch dem Pascha Ali in den orientalischen Erzählungen zurief. Ein Beispiel solcher erhabenen Kühnheit kommt jedoch seit jenem berühmten Säbelhieb des Mahmud nicht mehr vor. Noch sah ich mehrere Gruppen türkischer Damen, die an Masken erinnerten, und alle die seltsamen Erscheinungen der Bühne

und Maskerade, die das Volk Konstantinopels immer liefert. Alle Köpfe hoben sich im Profil von dem Azurblau des Meeres ab, wahrscheinlich sagten alle Münder so ziemlich dieselben Worte.

Man fing damals gerade an, von den Wunderlichkeiten des Abd-ul-Aziz zu reden, besonders von seiner unersättlichen Geldgier. Das Volk sagte: „Mahmud war gierig nach Blut, Abd-ul-Meschid nach Weibern, Abd-ul-Aziz nach Gold.“ Schon waren alle Hoffnungen aufgegeben, die man einst auf den Thronfolger gegründet hatte, damals als er, einen Ochsen mit einem Faustschlag tödtend, ausrief: „So werde ich alle Barbarei zu Boden werfen.“ Die Neigung zu einem einfachen, strengen Leben, wie er sie in seiner Jugend zeigte, indem er, wie es hieß, eine einzige Frau liebte und unerbittlich die enormen Kosten des Serail beschränkte, gehörten nur noch der Erinnerung an. Seit Jahren hatte er vielleicht schon das Studium der Gesetzgebung, der Strategik und der Literatur Europas aufgegeben, in das er sich einst so vertieft hatte, als ob die Wiederherstellung des osmanischen Reiches allein von diesen Studien abhinge. Nun dachte er seit langer Zeit schon nur noch an sich selbst. Jeden Augenblick erzählte man sich von einem neuen Wuthausbruch gegen den Finanzminister, der nicht so viel Geld schaffen konnte, wie der Sultan verlangte. Bei jeder Gelegenheit warf er der übel zugerichteten Excellenz das erste beste Ding an den Kopf, das ihm in die Hände fiel und schrie dabei mit voller Stimme von Anfang bis zu Ende die antike Formel Kaiser-

licher Schwüre: „Bei Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, bei dem Propheten Mahommed, bei den hundertvierundzwanzigtausend Propheten des Herrn, bei der Seele meines Großvaters und bei der Seele meines Vaters, bei meinen Kindern und bei meinem Schwerte — bringe mir Geld! — oder ich lasse dein Haupt auf die Spitze des höchsten Minarets in Stambul pflanzen!" Auf eine oder die andere Weise erreichte er seinen Zweck, und das zusammengebrachte Geld wurde von ihm, wie von einem gemeinen Geizhals heute aufgehäuft und ängstlich bewahrt, um morgen vielleicht wieder für kindische Launen mit vollen Händen verschwendet zu werden. Bald hatte er eine Manie für Löwen oder Tiger — dann schickte er Käufer nach Indien und Afrika —, bald für Papageien — und nun wiederholten fünfhundert dieser Vögel dasselbe Wort in den Kaiserlichen Gärten; ein ander Mal waren Karossen seine Leidenschaft oder Claviere, welche knieende Sklaven mit ihren Rücken stützen mußten, während er spielte; darauf folgten Hahnenkämpfe, denen er mit Begeisterung beiwohnte, um mit eigener Hand den Siegern Medaillen umzuhängen und die Geschlagenen ins Exil jenseits des Bosporus zu jagen, bis die Hähne der Vorliebe für das Spiel oder für Kioske oder für Bilder Platz machen mußten. Der Hof schien in die Zeit des ersten Ibrahim versetzt, aber der arme Fürst fand keine Ruhe, qualvolle Ungeduld folgte tödtlicher Langeweile —, vielleicht ahnte er das traurige Ende, das ihn erwartete. Zuweilen fürchtete er vergiftet zu werden und aß

nichts als gekochte Eier; ein ander Mal ließ er aus Angst vor Feuer alle Holz-Möbeln bis zu den Spiegelrahmen aus seinen Zimmern entfernen, ja, in der Nacht las er damals beim Schein einer Kerze, die in einem Eimer voll Wasser stand. Trotz all dieser Verrücktheiten, deren Ursache in furchtbaren Ausschweifungen zu suchen ist, bewahrte er die ganze Kraft des alten Herrscherwillens; Jeder gehorchte ihm und die Kühnsten zitterten vor ihm. Die einzige Person, die Gewalt über ihn hatte, war seine Mutter, eine Frau von stolzem und eitlem Temperament, welche in den ersten Jahren seiner Herrschaft die Straßen, durch die ihr Sohn zur Moschee schritt, mit kostbaren Teppichen belegen ließ und diese am nächsten Tage den Sklaven schenkte, welche sie aufnahmen. Bei dieser großen wechselnden Manie hatte Abd-ul-Aziz auch seine kleinen Launen. So verlangte er z. B. auf einer bestimmten Thür eine Freskomalerei, die ein Stillleben darstellen sollte, von ganz bestimmten Früchten und Blumen, in einer von ihm angegebenen Weise zusammengesetzt, er gab dem Maler die genauesten Details an und sah den einzelnen Pinselstrichen zu, als hätte er keinen anderen Gedanken in der Welt.

Von allen diesen Seltsamkeiten, die vom Serail in das Volk gedrungen waren, sprach die ganze Stadt; vielleicht spannen sich damals schon die ersten Fäden der Verschwörung, welche ihn zwei Jahre später vom Thron stürzte. Sein Fall war, wie die Muselmänner sagen, schon niedergeschrieben und mit demselben das Urtheil, das später über

ihn und seine Regierung ausgesprochen wurde. Dasselbe kann nicht sehr verschieden lauten von dem, das man über fast alle Sultane der letzten Zeit fällen muß. Die Kaiserlichen Prinzen, durch eine oberflächliche Erziehung der europäischen Civilisation geneigt und in der Gluth der Jugend sehnsüchtig nach Ruhm und Neuerungen, liebäugeln vor ihrer Thronbesteigung mit großen Reformplänen und fassen den festen, aufrichtigen Vorsatz, jenem heiligen Ziel ihr ganzes Leben zu widmen, ein ernstes Leben der Arbeit und des Kampfes. Aber nach einigen Jahren der Regierung und der nutzlosen Kämpfe, wenn sich ihnen tausend Hindernisse entgegenstellen, Traditionen und Gewohnheiten sie fesseln, Menschen und Dinge sich ihnen widersetzen, geben sie, erschreckt von der ungeahnten Größe ihres Unterfangens, dasselbe muthlos auf, um — vom Genuß zu fordern, was der Ruhm ihnen nicht gewährt, bis in einem durchaus sinnlichen Dasein allmälig sogar die Erinnerung an ihre jugendlichen Vorsätze und das Bewußtsein ihrer Erniedrigung schwindet. So geschieht es, daß jeder neuen Regierung mit gewissem Recht eine vielversprechende Verheißung voraufgeht, der meist eine Enttäuschung folgt. —

Abdul Aziz ließ nicht auf sich warten. Zur festgesetzten Stunde ertönten Trompetenstöße, das Musikcorps stimmte einen kriegerischen Marsch an, die Soldaten präsentirten das Gewehr, eine Abtheilung Lanzenträger trat aus der Palastpforte, und der Sultan ritt langsam heran, sein Gefolge hinter sich.

Er kam nahe an mir vorüber, so daß ich Zeit hatte ihn aufmerksam zu betrachten.

Meine Phantasie hatte sich ein durchaus falsches Bild von ihm gemacht.

Der König der Könige, der verschwenderische, heftige, launische, herrschsüchtige Fürst sah nur wie ein guter gemüthlicher Türke aus, der Sultan geworden war, er wußte nicht wie. Er war ein untersetzter, beleibter Mann von damals vierundvierzig Jahren, hatte ein schönes, breites Gesicht, ein Paar große, helle Augen, einen kurzen, dichten, etwas weißgesprenkelten Bart, einen freimüthigen, sanften Gesichtsausdruck, eine natürliche, fast nachlässige Haltung und einen ruhigen Blick, der gleichgültig langsam über die Tausende hinflog, die auf ihn schauten. Er ritt einen goldgezäumten Grauschimmel, den zwei glänzende Stallmeister am Zügel führten. Die Kleidung des Sultans war sehr einfach: Er trug einen einfachen Fez, einen langen, dunklen bis zum Kinn zugeknöpften Oberrock, helle Beinkleider und Lederstiefel. Er sah halb gutmüthig, halb müde umher, als ob er den Zuschauern sagen wollte: „Ach, wenn Ihr wüßtet, wie ich mich langweile!" Die Türken verneigten sich tief, viele Europäer nahmen die Hüte ab, er erwiderte keinen Gruß. Als er an uns vorüber kam, blickte er erst auf einen sehr großen Officier, dann über den Bosporus und endlich etwas länger auf zwei junge englische Damen, die roth wie zwei Erdbeeren wurden. Hinter ihm kamen einige Paschas, Höflinge und andere vornehme Türken zu

Pferde, alle große, schwarzbärtige, einfach gekleidete Männer, die schweigend, ernst und düster einem Leichenzuge zu folgen schienen; ein Fähnlein Stallleute leitete prächtige Pferde; dann folgten zu Fuß Officiere, deren Brust Goldschnüre zierten, und darauf senkten die Soldaten wieder die Waffen, die Menge vertheilte sich, nur ich stand noch still, die Augen auf den Gipfel des Berges Bulghurlu gerichtet und sann über die sonderbare Lage nach, in der sich heutigen Tages ein Sultan in Stambul befindet.

Er ist ein mohamedanischer Monarch — dachte ich — und seine Residenz ruht zu Füßen einer christlichen Stadt, die über seinem Haupte ragt. Er ist unumschränkter Herrscher eines der größten Reiche der Welt — und in seiner eigenen Hauptstadt, in jenen großen Palästen, leben vier oder fünf höfliche Fremde, welche die Herren in seinem Hause spielen und in ihren Verhandlungen mit ihm unter einer ehrerbietigen Sprache beständige Drohungen verhüllen, die ihn erbeben lassen. In seinen Händen ruht eine unermeßliche Macht, Leben und Habe von Millionen Unterthanen — und er kann doch nicht die Form einer Kopfbedeckung ändern. Er ist von einer Menge Höflinge und Wachen umgeben, die demüthig die Spuren seiner Füße küssen würden — und doch zittert er für sein eigenes Leben und für das seiner Söhne. Er besitzt tausend Frauen unter den schönsten der Erde — und kann doch, er allein unter allen Muselmännern seines Reiches, nicht als Gatte die Hand einem freien Weibe reichen, er darf nur Söhne von Sklavinnen haben; dasselbe Volk,

für das er „der Schatten Gottes“ ist, nennt ihn selber: „Sohn der Sklavin“. Sein Name hat einen heiligen und schrecklichen Klang bis in die fernsten Grenzen der Tartarei — und in seiner eigenen Residenz lebt eine zahllose, immer wachsende Bevölkerung, über die er keine Spur von Gewalt hat, die über ihn und seinen Glauben lacht. In der ganzen Ausdehnung seines mächtigen Reiches, bei den elendesten Stämmen der entferntesten Provinzen, in den einsamsten Moscheen und Klöstern der wildesten Erdstriche wird andächtig für seinen Ruhm und sein Leben gebetet — und doch kann er keinen Schritt in seinem Staate gehen, ohne sich mitten zwischen Feinden zu befinden, die ihn verabscheuen und die Rache Gottes auf ihn herabflehen. Für den ganzen Welttheil, der sich vor seiner Residenz ausbreitet, ist er einer der erhabensten und gefürchtetsten Monarchen des Weltalls — für denjenigen aber, der sich hinter ihm ausdehnt, gilt er als der schwächste, der geringste, der unbedeutendste Mann, den eine Krone schmückt. Ein Wille, Gedanken und Kräfte, seiner Natur wie den Traditionen seiner Herrschaft entgegengesetzt, ändern und beherrschen ohne sein Wollen, ja, ohne daß er es merkt, Sitten, Gebräuche, Gesetze, Religion, Menschen und Dinge um ihn und unter ihm.

So steht er, zwischen Europa und Asien, in seinem weiten, vom Wasser des Meeres gebadeten Palast, gleichsam wie in einem segelfertigen Schiff, von einer wahnsinnigen Ideenverwirrung, einem fabelhaften Glanz und einem tiefen Elend umgeben; selbst weder ein rechter Muselmann, noch

ein rechter Europäer, einem Janus mit zwei Gesichtern ähnlich, beherrscht er ein Volk barbarischen Blutes und von civilisirtem Aeußern, wird wie ein Gott bedient, wie ein Sklave bewacht, angebetet, verleumdet, getäuscht —, jeder sinkende Tag löst einen Stein von seinem Piedestal, löscht einen Strahl seines Glorienscheins.

Ich glaube, wäre ich der Sultan, ich würde, dieser so sonderbaren Stellung überdrüssig, übersättigt durch Vergnügungen, angeekelt von Schmeicheleien, ermattet durch Argwohn, empört über die unsichere, müssige Herrschaft, über die grenzenlose Unordnung, wie ein flüchtiger Galeerensklave zuweilen Nachts, wenn der ganze Serail im tiefen Schlafe ruht, durch den Bosporus schwimmen, um in der Gesellschaft von Matrosen die Nacht in einem Wirthshause Galatas zuzubringen und, ein Glas Bier in der Hand, die Pfeife im Munde, die Marseillaise zu brüllen.

Eine halbe Stunde später fuhr der Sultan wieder schnell in einer geschlossenen Equipage vorüber, wobei die Officiere in Galauniform hinter dem Kaiserlichen Wagen herlaufen mußten. Eine ähnliche Erniedrigung der militärischen Uniform habe ich wahrlich nie gesehen.

Der feierliche Ausgang des Sultans ist also jetzt, wie der Leser schon gedacht haben wird, ein sehr dürftiges Schauspiel. Früher war das anders. Die Fürsten erschienen in voller Pracht, in einer glänzenden Umgebung von Cavalieren, Sclaven, Wachen, Eunuchen, Kämmerlingen, so daß ein begeisterter Chronist dies Gefolge mit einem großen

Tulpenbeet vergleicht. Die heutigen türkischen Kaiser fliehen solchen Pomp wie eine theatralische Prahlerei mit verlorener Größe. Ich fragte mich oft, was wohl einer jener ersten Monarchen sagen möchte, wenn er aus seinem Grabmal in Brussa oder Stambul auferstehen könnte und diesen entarteten Enkel des neunzehnten Jahrhunderts sähe, wie er sich den unverschämten Fremden zeigt, ohne Turban, ohne Schwert, ohne Edelsteine. Ich glaube, er würde vor Scham erröthen und zum Zeichen seiner tiefsten Verachtung ihm den Bart mit einem Degenhieb abschlagen lassen — die grausamste Beschimpfung, welche einem Osmanen geschehen kann. Ja, wahrlich, zwischen den jetzigen Sultanen und den Monarchen, deren Namen vom zwölften bis zum sechszehnten Jahrhundert wie dumpfes Donnerrollen durch Europa schallten, besteht derselbe Unterschied wie zwischen dem jetzigen osmanischen Reich und jenem der ersten Jahrhunderte.

Diese vereinigten in sich die Jugend, Schönheit und Kraft ihrer Race; sie waren nicht nur ein lebendiges Bild des ganzes Volkes, ein schönes Wahrzeichen, eine kostbare Perle im Schwert des Mohammedanismus — sie bildeten in sich allein schon eine so bedeutende Kraft, daß man in ihren persönlichen Eigenschaften eine der wirksamsten Ursachen des wunderbaren Wachsthums osmanischer Macht suchen muß. Die schönste Periode ist diejenige des ersten Aufblühens der Dynastie, die hundertunddreiundneunzig Jahre, von Osman bis zu Mohammed II. Da haben wir in der That eine Reihenfolge der kräftigsten Herrscher, die,

wenn wir der Zeit und den Bedingungen ihrer Race Rechnung tragen, mit einer einzigen Ausnahme, sich alle ernst und weise zeigen und von ihren Unterthanen geliebt werden. Diese Fürsten waren oft furchtbar, aber selten ungerecht, oft großmüthig und wohlthätig gegen ihre Feinde, schöne, herrliche Erscheinungen, wahre Löwen: „deren Brüllen die Erde erbeben machten". Die Abdul-Meschid, die Abdul-Aziz, die Murads, die Hamids sind bloße Schattenbilder im Vergleich mit jenen furchtbaren Jünglingen, die Söhne funfzehnjähriger Mütter und achtzehnjähriger Väter, aus der Blüthe tartarischen Blutes und griechischer, persischer oder kaukasischer Schönheit. Mit vierzehn Jahren führten sie ein Heer und regierten Provinzen, als Belohnung führten die eigenen Mütter ihnen Sklavinnen zu, so schön, so glühend, wie sie selber. Doch schwächten die Wonnen der Liebe nicht ihre Körper- und Geisteskräfte: „Die Seelen bestanden aus Eisen", — sagen die Dichter — „die Körper aus Stahl." Gewisse Züge, später in den entarteten Enkeln verloren, trugen Alle gemeinschaftlich. Eine hohe Stirn, geschweifte, zusammengewachsene Augenbrauen, die dunkelblauen Augen der Steppensöhne, die Nase, die sich nach dem purpurrothen Mund bog, „wie der Schnabel eines Papagei über einer Kirsche", und volle schwarze Bärte, für die passende, schreckliche oder zarte Vergleiche zu finden, die Dichter des Serail sich anstrengten; ihr Blick „glich dem des Adlers vom Berge Taurus, ihre Kraft dem „Wüstenkönige"; sie hatten Stiernacken, breite Schultern, eine kräftige

Brust, lange Arme, kurze, gebogene Beine, deren Druck die stärksten turkomanischen Rosse vor Schmerz wiehern machte, und große Hände, welche mit den schweren eisernen Bogen ihrer Soldaten wie mit leichten Rohren Ball spielen konnten. Sie trugen würdige Beinamen: der Kämpfer, der Held, der Blitzstrahl, der Knochenzermalmer, der Blutvergießer. Nach dem Gedanken an Allah dachten sie zuerst an den Krieg, zuletzt an den Tod. Ihnen fehlte vielleicht das Genie zu einem großen Feldherrn, doch gehörte ihnen die schnelle Entschlossenheit, die dasselbe oft ersetzt, und die muthige Hartnäckigkeit, die nicht selten dieselben Wirkungen hervorruft. Wie geflügelte Furien eilten sie über die Schlachtfelder, aus weiter Ferne schon schimmerten die langen Reiherfedern der weißen Turbane und die weiten, in Gold und Purpur gewebten Kaftane; ihr wildes Geschrei jagte die von serbischen und deutschen Geschossen zurückgetriebenen Schaaren wieder ins Gefecht, wenn die Ochsenziemer tausend wüthender Tschauschen erfolglos auf die Rücken fielen. Sie durchschwammen Ströme, die blutbefleckten Schwerter schwingend; im Vorüberreiten griffen sie die unthätigen oder feigen Paschas bei der Kehle und rissen sie aus dem Sattel; im Schlachtgewühl sprangen sie vom Pferde und stießen ihre rubinenglitzernden Dolche in die Rücken fliehender Soldaten; tödtlich verwundet eilten sie noch auf einen Hügel, ihren Janitscharen das sterbensbleiche, immer noch drohende, gebieterische Antlitz zu zeigen, bis sie hinsanken und vor Zorn, aber nie vor Schmerz stöhnten. Was

müssen jene persischen oder cirkassischen, eben erblühten Jungfrauen empfunden haben, wenn zum ersten Mal, am Abend eines Schlachttages, unter einem purpurrothen Zelt, beim matten Schein einer verschleierten Lampe diese Sultane vor sie traten, so furchtbar, so stolz und trunken von Blut und Siegen. Aber dann wurden diese Herrscher sanft und liebevoll und, indem sie die kindlichen Hände in ihren riesigen Fäusten drückten, brauchten sie tausend Gleichnisse von den Blumen ihrer Gärten, von den Perlen ihrer Dolche, den schönsten Vögeln ihrer Wälder, der schimmerndsten Farbe der Morgenröthe Anatoliens und Mesopotamiens, um die Schönheit der zitternden Sklavinnen zu preisen, bis diese Muth faßten und in ihrer leidenschaftlichen, phantastischen Sprache antworteten: „Krone meines Hauptes! Ruhm meines Daseins! Mein süßer, furchtbarer Herr! Möge Dein Antlitz immer weiß und glänzend leuchten in Asien wie in Europa! Möge der Sieg Dir folgen so weit Dich Dein Roß trägt! Möge Dein Schatten sich über das Weltall verbreiten! Ich möchte eine Rose sein, die auf der Spitze Deines Turbans duftet, oder ein Schmetterling, der Deine Stirn umgaukelt!“ Dann, mit verschleierter Stimme, erzählten sie den mächtigen, in ihren Armen schlummernden Geliebten kindliche Geschichten von goldenen Bergen und Palästen aus Smaragden, während draußen vor dem Zelt, auf dem blutigen, dunklen Felde das wilde Heer schlief. Doch auf der Schwelle des Harem ließen jene Fürsten alle Weichlichkeit zurück, die Wonnen der Liebe machten sie nur

kühner und feuriger. Sie waren sanft im Frauengemach, grimmig auf dem Schlachtfelde, demüthig in den Moscheen, stolz auf dem Throne. Von dort redeten sie eine Sprache glänzender Hyperbeln und niederschmetternder Drohungen. Jeder Ausspruch war unwiderruflich und verkündete einen Krieg, erhob einen Mann auf den Gipfel des Glückes, ließ ein Haupt am Fuße des Thrones hinrollen, oder entfesselte einen Orkan von Eisen und Feuer in einer rebellischen Provinz. Wie ein Sturmwind fuhren sie von Persien zur Donau, von Arabien nach Macedonien; in Schlachten, Triumphzügen, Jagden, Liebesfreuden erschloß sich die Blüthe der ersten Jahre zu einer feurigen, kühnen Männlichkeit, der ein kräftiges Alter folgte, in dem ihre Schenkel den Rücken ihres Pferdes nicht schwächer drückten, ihre Hand den Griff ihres Degens nicht loser faßte. Doch zuweilen, und nicht nur im Greisenalter, sondern noch in voller Jugendfülle, kam es vor, daß sie, bedrückt durch das Gefühl ihrer ungeheuren Macht, plötzlich mitten in Siegen und Triumphen, geängstigt durch ein Bewußtsein ihrer übermenschlichen Verantwortung und von einem Schrecken vor der Einsamkeit ihrer eigenen Größe erfaßt, sich mit ganzer Seele Gott zuwandten, Tag und Nacht in den dunklen Hainen fromme Lieder dichteten, einsam am Ufer des Meeres über den Koran nachdachten, die tollen Ringeltänze der Derwische tanzten, mit Fasten und härenen Gewändern in der Höhle eines alten Eremiten sich kasteiten.

Und wie im Leben zeigten sich fast Alle auch im Tode

ihren Unterthanen in ehrwürdiger oder furchtbarer Gestalt, sei es, daß sie heiter starben wie ein Heiliger, oder gedrückt von vielen Jahren des Ruhms und der Schwermuth wie Orchan, von dem Dolchstoße eines Verräthers wie Murad I., oder in der Verzweiflung des Exils wie Bajazid, bei einer friedlichen Unterhaltung mit Gelehrten und Dichtern wie der erste Mohammed, oder vor Schmerz über eine erlittene Niederlage wie der zweite Murad — immer bleiben ihre drohenden Erscheinungen die größten, die romantischsten Bilder am blutbefleckten Horizont der osmanischen Geschichte.

10.

Die Türkinnen. Eine Ueberraschung für den Fremden. Schleier und Mäntelchen. Ihre Schönheit. Wie sie sich benehmen. Ihre Freiheit. Bei den „süßen Wassern". Liebessprache. Kleidung im Harem. Gemächer. Trennung der Geschlechter. Eheliches Leben. Ungerechtigkeit der Polygamie. Privilegien. Charakter der Türkinnen. Haltung und Grazie. Langeweile. Verschiedene Harems. Interessen und Intriguen. Kleine Skandalchronik. Untreue. In den Bädern. Freundlichkeit gegen fränkische Damen. Abnahme der Polygamie.

Da so viel von der Sklaverei der türkischen Frauen geredet wird, ist es für den Neuling in Konstantinopel in der That eine große Ueberraschung, Frauen überall, zu jeder Tageszeit zu sehen wie in jeder anderen europäischen Stadt. Er meint, gerade an diesem Tage seien alle jene gefangenen Schwalben zum ersten Male ausgeflogen, eine neue Zeit der Freiheit sei für das muselmännische schöne Geschlecht angebrochen. Wenn der Fremde alle diese Frauen in weißen Schleiern und langen scharlachrothen Mänteln sieht, fragt er, ob es Masken, Nonnen oder Wahnsinnige sind. Weil nie eine Frau von einem Manne begleitet ist, scheinen sie Niemand anzugehören, man hält sie für Wittwen oder Mädchen, vielleicht auch für Mitglieder einer Zufluchtstätte „Unglücklich Verheiratheter". Man hält es für unmöglich,

daß diese zahllosen Türken und Türkinnen, die an einander vorübergehen, ohne sich je anzusehen, gemeinschaftliche Beziehungen und Interessen haben, und steht immer wieder verwundert still, sich diese seltsamen Gestalten zu betrachten und über sie nachzudenken. Dies also sind wirklich die „Herzenseroberinnen", die „Wonnequellen", die „kleinen Rosenblätter", die „frühreifen Trauben", der „Morgenthau", die „Morgenröthe", die „Lebenserweckerinnen", die „strahlenden Monde", mit deren Lobpreisungen die Dichter uns berauschen? Dies sind die Hanum und die geheimnißvollen Odalisken, von denen wir — mit zwanzig Jahren, als wir die Gedichte von Victor Hugo im Schatten eines Gartens lasen — so manches Mal träumten wie von Geschöpfen einer höheren, schöneren Welt? Dies sind die schönen Unglücklichen, welche, hinter einem Gitter verborgen, von einem Eunuchen bewacht, von der Welt getrennt, wie Schatten über die Erde gleiten, einen Schrei der Sehnsucht und des Schmerzes ausstoßen! — Nun, wir wollen einmal untersuchen, wie viel Wahrheit diese Phantasien noch enthalten.

Vor Allem bleibt das Gesicht der türkischen Frau uns kein Geheimniß mehr, und damit ist schon ein großer Theil der Poesie verschwunden. Jener eifersüchtige Schleier, der — nach dem Koran — ein Zeichen der Tugend und ein Zügel für die Reden der Welt sein soll, ist nur noch Schein. Jedermann weiß, wie der „Jaschmak" gemacht wird. Es sind zwei lange weiße Schleier, von denen der eine, wie eine

Binde um den Kopf gelegt, die Stirn bis zu den Augenbrauen bedeckt, sich im Nacken verschlingt und in zwei Enden über den Rücken bis zum Gürtel fällt. Der andere verhüllt den unteren Theil des Gesichtes und verknüpft sich so mit dem ersten, daß beide nur ein Schleier zu sein scheinen. Dieser soll nun eigentlich aus Mull und so fest gezogen sein, daß nur die Augen und der obere Theil der Wangen frei bleiben; statt dessen besteht er aus ganz losem, weitmaschigem Tüll, der nicht allein das Antlitz erkennen läßt, sondern auch Ohren, Hals, Flechten, zuweilen auch moderne, federn- und blumengeschmückte Hütchen, welche die sogenannten reformirten Damen kennzeichnen. Früher war den bejahrten Frauen wohl gestattet, das Gesicht etwas mehr zu zeigen, während die jungen sich streng verhüllen mußten. Heutzutage ist das gerade Gegentheil der Fall — je jünger und schöner die Türkin, desto klarer und luftiger der Schleier, je älter und häßlicher die erstere, desto fester und dichter der letztere. Alle die lieblichen Geheimnisse, die reizenden Ueberraschungen, von denen uns Romanschreiber und Dichter erzählen, sind folglich jetzt unmöglich; auch daß der Gatte die Züge seiner Erkorenen erst am Hochzeitsabend zum ersten Male sieht, ist eine Fabel. Aber noch jetzt bleibt der ganze Körper bis auf das Gesicht verhüllt, denn Brust, Taille, Arme verbirgt der „Feredschè“. Dies ist eine Art Mantel mit einem großen Kragen und sehr langen Aermeln, der in weiten Falten von den Schultern bis auf die Füße fällt, im Winter von Tuch, im Sommer

von Seide ist, immer einfarbig, roth, gelb, grün; die Farbe wechselt mit der Mode, die Form bleibt unverändert.

Obgleich die Türkinnen so verhüllt sind, verstehen sie doch den „Jaschmak“ mit einer solchen Kunst zu arrangiren, daß die Schönen entzückend, die Häßlichen noch anmuthig erscheinen. Es läßt sich gar nicht sagen, was sie mit diesen beiden Schleiern machen können, mit welcher Anmuth sie dieselben als Krone oder Turban legen, in welche Fülle und mit welcher Vornehmheit sie die Falten ziehen, mit welcher Leichtigkeit und eleganten Nachlässigkeit sie dieselben in einer Weise fallen lassen, daß sie zu gleicher Zeit verbergen und offenbaren, Verheißungen machen, Räthsel aufgeben und plötzlich Wunder zeigen.

Einige scheinen eine weiße, durchsichtige Wolke um das Haupt zu haben, die bei einem Windhauch verschwinden muß, Andere mit Lilien und Jasmin bekränzt zu sein, der Teint schimmert bei Allen schneeweiß, von entzückender Weichheit und Frische unter diesem luftigen Gebilde. Dieser ernste und zugleich lachende, priesterliche und jungfräuliche Kopfputz, meint man, könne nur zarte Gedanken, unschuldige Launen verbergen, aber — nun, er verhüllt eben alles Mögliche.

Es ist nicht leicht, die Schönheit der türkischen Frau zu definiren. Wenn ich an eine derselben denke, sehe ich ein weißes Antlitz, zwei schwarze Augen, einen purpurrothen Mund, einen sanften Ausdruck. Doch sind fast alle geschminkt. Sie legen eine Pasta von Mandeln und Jasmin

auf ihr Gesicht, vergrößern die Augenbrauen mit Chinatinte, färben die Wimpern, pudern den Hals, machen einen schwarzen Kreis um die Augen und kleben Schönpflästerchen auf die Wangen. Dies Alles wird geschickt gemacht, durchaus nicht wie bei den Schönen von Fez, die sich Pinselstriche wie Anweißer geben. Die Meisten haben ein liebliches Oval, eine etwas gebogene Nase, dicke Lippen, ein rundes Kinn mit einem niedlichen Grübchen darin und oft auch in den Wangen, einen hübschen, langen, biegsamen Hals, kleine Händchen, die leider gewöhnlich in den Aermeln des Mantels verschwinden. Fast Alle sind wohlbeleibt, Magere, Dürre — wie so oft bei uns — sieht man fast nie. Wenn sie einen gemeinschaftlichen Fehler haben, so ist es ein nachlässiger, etwas watscheliger Gang, gleich dem eines müden, zu schnell gewachsenen Kindes, der theilweise, wie man sagt, von dem übermäßigen Gebrauch der Bäder herrührt, wodurch die Glieder zu weich werden, theilweise auch von schlecht passendem Schuhzeug. Man sieht in der That die elegantesten Damen, deren Füßchen zu den allerkleinsten gehören müssen, in Männerpantoffeln oder langen, breiten, faltenwerfenden Stiefeln, die eine europäische Bettlerin verschmähen würde. Doch selbst bei diesem häßlichen Gang ist ihnen ein gewisser kindlicher Reiz eigen, der nicht mißfällt. Die kerzengeraden Figuren, die Aushängeschilder der Putzmacherinnen, die mit Marionettenschritten gehen, als ob sie mit ihren spitzen Hacken auf einem Schachbrett herumhüpften, sind viel häßlicher. Die Türkinnen bewahren noch die ganze Schwere

und natürliche Nachlässigkeit orientalischer Gangart, und verlören sie dieselbe, würden sie vielleicht majestätischer, aber weniger anziehend werden. Man sieht sehr schöne Frauen und vielfach verschiedene Schönheit, weil sich mit türkischem Blut arabisches, persisches, cirkassisches mischte. Da sind dreißigjährige Matronen, deren üppige Formen der „Feredschè“ nicht ganz verstecken kann, sehr groß, mit glänzenden, dunklen Augen, aufgeworfenen Lippen, Hanum, deren Blick zwanzig Sklavinnen erzittern läßt, bei deren Erscheinung es uns wahrhaftig eine lächerliche, anmaßende Aufschneiderei dünkt, wenn uns diese türkischen Herren erzählen wollen, daß sie vier Mal verheirathet sind. Bei anderen — den Kleinen und Dicken — ist Alles rund, Gesicht, Augen, Nase, Mund, ihre Miene ist so ruhig, so freundlich, so kindlich, sie scheinen so artig, so sanft in das Geschick ergeben, nichts weiter als ein Spielzeug und eine Erholung zu sein, daß man ihnen beim Vorübergehen einen Bonbon in den Mund stecken möchte. Aber auch schlanke Gestalten giebt es, sechzehnjährige Gattinnen, feurig und lebhaft, in deren Augen wir kleine Launen und Verschlagenheit lesen; ja wahrlich, wir bedauern den armen Gemahl, der sie in Ordnung halten, den unglücklichen Eunuchen, der sie bewachen soll.

Die seltsam schöne Stadt eignet sich wie keine andere, den Rahmen zur Schönheit und Kleidung der türkischen Frauen zu leihen. Man muß nur diese Gestalten mit dem weißen Schleier und dem purpurrothen „Feredschè“ im Nachen auf dem tiefblauen Wasser des Bosporus sehen oder im

Grase liegend auf den Friedhöfen, umgeben von dem dunklen Grün der Cypressen, oder, noch lieber, wenn sie eine steile, einsame Straße Stambuls abwärts steigen, Schleier und „Feredschè“ im Winde flattern und Hals und Fuß enthüllen, wahrlich, ich sage Euch, wäre noch das nachsichtige Decret Solimans des Prächtigen in Kraft, der jeden an Frau oder Tochter eines Andern gegebenen Kuß mit nur einem Asper (türkische Geldmünze) bestraft, in einem solchen Augenblick würde Harpagon sogar seinen Geiz vergessen.

Worüber wir uns zuerst wundern, ist ihre Art zu lachen und zu blicken, die ein ziemlich gewagtes Urtheil entschuldigen dürfte. Es kommt oft vor, daß ein junger Europäer, der eine Dame — sei sie auch aus hohem Stande — fixirt, Antwort in einem freundlichen Blick oder einem offenen Lächeln findet. Nicht selten auch winkt eine schöne Hanum vom Wagen, ohne daß der begleitende Eunuche es bemerkt, einem Franken, dem sie gefallen will, einen anmuthigen Gruß mit der Hand zu. Zuweilen, auf einem Friedhof oder auf einer abgelegenen Straße, wagt es sogar eine capricieuse Türkin, eine Blume oder ein Taschentuch beim Vorübergehen fallen zu lassen mit der verständlichen Absicht, daß der elegante, ihr folgende Giaur das Verlorene finde und bewahre als gütiges Zeichen. Der eingebildete Fremdling, welcher auf diese Sachen Gewicht legen will, kann leicht in einen großen Irrthum gerathen, und es giebt in der That genug europäische Narren, die nach monatlichem

Aufenthalt in Konstantinopel sich im Ernst einbilden, hundert Unglücklichen den Frieden geraubt zu haben. Ohne Zweifel sind jene Handlungen ein natürlicher Ausdruck der Sympathie, hauptsächlich aber ruft sie ein Geist der Rebellion hervor. Denn die Türkinnen hassen die Gebundenheit, in der sie leben, und spielen deshalb gern, wo und wann sie können, heimlich ihrem Herrn einen kleinen Streich.

Alles ist mehr Kinderei als Berechnung bei ihnen, und ihre Koketterie gleicht ganz dem Benehmen junger Backfische, denen es zum ersten Mal klar wird, daß man sie ansieht. Sie lachen laut, öffnen den Mund voll Verwunderung, legen die Hand an den Kopf, als ob er ihnen weh thäte, ziehen ärgerlich den „Feredschè" zurecht, lauter Manöver von Schulmädchen, die uns weit mehr amüsiren als anlocken. Eine Haltung für den Salon oder den Photographen zeigen sie nie; man merkt, daß sie nicht daran gewöhnt sind, sich lange den Hof machen zu lassen, und daß sie, wenn sie eine Zuneigung empfinden, statt zu seufzen und die Augen niederzuschlagen, viel lieber ihr Gefühl deutlich ausdrücken und sagen möchten: „Christ, Du gefällst mir". Da sie das nicht mit der Stimme thun können, geben sie es zu verstehen, indem sie zwei Reihen leuchtender Perlenzähne zeigen und freundlich lächeln. — Sie sind eben verfeinerte Tartarinnen.

Und sie sind frei. Diese Wahrheit muß dem kaum angekommenen Fremden sogleich entgegentreten. Freilich, die Behauptung der Lady Montague, daß Türkinnen mehr

Freiheit hätten als Europäerinnen, ist eine Uebertreibung, doch kann Niemand, der in Konstantinopel gewesen ist, umhin zu lachen, wenn er von der Sklaverei der Frauen reden hört. Wenn sie ins Freie wollen, bestellen sie beim Eunuchen ihre Karosse, und ohne irgend Jemand um Erlaubniß zu fragen, bleiben sie, wenn sie Lust haben, bis zum Abend fort. Früher durften sie ohne die Begleitung eines Eunuchen, einer Sklavin oder einer Freundin nicht ausgehen, und die Verwegensten, die sonst Niemanden bei sich haben wollten, führten wenigstens einen kleinen Sohn an der Hand, der gleichsam einen Anspruch an die Achtung der Leute bezeichnete. Wenn sich damals eine türkische Dame allein auf einem abgelegenen Platze zeigte, konnte es leicht geschehen, daß eine Stadtwache, oder ein strenger, alter Türke sie anhielt und fragte: „Wohin gehst Du? Woher kommst Du? Warum hast Du Niemand bei Dir? So achtest Du Deinen Gemahl, den Efendi? Kehre nach Hause zurück!“ Jetzt hingegen wandern Hunderte allein umher und sind zu jeder Zeit in den Straßen der muselmännischen Vorstädte und der fränkischen Stadt zu sehen. Sie gehen von einem Ende Stambuls zum andern, ihre Freundinnen zu besuchen, bringen halbe Tage in den Badehäusern zu, machen Lustfahrten in Böten, verleben den Mittwoch in den öffentlichen Gärten, den Thälern der „süßen Wasser“ Europas, den Sonntag in denen Asiens, den Freitag auf den Friedhöfen von Skutari, die übrigen Tage auf den Prinzeninseln, in Therapia oder Kalender, nehmen mit ihren Sklavinnen in einer Gesellschaft von

sechs oder acht ihr Vesperbrod im Freien ein, beten an den Gräbern der Paschas und Sultaninnen, besehen die Derwischklöster, bewundern die öffentlichen Ausstellungen der Ausstattungen Neuvermählter, und kein Mann wird ihnen dabei durch Begleitung oder Nachfolgen lästig, keiner wird je wagen, sie zu beachten, selbst wenn er sie ganz allein trifft. Einen Türken in einer Straße von Konstantinopel einen Augenblick stille stehen und mit einer „Verschleierten" sprechen zu sehen, auch wenn Beiden an der Stirn geschrieben wäre, daß sie Mann und Frau sind, würde Allen so überaus sonderbar oder besser so unerhört unverschämt vorkommen, als wenn in unseren Straßen Jemand mit lauter Stimme eine Liebeserklärung machen wollte. In dieser Beziehung sind die türkischen Damen in der That freier als die europäischen, und es läßt sich gar nicht sagen, wie sie diese Freiheit des Umherstreifens genießen, mit welcher Wonne sie der Menge, dem Geräusch der Straßen, dem Licht, dem Freien zueilen — sie, die im Hause immer nur einen einzigen Mann sehen, klösterliche Gärten und Fenster haben. Mit der Freude kürzlich befreiter Gefangenen schwärmen sie durch die Stadt. Es ist belustigend, ihnen von ferne zu folgen und zu beobachten, wie sie das Vergnügen des Herumtreibens auszunutzen wissen; sie gehen in die nächste Moschee, um zu beten, und verplaudern eine Viertelstunde mit einer Freundin unter den Arcaden des Vorhofes; dann treten sie im Bazar in verschiedene Läden ein, die sie halb umkehren lassen, bis sie eine Kleinigkeit

kaufen, benutzen darauf die Pferdeeisenbahn, steigen am Fischmarkt ab, überschreiten die Brücke, betrachten alle Flechten und Perrücken vor den Schaufenstern der Friseure in Pera, treten in einen Friedhof und essen eine Süßigkeit auf einem Grabe, kehren in die Stadt zurück, wandern wieder zum goldenen Horn hinunter, indem sie um hundert Ecken biegen und mit Seitenblicken Alles bemerken, Schaufenster, Anzeigen, vorübergehende Damen, Karossen, Aushängeschilder; sie kaufen einen Blumenstrauß, trinken Limonade bei einem Wasserhändler, geben einem Armen Almosen, fahren im Nachen über das goldene Horn, schweifen von Neuem durch Stambul, besteigen zum zweiten Mal die Pferdebahn, und sind sie endlich vor ihrer Hausthür angelangt, kehren sie vielleicht um, noch einige Hundert Schritte weiter zu gehen, — gerade wie Knaben, die zum ersten Mal allein umherschweifen dürfen und in dieser Stunde der Freiheit von Allem etwas genießen möchten. Ein armer, wohlbeleibter Efendi, der seiner Frau folgen wollte, um ausfindig zu machen, ob sie irgend ein böses Geheimniß hat, würde ermattet unterwegs liegen bleiben.

Um das muselmännische schöne Geschlecht recht zu beobachten, muß man sich an einem Festtage nach den süßen Wassern Europas oder nach denen Asiens begeben, zwei großen öffentlichen Gärten, mit dichtem Gebüsch bewachsen, von zwei kleinen Flüssen durchströmt, übersäet mit Caffeehäusern und Fontainen. Dort auf einer weiten, grasreichen Ebene, im Schatten der Nußbäume, der Terebinthen, der

Platanen, der Sykomoren, die ein grünes Dach bilden, das keinen Sonnenstrahl durchläßt, sitzen viele tausend Türkinnen in Gruppen und Kreisen, von Sklavinnen, Eunuchen, Kindern umgeben, scherzen und schmausen halbe Tage lang zwischen dem Kommen und Gehen unzähliger Menschen. Man steht bei diesem Anblick erstaunt still und glaubt zu träumen, oder meint ein Fest des mohammedanischen Paradieses zu schauen. Jene Myriaden schneeweißer Schleier und scharlachrother, gelber, blauer, grüner Mäntel, die zahllosen, in tausend verschiedenen Farben gekleideten Sklavinnen, die Menge der Kinder mit den phantastischen Costümen einer Maskerade, die großen, auf der Erde ausgebreiteten Smyrnaer Teppiche, die versilberten und vergoldeten Gefäße, die von Hand zu Hand gehen, die türkischen Caffeeschenker im Festgewande, die eilig Eis und Früchte serviren, die tanzenden Zigeuner, die bulgarischen Hirten, welche Musik machen, die mit Seide und Gold aufgeschirrten Pferde, die, rings umher an Bäumen befestigt, ungeduldig stampfen, die Paschas, die Beys, die jungen Herren, welche am Ufer des Flusses entlang galoppiren, das Wogen der fernen Menge, das einem wild bewegten Rosen- und Camelienfelde gleicht, die buntbemalten Kutschen und die prachtvollen Karossen, die immer neue Tinten in dies Meer der Farben und des Glanzes mischen, das verwirrende Zusammenklingen der Flöten, Schalmeien, Pauken, der Gesänge, der Kinderstimmen, diese wunderbare Schönheit des schattigen Grüns, hier und da mit leuchtenden Aussichten auf ferne Landschaften abwech-

selnd: Alles dies schafft ein so festliches, so ganz neues Schauspiel, daß man beim ersten überraschenden Anblick in die Hände klatschen und „Bravo! Bravissimo!“ rufen möchte, wie bei einer Scene auf der Bühne.

Selbst hier, trotz des bunten, verwirrenden Treibens, das wohl das Einzelne verbergen könnte, beobachtet man höchst selten einen türkischen Herrn und eine Dame, die sich mit den Augen zuwinken, oder einander mit verständnißvollem Lächeln ein Zeichen des Einverständnisses geben. Eine Galanterie coram populo wie in unseren Ländern existirt in der Türkei nicht, eben so wenig wie die schwermüthigen Schildwachen, die Fensterparade machen oder den Spuren ihrer Schönen stundenlang folgen. Die Liebe gehört hier durchaus ins Haus. Wenn es doch einmal geschieht, daß man in einsamer Straße einen jungen Türken nach einem vergitterten Fenster hinaufschauen sieht, hinter dem ein dunkles Auge blitzt, eine weiße Hand schimmert, so ist es ganz gewiß ein Bräutigam. Dem Verlobten allein bleibt der Dienst des Fensterstehens erlaubt nebst all' den kindischen Kleinigkeiten, die zu einer officiellen Liebe gehören; Verlobte verständigen sich auch aus der Ferne miteinander durch eine Blume, ein Band, die Farbe einer Schärpe, eines Kleides. In der Kunst dieser Zeichensprache sind die Türken Meister. Sie haben Tausende von Gegenständen, Blumen, Früchte, Gräser, Steine, Federn, von denen jeder einer übereingekommenen Bedeutung entspricht, jeder ein Wort

oder einen ganzen Satz ausdrückt, so daß sie im Stande sind, einen Blumenstrauß als Brief zu senden, sich alles Erdenkliche zu sagen mit einer Schachtel oder einer Börse voll der verschiedenartigsten Dinge, die zufällig durcheinander geworfen scheinen. Weil nun meistens jene Bedeutung in einem Verse ausgedrückt wird, findet sich ein Liebender in der glücklichen Lage, ein Liebeslied in wenigen Minuten verfassen zu können. Ein Gewürznägelchen, ein Streifen Papier, ein Scheibchen Birne, ein ganz kleines Stückchen Seife, ein Schwefelholz, ein wenig Goldfaden, ein bischen Zimmet, ein Pfefferkorn heißen: Seit langer Zeit liebe ich Dich. — Glühe für Dich. — Schmachte ich. — Sterbe aus Liebe zu Dir. — Gieb' mir Hoffnung! — Stoße mich nicht zurück! — Antworte mir ein Wort! Auch außer Liebesbetheuerungen können sie sich durch solche Zeichen Vieles mittheilen, sich Vorwürfe machen, Rath geben, allerlei Nachrichten und Neuigkeiten sagen. Es ist eine Hauptbeschäftigung der jungen Mädchen zur Zeit, wenn ihr Herz erwacht, dies symbolische Wörterbuch zu erlernen und in dieser Weise lange Briefe an zwanzigjährige, im Traum geschaute Sultane zu richten. — Auch die Unterhaltung durch Gesten ist ausdrucksvoll und sehr anmuthig, wie z. B. die Bewegung des Jünglings, mit der er sich die Brust mit einem Dolch zu durchbohren scheint, welches bedeutet: „Die Gewalt der Liebe zerreißt mich!" — und die Schöne antwortet, die Arme senkend, indem ihr Feredschè sich ein wenig aufthut. Das heißt: „Ich öffne Dir meine Arme." — Ein Europäer allerdings

wird nie diese interessanten symbolischen Unterredungen sehen, vielleicht sind dieselben jetzt auch mehr Traditionen als wirklich Gebrauch; die Türken würden nur erröthend von ihnen sprechen, aber wir wissen davon durch eine liebenswürdige Hanum, die sie einer christlichen Freundin anvertraut.

Durch diese fränkischen Freundinnen erfahren wir auch die Art der Kleidung türkischer Damen innerhalb der Wände des Harems, dies Costüm, das einer jeden die Würde einer Fürstin, die Anmuth eines Kindes verleiht. Wir werden das nie sehen, denn wenn eines Tages wirklich der Feredschè fällt, sind alle Türkinnen sicher darunter schon nach europäischer Mode gekleidet. Welch' ein Jammer für die Maler! Wie schade für Alle! Wir müssen nun mit Hülfe unserer Phantasie uns eine Schöne vorstellen, die „schlank wie eine Cypresse" mit einem Teint in „der lieblichen Farbenzartheit der Rosenblätter" — so sagen wenigstens die Dichter — ein kleines Barett von rothem Sammet oder Silberstoff ein wenig schief nach der rechten Seite auf das anmuthige Haupt gesetzt, mit den lang über die Schultern hängenden schwarzen Flechten spielt. Sie trägt ein Gewand von weißem, goldgesticktem Damast mit weiten Hängeärmeln und einer langen Schleppe, das vorn etwas offen, ein paar weite Beinkleider von rosa Seide zeigt, die in hundert Falten auf die kleinen schnabelförmig gebogenen Schuhe fallen; ein grüner Atlasgürtel umspannt die Taille, und Diamanten strahlen aus dem Halsband, den Haarnadeln, den Armbändern, den Schnallen, aus den

Troddeln des Barettes, vom Kragen des Hemdes, von der ganzen Vorderseite des Kleides. So leuchtet sie von Kopf zu Füßen gleich den Madonnen spanischer Kathedralen und liegt, hingeworfen wie ein Kind, auf einem farbigen Divan, umgeben von schönen persischen, cirkassischen, arabischen Sklavinnen, alle in weite, faltige Gewänder gehüllt, wie antike Statuen. Oder wir denken an eine Neuvermählte, „weiß wie frisch gefallener Schnee auf dem Gipfel des Olympus", die in himmelblauen Atlas gekleidet, mit einem golddurchwirkten Schleier umhüllt auf einer perlenbesetzten Ottomane sitzt, während vor ihr auf einem Teppich aus Teheran knieend der junge Gatte ein Gebet spricht, ehe er seinen Schatz entschleiert; oder vielleicht an eine liebeglühende Favoritin, die im Harem den Besuch ihres Herrn erwartet in seidener, langer Zuavenjacke und bauschigen Beinkleidern, ein Costüm, das die ganze Anmuth ihres biegsamen Körpers vortheilhaft hervorhebt und sie wie ein schöner, eleganter Page erscheinen läßt. Wahrlich, man muß bei diesen Vorstellungen zugeben, daß die häßlichen „reformirten" Türken mit ihren kahlen Köpfen und langen schwarzen Röcken ungleich mehr Gutes genießen, als sie verdienen. Uebrigens sind diese Haustoiletten den Launen der Mode unterworfen. Da die Damen nichts Anderes zu thun haben, beschäftigen sie sich gern damit, neuen Putz zu ersinnen; sie behängen sich mit Zierrathen, stecken Federn und Schleifen in die Haare, heften Pelzbesatz um Hals und Arme, borgen etwas von der orientalischen Kleidung, indem

sie die asiatische mit der europäischen Mode vermischen, tragen Perrücken, färben sich die Flechten schwarz, blond oder roth, geben hierin den tollsten Launen nach und wetteifern mit einander wie die ehrsüchtigsten Putznärrinnen unserer Städte. Wenn an einem Festtage plötzlich bei der Berührung eines Zauberstabes in den Gärten der süßen Wasser alle Mäntel und Schleier verschwänden, würde man wahrscheinlich einige Türkinnen wie asiatische Fürstinnen gekleidet sehen, andere wie französische Putzmacherinnen, diese gleich vornehmen Damen in Ballanzügen, jene wie geputzte Krämerfrauen, einige wie Marketenderinnen, andere wie Griechinnen, wie Zigeunerinnen oder Kunstreiterinnen, kurz in einer Mannigfaltigkeit der Kleidung, so groß wie beim männlichen Geschlecht auf der Brücke Valide.

Die Gemächer, welche diese schönen, reichen Mohammedanerinnen bewohnen, entsprechen ihrer anziehenden, wunderlichen Kleidung. Meistens hat die der Frau bestimmte Wohnung eine prachtvolle Lage und eine wunderbar herrliche Aussicht auf die ganze Landschaft, das Meer und einen großen Theil von Konstantinopel. Ein Garten gehört dazu, den Epheu und Jasmin bekleidete Mauern umgeben; vorspringende Veranden mit Fenstern sind an der ersten Etage, der Straße zugekehrt, angebracht. Das Innere ist reizend. Ein kleiner Saal folgt dem andern, chinesische Matten und Teppiche bedecken die Dielen, die Decken sind mit Blumen und Früchten bemalt, breite Divane stehen

rings herum an den Wänden, eine Marmorfontaine plätschert in der Mitte, Blumen duften in schönen Vasen an den Fenstern, und jene unbestimmte, milde, weiche Beleuchtung, die dem orientalischen Hause eigenthümlich — ich weiß nicht, soll ich sie mit der Beleuchtung in einem Walde vergleichen? — drückt dem Ganzen so sehr den Stempel einer heiligen, edlen Stätte auf, daß man unwillkürlich auf den Fußspitzen geht, nur leise, demüthige, sanfte Worte spricht und von nichts Anderm als von Liebe oder Gott reden möchte. Dies schmachtende Licht, die Wohlgerüche des Gartens, das Murmeln des Wassers, die gleich Schatten vorübergleitenden Sklavinnen, die tiefe Stille im ganzen Hause, die fernen durch Geißblattzweige bläulich schimmernden Berge Asiens erwecken in den Europäerinnen, welche diese Gemächer zum ersten Mal betreten, ein unbeschreibliches Gefühl der Schwermuth und Wehmuth. Meistens sind diese Harems in einfacher, fast strenger Weise ausgeschmückt, einige aber machen auch einen außerordentlich glanzvollen Eindruck. Hier sind die Wände mit weißem, golddurchwirktem Atlas überzogen, die Decken von Cedernholz, die Gitter vergoldet, die Möbel kostbar.

Aus der Einrichtung schließen wir auf die Bewohnerinnen. Wir sehen nur Lehnsessel, große und kleine Ruhebetten, Teppiche jeder Art, Schemel, Polster, alle möglichen Kissen und Matratzen mit Tüchern und Brokatstoffen bedeckt, Möbel voll Weichheit und Zartheit, die uns einladen: „Setze Dich, strecke Dich aus, liebe, schlafe, träume!“ Hier

und da liegen Handspiegel und breite Fächer aus Straußenfedern, von den Wänden hängen künstlich ausgelegte Tschibuks, an den Fenstern Vogelbauer, Räuchergefäße stehen mitten in den Zimmern, Uhren mit Musikwerken auf den Tischen; überall finden wir kleine Spielereien und allerlei Tand, welche uns von den kindischen Launen einer müßigen, kleinen Dame erzählen, die sich oft langweilt. Es giebt auch Häuser, in denen ein wirklicher, gediegener Luxus herrscht, in denen das ganze Tafelservice aus vergoldetem Silber besteht, die Vasen für parfümirtes Wasser aus massivem Gold, die Servietten aus Atlas mit Goldfrangen sind, wo überall kostbare Steine leuchten, in den Bestecken, den Caffeetassen, den Pfeifen, den Kannen, den Fächern. Sodann findet man aber auch Häuser, und zwar ist es die größere Zahl, die ziemlich unverändert das tartarische Zelt darstellen, deren ganze Ausrüstung der Rücken eines Maulthieres trägt, wo Alles für eine neue Pilgerfahrt durch Asien bereit ist. In solchen strengen, jungfräulich mohammedanischen Häusern wird — wenn die Stunde des Aufbruchs gekommen ist — nur die ruhige Stimme des Gebieters ertönen, welcher dann sagt: „Olsun! — So sei es!"

Jedermann weiß, daß ein türkisches Haus aus zwei getrennten Theilen besteht, dem Harem und dem Selamlik. Der letztere ist dem Manne reservirt. Dort arbeitet, speist er, empfängt er seine Freunde und hält seine Siesta. Die Frau betritt diesen Raum nie. Wie der Mann Herr im Selamlik,

ist sie Herrin im Harem. Dort übt sie Herrschaft und Regierung und thut was sie will. Selbst wenn sie keine Lust hat, ihren Gemahl zu empfangen, kann sie denselben höflich bitten lassen, ein ander Mal wieder zu kommen. Eine einzige Thür oder höchstens noch ein kleiner Corridor verbinden Selamlik und Harem, doch sind beide gleich zwei ganz getrennten Häusern. Die Männer besuchen den Efendi, die Frauen die Hanum, ohne sich zu begegnen oder sich gegenseitig zu hören. Die Dienerschaft ist getrennt, meist sind es auch die Küchen. Jeder amüsirt sich und verschwendet auf eigene Rechnung. Selten speist der Mann mit seiner Frau, besonders, wenn er mehr als eine hat; er besucht den Harem fast nie in seiner Eigenschaft als Gatte, ich meine als ein Gefährte, oder als Erzieher seiner Kinder — er kommt nur als der Liebende. Wenn er eintritt, läßt er alle Gedanken auf der Schwelle zurück, die das Vergnügen stören könnten, das er sucht. Er will die Sorgen und Unruhen des Tages vergessen, oder das Bewußtsein derselben in sich einschläfern, nicht Trost und verständigen Rath bei einem klaren Geiste suchen. Er denkt nicht einmal daran, seiner Frau eigenes Wissen, Einsicht und Verstand zu zeigen, Eigenschaften, die ihn in ihren Augen liebenswürdiger machen könnten. Wozu auch? Er ist der Gott des Tempels, dem man hier Ehrerbietung schuldet, er braucht sich nicht erst Geltung zu verschaffen. Für ihn hat das Wort „Frau" nur dieselbe Bedeutung wie „Vergnügen", und weil dieser Name für ihn nichts mit dem Geist, sondern nur

mit den Sinnen zu thun hat, scheut er sich, denselben auszusprechen. Statt zu sagen: „Mir ist ein Mädchen geboren" heißt es: „Mir ist eine Verschleierte, eine Verborgene, eine Fremde geboren". Wahre, übereinstimmende Freundschaft kann nicht zwischen den Gatten bestehen, weil der Schleier der Sinne die geheimen Tiefen der Seele verhüllt, die sich nur in der Klarheit eines langen, ruhigen Vertrauens ans Licht wagen. Die Frau, immer auf den Besuch des Efendi vorbereitet, immer bedacht, eine Rivalin zu besiegen und eine stets bedrohte Uebermacht zu bewahren, bemüht sich, in Gegenwart ihres Herrn zu lächeln, auch wenn ihr Herz traurig ist, und immer die Maske einer heitern, glücklichen Frau zu tragen, damit er sich nur nicht ärgere oder langweile. Aus diesem Grunde kennt der Gatte selten sein Weib wirklich, gerade wie er auch keine wahre Tochter, Schwester, Freundin gekannt hat, wie er selbst die Mutter nicht kennt. In der Frau ersterben allmälig alle edleren Eigenschaften, die sie nicht offenbaren kann, die nicht geschätzt werden, sie gewöhnt sich daran, nur zu wünschen, nicht vernachlässigt zu sein und erstickt oft standhaft die Stimme ihres Herzens und Geistes, um in einer gewissen träumerischen Gleichgültigkeit nicht Glück, sondern Frieden zu suchen. Es ist wahr, ihr bleibt der Trost der Kinder, die ihr Gatte in ihrer Gegenwart umarmt; aber auch diese Freude verbittert der Gedanke, daß er vielleicht erst vor einer Stunde die Kinder einer andern Frau küßte, daß er bald die einer dritten, in einem Jahre vielleicht die einer vierten küssen wird. Die Anbetung

des Geliebten, die Zärtlichkeit des Vaters, Freundschaft, Vertrauen, Alles ist getheilt und wieder getheilt, Alles hat bestimmte Stunden, bestimmtes Maaß, bestimmte Rücksicht und Förmlichkeit, Alles muß folglich kalt und ungenügend sein. Immer auch liegt für die Frau eine furchtbare Verachtung und tödtliche Beleidigung in der Liebe eines Mannes, der ihr zur Aufsicht einen Eunuchen hält.

Uebrigens wechseln die Bedingungen des ehelichen Lebens nach den pecuniären Mitteln des Gatten, ganz abgesehen von denjenigen Türken, deren Vermögen ihnen nicht erlaubt, mehr als eine einzige Frau zu besitzen. Der reiche Türke lebt im Geist und in der Häuslichkeit von seinem Weibe getrennt, weil er ihr eine eigene Wohnung halten kann und er seine Freunde, seine Clienten bei sich sehen will, ohne daß seine Frauen gesehen oder gestört werden. Der Türke der Mittelclasse wohnt, aus öconomischen Gründen, mehr mit seiner Frau zusammen, sieht dieselbe öfter und lebt mit ihr in größerer Vertraulichkeit. Der arme Türke endlich, der gezwungen ist, sich mit einem möglichst kleinen Platz und möglichst wenig Geld einzurichten, bringt alle seine Freistunden mit Frau und Kindern zu, ißt und schläft mit ihnen. Der Reichthum trennt, die Armuth vereinigt. Die Frau, die nur eine Sklavin hat, arbeitet, und die Arbeit hebt ihre Würde, ihr Ansehen. Es ist nicht selten, daß sie den trägen Gatten aus dem Caffee- oder Wirthshause holt und mit Pantoffelschlägen nach Hause jagt. Sie behandeln

sich gegenseitig wie ihresgleichen, sitzen am Abend zusammen vor den Hausthüren, machen in abgelegenen Stadttheilen auch wohl ihre Einkäufe gemeinschaftlich, ja, man kann sogar auf einem einsamen Friedhof Mann und Frau mit ihren Kindern ihr Vesperbrod an den Gräbern der Ihrigen einnehmen sehen, gerade wie bei uns eine glückliche Handwerkerfamilie. Dieser Anblick ist um so erhebender, weil er hier auffallend erscheint, und wenn wir denselben freudig genießen, fühlen wir klar, wie nöthig und ewig schön die Verbindung der Seelen und Körper in einer aus Liebe gegründeten Ehe ist, wie Andere nicht dazu gehören, wie ein Ton zu viel jene Harmonie stört und verdirbt, wie doch, trotz allem, was die Welt thun und sagen mag, die erste Kraft, das nothwendige Element, der Angelpunkt jeder geordneten Gesellschaft gerade eine solche Vereinigung bleibt, wie jede andere Verbindung der Zuneigungen und Interessen nicht so unmittelbar in der Natur begründet liegt und nur diese eine rechte Familie, nur diese ein rechtes Haus schafft.

Zuweilen habe ich die Behauptung aufstellen hören, daß die türkischen Frauen ganz zufrieden mit der Polygamie seien und deren Ungerechtigkeit gar nicht begreifen. Wer dies wirklich glaubt, kennt nicht nur den Orient nicht, er kennt überhaupt die menschliche Seele nicht. Wäre dieser Ausspruch wahr, würde nicht fast jedes türkische Mädchen dem Manne, dessen Hand sie annimmt, die Bedingung stellen, sich nicht zum zweiten Mal zu vermählen, so lange

sie lebt, es würden nicht so viele Gattinnen zu ihren Familien zurückkehren, wenn der Gatte dies Versprechen bricht, noch würde es das türkische Sprüchwort geben „Ein Haus mit vier Frauen, ein Kahn im Sturm."

Auch wenn eine Orientalin von ihrem Gemahl angebetet wird, muß sie dem Recht der Polygamie fluchen, durch welches immer das Damoklesschwert sie bedroht, eine Rivalin zu bekommen im eigenen Hause, mit ihrem Titel und ihren Rechten, vielleicht eine ihrer Sklavinnen, zur Odaliske erwählt, dieselbe wie ihres Gleichen behandelt zu sehen, deren Kinder ganz so vollberechtigt sind, wie die eigenen. Es ist unmöglich, daß ihr Herz nicht die Ungerechtigkeit eines solchen Gesetzes fühle. Wenn der von ihr geliebte Gatte eine andere Frau in ihr Haus bringt, kann der Gedanke, daß er nur von einem Recht Gebrauch macht, welches das Gesetzbuch des Propheten ihm giebt, sie nicht trösten, ein älteres, weit heiligeres Gesetz, geschrieben in ihrer eigenen Seele, verdammt doch jene Handlung als einen Verrath und eine Gewaltthat. Sie fühlt, daß der Mann nicht mehr ihr Eigenthum geblieben, daß ihr Band gelöst, ihr Glück zertrümmert ist, daß sie ein Recht hat, sich zu empören. Und selbst wenn sie den Gatten nicht liebt, lehren doch tausend Gründe sie, jenes Gesetz zu hassen: das geschädigte Interesse ihrer Kinder, die verletzte Eigenliebe, das Bewußtsein, verlassen und für den Mann höchstens noch ein Gegenstand des Mitleids zu sein. Es ist schwer für sie, von dem religiösen und bürgerlichen Gesetz gezwungen zu

werden, diejenige, die ihr Leben verbittert, Schwester zu nennen und zu achten, und ohne sich rächen zu dürfen, den Efendi sagen zu hören: „Ich habe das Recht, hundert Frauen zu lieben, Du aber hast die Pflicht, nur mich allein zu lieben."

Es ist wahr, daß die Vorsicht der Gesetze und Gewohnheit der türkischen Frau manche Privilegien verleihen. Nie wird auf der Straße ein Mann die Hand gegen eine Frau erheben, kein Soldat, selbst im Tumult einer Empörung, je das unverschämteste Weib aus dem Volk mißhandeln. Der Mann begegnet seinem Weibe mit gewisser formeller Rücksicht, die Mutter ist Gegenstand einer besonderen Verehrung, kein Mann läßt die Frau seine Arbeit verrichten, um selbst zu faullenzen. Der Gatte setzt seiner Gattin eine Mitgift aus, während sie nur eine Aussteuer und vielleicht einige Sklavinnen in sein Haus bringt. Im Falle einer Verstoßung oder Ehescheidung muß er ihr einen genügenden Lebensunterhalt anweisen, und diese Verpflichtung hält ihn von Mißhandlungen zurück, die ihr das Recht geben würden, auf Trennung anzutragen. Die große Leichtigkeit, eine Scheidung zu erlangen, macht im gewissen Grade die schlechten Folgen einiger Heirathen weniger fühlbar, die durch die besondere Einrichtung der türkischen Gesellschaft, welche ja die beiden Geschlechter völlig trennt, fast immer ziemlich blindlings geschlossen werden. Für die Frau genügt, um geschieden zu werden, daß der Mann sie einmal

gemißhandelt, sie im Gespräch mit Anderen verleumdet, sie eine Zeit lang vernachlässigt hat. Sie kann ihre Klage schriftlich bei einem Gerichtshof einreichen oder persönlich einen Vezier, sogar selbst den Großvezier aufsuchen, der sie fast immer freundlich empfängt und gütig anhört. Verträgt sie sich nicht mit den übrigen Frauen, ist der Mann verpflichtet, ihr eine getrennte Wohnung zu geben, ein Recht auf ein eigenes Zimmer hat sie in jedem Fall; auch darf der Gatte keine der Sklavinnen heirathen, die seine Frau aus dem väterlichen Hause mitgebracht hat. Wenn ein Verführer nicht schon vier Frauen hat, muß er das verführte Mädchen ehelichen oder es im andern Falle als Odaliske bei sich aufnehmen und ihr Kind immer wie ein ehelich geborenes anerkennen. Es giebt in der Türkei fast keine ältere unvermählte Mädchen, selten erzwungene Heirathen, weil das Gesetz Väter, welche Schuld an denselben tragen, bestraft. Der Staat setzt bedürftigen Wittwen eine Pension aus und sorgt für die Waisen; reiche Türkinnen erziehen und verheirathen verlassene kleine Mädchen, selten stirbt eine Frau einsam und im Elend. Das Alles ist gut und löblich, doch was nützt der Frau die äußere Form ehrfurchtsvoller Rücksicht, wenn ihre ganze Stellung eine so demüthigende ist? Was hilft ihr die Leichtigkeit der Scheidung und Wiederverheirathung, wenn jeder neue Gatte sie in dieselbe Lage bringen kann, um deretwillen sie gezwungen war, den ersten zu verlassen? Was nützt die Anerkennung illegitimer Kinder, wenn ein Türke funfzig legitime haben

kann, ohne die Mittel zu ihrem Unterhalt? Wir bedenken dies Alles und müssen lächeln, wenn die Türken im Ernst von dem Vortheil der socialen Stellung ihrer Frauen im Vergleich mit der der unsrigen sprechen und behaupten wollen, daß ihr öffentliches Leben von der Verderbtheit des europäischen frei bleibt.

Aus dem, was wir bis jetzt von dem Leben der türkischen Frauen sagten, können wir uns ein Urtheil über sie bilden. Die meisten sind ein angenehmes Spielzeug, weiter Nichts. Die Mehrzahl kann weder lesen noch schreiben, und die Wenigen, die etwas oberflächliches Wissen haben, gelten für ganz wunderbare Geschöpfe. Die Türken, nach denen die Frauen „lange Haare und einen kurzen Verstand" besitzen, wünschen gar nicht, daß sie den Geist ausbilden, damit dieselben nur in keiner Weise ihnen gleich oder überlegen seien. Da sie nun aus Büchern oder aus Unterhaltung mit Männern keinerlei Belehrung schöpfen können, bleiben die Frauen in der krassesten Unwissenheit.

Die Trennung der Geschlechter schadet beiden Theilen, die Männer werden roh, die Frauen Klatschschwestern. Da sie außer einem kleinen weiblichen Cirkel keine Geselligkeit kennen, behalten sie bis in ihr Alter in ihren Ideen und Manieren ein gewisses kindisches Wesen: sie sind lächerlich neugierig, wundern sich über Alles, machen großes Aufheben von jeder kleinen Albernheit, ergehen sich in kleinlichen Bosheiten, in den Empfindlichkeiten von Schulmädchen,

lachen aus vollem Halse bei der geringsten Veranlassung, belustigen sich stundenlang mit kindischen Spielen und laufen einander durch alle Stuben nach, um sich gegenseitig Süßigkeiten aus dem Munde zu reißen. Dabei haben sie jedoch auch, wie die Franzosen sagen, die guten Eigenschaften eines Fehlers: sie sind aufrichtige, offene Naturen, die man bei der ersten Bekanntschaft versteht, wirkliche Menschen, nicht Masken, Karrikaturen oder Affen. Zur Verstellung fehlt ihnen die nöthige Kunst, und daher heißt es, daß eine Frau nur die Wahrheit einer Sache zu beschwören brauche, damit ihr Niemand mehr glaube! Pedantische Blaustrümpfe, die nur von Sprachen und Stil reden mögen, oder Schwärmerinnen, die nur in höheren Sphären leben, giebt es nicht in der Türkei. Aber in diesem engen Kreise des Lebens, dem geistige Freuden unbekannt bleiben, in dem niemals der natürliche Wunsch der Jugend und Schönheit, sich bewundert und gelobt zu hören Befriedigung findet, verhärtet sich das Gemüth allmälig, und, nicht vom Zügel der Erziehung zurückgehalten, überlassen sich die türkischen Frauen den größten Excessen, wenn eine schlechte Leidenschaft sie antreibt. Der Müssiggang erzeugt in ihnen tausend unvernünftige Launen, in denen sie eigensinnig beharren, die sie um jeden Preis befriedigen wollen. Nicht allein, daß sie sich in der sinnlichen Atmosphäre des Harems, in der Gesellschaft von unter ihnen stehenden Sklavinnen, in der Abwesenheit der Herren, die ihnen vielleicht als Zügel dienen würden, an eine unsagbare Rohheit der Sprache gewöhnen, — sie lieben

auch den schamlosen Scherz, die pöbelhafte Zweideutigkeit, sie werden so ungezogen und unverschämt, daß ein Europäer, welcher türkisch versteht, zuweilen aus dem Munde einer vornehmen Hanum, wenn diese von einem unhöflichen oder zudringlichen Ladenbesitzer geärgert ist, Redensarten hören kann, die bei uns die gemeinsten Weiber kaum brauchen würden. Ihre innere Bitterkeit nimmt immer mehr zu durch Beziehungen zu europäischen Damen und Kenntniß unserer Sitten, welche den Geist der Rebellion in ihnen nähren; wenn sie können, rächen sie sich durch launische Tyrannei an dem verliebten Gatten für die sociale Tyrannei, der sie unterworfen sind. Manche Beobachter wollen alle türkischen Damen sanftmüthig, milde und schüchtern verschämt schildern. Doch finden sich kühne, wilde Charaktere unter ihnen. Auch in Konstantinopel standen schon in öffentlichen Aufständen Frauen in den ersten Reihen; sie bewaffneten sich, stellten sich in Schlachtordnung, hielten die Karossen verhaßter Veziere an, überhäuften letztere mit Schimpfreden, bewarfen sie mit Steinen und widerstanden der Gewalt. Freilich sind sie sanft und milde wie alle Frauen, wenn keine Leidenschaft sie treibt und erregt. Sie behandeln ihre Sklavinnen gütig, wenn diese nicht ihre Eifersucht wecken; sie sind zärtlich gegen ihre Kinder, obgleich sie sich nicht bemühen, dieselben zu erziehen; sie schließen innige Freundschaft mit einander, — besonders wenn sie, von ihrem Gatten getrennt, gemeinschaftlichen Kummer tragen — kleiden sich in gleiche Farben, brauchen

dieselben Parfüms und legen Schönpflästerchen von gleicher Form auf. Noch könnte ich hinzufügen, was schon manche europäische Reisenden von ihnen behaupteten: daß alle Laster Babylons unter ihnen wohnen, doch widerstrebt es mir, mich in so ernster Sache nur auf das Urtheil Anderer zu berufen.

Ihrem Wesen entsprechen ihre Sitten. Sie gleichen Kindern aus guter Familie, die, auf dem Lande aufgewachsen, nun im Backfischalter — dieser Uebergangsperiode — tausend kleine spaßhafte Ungeschicklichkeiten begehen und immer dadurch die erzürnten Blicke ihrer Mamas auf sich ziehen. Man muß nur eine europäische Dame, die einen Harem besuchte, davon erzählen hören. Es ist zu komisch. Die Hanum sitzt z. B. in den ersten Minuten auf dem Sopha genau in der Haltung ihrer Besucherin, bis sie plötzlich die Hände über den Kopf faltet, laut gähnt oder ihre Kniee umarmt. Da sie an die Freiheiten — ich will nicht sagen Zügellosigkeiten — des Harems, an die liegenden Stellungen der Trägheit und Langeweile gewöhnt und durch die langen Bäder verweichlicht sind, fühlen sie sich bald durch eine gezwungene Haltung ermüdet. Sie legen sich auf einen Divan, wenden sich hundert Mal um, wobei sie ihre Schleppe tausend Mal verwickeln, rollen sich zusammen, nehmen die Füße in die Hände, legen ein Kissen auf die Kniee und die Ellbogen darauf, strecken sich aus, machen einen Buckel wie die kleinen Katzen, rollen sich vom Sopha auf die

Matratze, von da auf den Teppich, vom Teppich auf den Marmor des Fußbodens und schlafen, wo sie wollen, gerade wie Kinder. Eine Französin sagt, sie gleichen Mollusken und seien fast immer in einer Lage, daß man sie in die Arme nehmen könne wie ein rundes Ding. Ihre gewöhnliche Haltung ist ein Sitzen mit gekreuzten Beinen, und man glaubt, daß aus diesem Grunde ihre Beine die häßliche, etwas gerundete Form haben. Aber mit welcher Anmuth sie sitzen! Das muß man in den Gärten und auf den Friedhöfen beobachtet haben. Sie fallen gerade nieder, ruhen still, ohne die Hände zu rühren, unbeweglich wie Statuen, und plötzlich springen sie empor wie von einer Feder geschnellt, ohne sich aufzustützen. Dies ist übrigens vielleicht ihre einzige lebhafte Bewegung. Die Grazie der türkischen Dame zeigt sich nur in der Ruhe, in der Kunst, die lieblichen Biegungen des Körpers in hingesunkener Lage zu offenbaren, wenn der Kopf sich nach rückwärts biegt, die Haare lang herniederwallen und die Arme müde niedersinken.

Das Studium dieser Kunst ist eins der Mittel, mit denen sie die tödtliche Langweile, welche meistens die Harems bedrückt, zu besiegen trachten, einer Langweile, die ihren Grund nicht so sehr in dem Mangel an jeder Beschäftigung und Zerstreuung, als in dem steten Einerlei derselben findet, gewissen Büchern gleich, die, obgleich im Inhalt wechselnd, doch durch die Einförmigkeit des Styles ermüden. Die türkischen Damen stellen alle möglichen Versuche an, dieser

Langweile zu entfliehen, ihr ganzer Tag ist oft nur ein Kampf gegen diesen eigensinnigen Feind. Auf Polstern oder Teppichen mit ihren Sklavinnen sitzend, säumen sie zahllose Taschentücher zum Geschenk für ihre Freundinnen, sticken Schlafkappen oder Tabacksbeutel für Gatten, Väter, Brüder, lassen die Perlen des türkischen Rosenkranzes, des tespi, durch die Finger gleiten, zählen bis zur höchsten Zahl, die sie kennen, folgen mit dem Auge den Schiffen, die auf dem Bosporus und dem Marmarameer dahingleiten, und schwören Phantasiebilder des Reichthums, der Liebe, der Freiheit herauf, indem sie gedankenlos den bläulichen Rauchkreisen ihrer Cigarrette folgen. Sind sie der Cigarrette überdrüssig, rauchen sie einen Tschibuk, dann schlürfen sie eine Tasse arabischen Caffees, naschen Obst und Süßigkeiten, brauchen eine halbe Stunde, um ein Glas Gelee zu leeren, genießen durch Nargilehs parfümirtes Rosenwasser, saugen ein wenig Mastix, um den Geschmack des Rauchens zu dämpfen, und trinken Limonade, um den des Mastix wieder los zu werden. Sie machen Toilette, kleiden sich wiederholt um, probiren alle Gewänder ihres Schrankes an, versuchen verschiedene Schminken, Schönpflästerchen, wie Sterne oder Halbmonde geformt, stellen ein Dutzend großer und kleiner Spiegel so zusammen, daß sie sich selbst von allen Seiten betrachten können, bis sie sich nicht mehr sehen mögen. Nun tanzen funfzehnjährige Sklavinnen ein Ballet, mit Pauken und dem Tambourin begleitet, eine dritte wiederholt zum hundertsten Mal ein Lied, ein Gedicht, das Alle auswendig wissen,

oder zwei kräftige, muskulöse Frauen führen das gewöhnliche Kampfspiel vor, das mit einem Fall und einem Lachen ohne wirkliche Heiterkeit endet. Zuweilen bringen egyptische Tänzerinnen eine kleine Abwechselung, oder eine Zigeunerin wahrsagt der Hanum aus der Handfläche und verkauft ihr vielleicht einen Liebestrank. Stundenlang stehen die gelangweilten Damen an den vergitterten Fenstern, zählen vorübergehende Leute und Hunde, lehren den Papagei ein neues Wort, schaukeln sich im Garten, verrichten ihre Gebete, strecken sich auf den Diwan aus, um Karten zu spielen, springen auf, den Besuch einer Verwandten, einer Freundin zu empfangen, zu dem in natürlicher Folge Caffee, Rauchen, Limonade, Vesperbrod, müdes Lachen, lautes Gähnen gehört, bis die Freundin fortgeht, und der Eunuch von der Schwelle den Efendi anmeldet. — Ach, endlich! Wahrlich, Allah schickt ihn, wäre er auch der häßlichste Gatte in Stambul.

So ist das Leben in den Harems, wo wenigstens Frieden herrscht, wo nur eine von ihrem Manne geliebte Frau wohnt. Wenn auch nicht Glück, so kann doch noch Ruhe auch in solchen Harems sein, wo mehrere Frauen indolenten, oberflächlichen Charakters ohne Neid und Herrschsucht ganz gut mit einander auskommen, dem Efendi das Geld aus der Tasche locken und sich mit einander belustigen, ohne weitere Ansprüche zu machen. Auch in den Häusern wird wenigstens noch der äußere Schein des Friedens bewahrt, in denen die Frau, der eine neu angekommene

Schöne vorgezogen wird, sich mit ernster Würde in ihr Schicksal ergiebt, als Freundin des Gatten in seinem Hause bleibt und Trost in ihren Kindern sucht. Aber dort, wo leidenschaftliche, glühende Frauen den Triumph einer Rivalin, die Schande der Vernachlässigung, die Zurücksetzung ihrer Kinder nicht ertragen können, ist eine wahre Hölle, und die Gluth der Leidenschaft erstickt die Langweile. Hier wird geweint, getobt, Porzellan und Glas zertrümmert, hier werden Intriguen gesponnen, Verbrechen erdacht und zuweilen ausgeführt; Gift und Dolch kommen in Anwendung, Vitriolflaschen werden ins Gesicht geworfen — das Leben ist hier ein schreckliches Gewebe von Verfolgungen, unversöhnlichem Haß, geheimen, furchtbaren Kriegen. Ein Mann, der mehrere Frauen hat, liebt entweder nur eine derselben und genießt dann keinen Frieden, oder er zeichnet des Friedens wegen keine aus und genießt dann keine Liebe. In beiden Fällen geht er gewöhnlich dem Ruin entgegen, denn wenn wirklich unter den Weibern keine Eifersucht der Liebe herrscht, so ist doch immer ein Eifern der Eigenliebe, der Herrschsucht und ein Wettstreit im äußeren Glanze da. Der Gatte kann keiner Favoritin einen Schmuck, einen Wagen, oder eine kleine Villa am Bosporus schenken, ohne daß ein gewaltiger Sturm entsteht, weshalb er sich gezwungen sieht, Allen zu erweisen, was er Einer thun möchte, also seinen Frieden mit Gold zu erkaufen. Und dem Denken und Streben der Frauen ahmen natürlich die Kinder nach, die entweder hassen oder gehaßt werden. Man

stelle sich vor, welche Erziehung sie im Harem haben können zwischen Intriguen und kleinlichem Aerger, zwischen Sklavinnen und Eunuchen, ohne den Beistand des Vaters, ohne die Hülfe der Arbeit in dieser Atmosphäre sinnlicher Niedrigkeit.

Außer den friedlichen oder stürmischen Harems giebt es noch den des jungen vorurtheilsfreien Türken, der die europäischen Neigungen seiner Frau unterstützt, und den des conservativen Türken, der entweder aus eigenem Gefühl strenge am Alten hängt, oder sich von seinen Eltern, unbeugsamen Muselmännern, regieren läßt. Zwischen diesen beiden Harems besteht ein gewaltiger Unterschied. Der erste gleicht dem Hause einer europäischen Dame. Da ist ein Clavier, welches die Hanum von einer christlichen Lehrerin spielen lernte, ein Nähtisch, ein Korblehnstuhl, ein Schreibtisch; an der Wand hängt eine Bleifederzeichnung, das Portrait des Efendi, von einem italienischen Künstler in Pera verfertigt; in der Ecke steht ein Gestell mit einigen zwanzig Büchern, unter denen sich ein kleines französisch-türkisches Dictionär und die letzte Nummer der Mode illustrée befinden, welche die spanische Consulin der Dame des Hauses schickte. Letztere malt auch in Wasserfarben Blumen und Früchte und versichert ihren Freundinnen, daß sie keine Langweile kenne; zur Erholung schreibt sie ihre Memoiren. Ein französischer Lehrer — natürlich ein häßlicher, alter Mann — kommt zur Uebung in der Conversation. Wenn sie erkrankt, wird auch ein französischer Arzt geholt, der sogar jung und hübsch sein darf, denn ihr „Mann ist nicht

mehr so lächerlich eifersüchtig", wie seine veralteten Freunde. Eine französische Putzmacherin probirt ihr ein Kleid an, das genau nach dem Muster des letzten Modeblattes zugeschnitten ist, und mit dem die Dame ihren Gatten am Donnerstag Abend überraschen will, dem heiligen Abende der muselmännischen Ehepaare, an dem der Efendi eine Art galanten Wechsels an sein „Rosenblatt" zahlt. Er, der eine hohe Stellung bekleidet, hat der Hanum versprochen, daß sie durch eine Thürritze den ersten großen Ball mit ansehen darf, den die englische Gesandtin im nächsten Winter geben wird.

Kurz, sie ist eine europäische Frau mit türkischer Religion und erzählt gern ihren Freundinnen: „Ich lebe wie eine Christin". Diese schwören alle zu denselben Grundsätzen, wenn sie auch nicht dasselbe Leben führen können, und nachdem sie mit einander von der Mode und dem Theater gesprochen haben, spotten sie über den „Aberglauben" der „Pedanterie", der „Bigotterie der alten Türken" und kommen überein, daß „es wirklich Zeit sei, den Anfang zu einem „vernünftigeren Leben" zu machen". — Aber im anderen Harem? Hier ist Alles streng türkisch, von der Kleidung der Hanum bis zu den unbedeutendsten Mobilien. Das einzige Buch ist der Koran, die einzige Zeitung der „Stambul". Bei einer Krankheit der Frau ruft man nicht einen Arzt, sondern eine weise türkische Frau, die ein wunderbares Heilmittel für alle Leiden hat. Sind die Eltern vielleicht von dem Europafieber angesteckt, darf die Tochter sie nur ein-

mal in der Woche sehen. Alle Oeffnungen des Hauses sind vergittert und wohl verschlossen, nichts Europäisches kommt hinein als die Luft. Vielleicht, wenn die Hanum unglücklicher Weise in ihrer Jugend ein bischen französisch lernte, steckt ihr wohl die Schwiegermutter einen französischen Roman der schlechtesten Sorte in die Hand, um ihr dann sagen zu können: „Siehst du nun, was das für eine Gesellschaft ist, der du nachäffen möchtest? Was die für schöne Dinge hervorbringt und dir für ein Beispiel giebt?"

Man sollte kaum glauben, daß in einer Gesellschaft, wo so wenig Verbindung zwischen den beiden Geschlechtern besteht, doch im Leben der Frau so viel Begebenheiten, so viel Klatschereien, so viel Streitigkeiten vorkommen können, wie hier die weiblichen Gemüther bewegen. Intriguen spielen eine große Rolle. In einem Harem zum Beispiel lebt eine alte Mutter, die es darauf anlegt, eine Frau aus dem Herzen ihres Sohnes zu verdrängen und deshalb die Kinder von ihm fernhält und deren Erziehung vernachlässigt, nur damit auch diese dem Vater nicht lieb werden, er ihre Mutter vergißt und sich allmälig einer andern Frau zuwendet. In einem andern Hause strebt vielleicht eine Hanum, der es nicht gelingen will, den Gatten von einer verhaßten Rivalin zu lösen, darnach, die schönste Sklavin zu kaufen, damit der Efendi sich in diese verlieben und dann die andere vernachlässigen möge. Eine dritte Frau, deren Wonne es ist, Heirathen zu stiften, weiß es auf schlaue Weise dahin zu

bringen, daß ein junger Verwandter ein schönes Mädchen kennen lernt, welches sie auf diese Weise dem eigenen Gemahl entzieht, der, wie sie wohl weiß, seit einiger Zeit den Gedanken hegte, dasselbe zu seinem Weibe zu machen. Hier haben mehrere Damen eine Zusammenkunft, bei der sie sich verabreden, jede eine Summe Geldes zu geben, um zur Erreichung eines Zieles dem Großvezier oder dem Sultan eine schöne Sklavin zu schenken; dort bewegen andere hochgestellte Frauen tausend geheime Fäden mächtiger Verwandtschaften, erreichen dadurch was sie wollen, verdrängen Feinde aus wichtigen Staatsämtern, erheben Freunde in dieselben und schicken Andere in entfernte Provinzen.

Obgleich in Konstantinopel weniger geselliger Verkehr ist als in unseren Städten, wissen die Frauen dort doch eben so gut jede kleine Neuigkeit, und sind genau von dem Thun und Treiben der übrigen Familien unterrichtet. Der Ruf von einer geistreichen, einer boshaften, einer eifersüchtigen, einer verdrießlichen Frau verbreitet sich auch hier weit über den Kreis ihrer Bekanntschaft. Auch hier geht ein guter Witz, ein Wortspiel, zu dem sich die türkische Sprache so vorzüglich eignet, von Mund zu Mund. Geburten, Heirathen, Feste, alle kleinen Ereignisse, die in den europäischen Colonien und im Serail vorkommen, geben den Stoff zu endlosem Reden: „Habt Ihr schon den neuen, so kleinen Hut der französischen Gesandtin gesehen? Weiß man nichts von der schönen Sklavin aus Georgien, die die Sultanin-Mutter dem Sultan zum großen Beiramfeste

schenken will? Ist es wahr, daß die Frau von Achmed Pascha gestern mit europäischen Stiefelchen, die seidene Troddeln hatten, ausgegangen ist? Sind endlich die Costüme aus Paris zur Vorstellung des Bourgeois gentilhomme für das Serail-Theater angekommen? Im Hause eines Photographen in Pera hat es einen großen Scandal gegeben, weil Efendi-Achmed dort das Bild seiner Frau fand. Frau Aischa trinkt Wein. Frau Fatme läßt sich Visitenkarten machen. Frau Hafien ist um drei Uhr in einen fränkischen Laden gegangen und erst um vier wieder herausgekommen." Solche kleinliche, malitiöse Chronik läuft mit fabelhafter Schnelligkeit durch die zahllosen gelben und rothen Häuser, vereinigt sich mit der des Kaiserlichen Hofes, breitet sich über Skutari, zieht sich an den Ufern des Bosporus entlang bis ans Schwarze Meer und erreicht oft noch die großen Provinzialstädte, von wo sie dann ausgeschmückt zurückkehrt, um in den tausend Harems der Metropole neues Gelächter und neue Klatschereien zu verursachen.

Wenn es unter den Türken auch wie bei uns jene lebendigen Zeitungen der vornehmen Welt gäbe, die Jeden kennen, die Alles wissen und Alles erzählen, würde es zu gleicher Zeit ein Vergnügen und ein angenehmes Studium der Sitten Konstantinopels sein, sich an einem Festtage mit einem derselben an den Eingang der Vergnügungsgärten zu stellen und sich einen Bericht von den Vorübergehenden geben zu lassen, die durch diese oder jene Sache bekannt ge-

worden sind. Aber was schadet's, wenn wir auch allein bleiben? Die Thatsachen sind wohl bekannt, und die betreffenden Personen kann man sich leicht vorstellen. Mir ist, als sähe und hörte ich Alles in diesem Augenblick. Die Leute gehen vorüber; der Türke zeigt auf sie und plaudert: „Diese Dame hat sich vor Kurzem mit ihrem Manne erzürnt und ist nach Skutari gezogen — Skutari nämlich ist der Zufluchtsort aller Unzufriedenen — wo sie bei einer Freundin wohnt und abwartet, daß er, der sie im Grunde liebt, die Sklavin fortschickt, welche Veranlassung zu der Zwistigkeit gegeben hat, und sie wieder nach Hause holt. Der Efendi, welcher eben neben uns stand, will nichts mit Eltern und Verwandten zu thun haben, die so leicht Streit in die Ehe bringen; darum heirathete er wie manche Anderen es schon thaten, eine arabische Sklavin, die in diesen Tagen die ersten Lectionen in der türkischen Sprache bei ihrer Schwägerin nimmt. Jene schöne, kleine Dame ist von ihrem Gatten geschieden, um die Frau eines gewissen Efendi zu werden, nachdem dieser eine der vier ihm vom Gesetz erlaubten Gemahlinnen verstoßen hat. Jene dort wurde schon zwei Mal von demselben Manne getrennt und will sich jetzt wieder mit ihm vermählen; damit sie das thun kann, gebietet ihr aber das Gesetz, erst einige Tage hindurch die Frau eines anderen Türken zu sein, von dem sich dann die schöne Launenhafte trennen läßt, um ihre dritte Hochzeit mit dem ersten Manne zu feiern. Diese Brünette mit den geistreichen Augen ist eine abyssinische

Sklavin, die einst von einer vornehmen Dame aus Kairo an eine vornehme Dame in Stambul geschenkt wurde; nun hat die Letztere nach ihrem Tode sie als Herrin des Hauses zurückgelassen. Dieser fünfzigjährige Türke heirathete schon zehn Frauen, während jene grün gekleidete Alte sich rühmen kann, legitime Gemahlin von zwölf Männern gewesen zu sein. Die starke Dame da drüben erwirbt sich viel Geld, indem sie vierzehnjährige Mädchen ankauft und diese, nachdem sie Musik, Tanz und Gesang, die feinen Manieren türkischer Gesellschaft erlernt haben, wieder verhandelt mit einem Verdienst von fünfhundert auf hundert. Von einer anderen schönen Dame weiß ich genau die Kosten nachzurechnen; sie wurde einst für hundertzwanzig türkische Franken gekauft und nachher, drei Jahre später, verhandelte man sie zu sechshundert. Sehen Sie die Schöne, welche eben ihren Schleier zurechtzieht? Wohl, sie ist erst Sklavin gewesen, dann Odaliske, dann Frau; darauf geschieden, verheirathete sie sich zum zweiten Mal und nun, als Wittwe, denkt sie schon wieder an eine Vermählung. Hier ist ein Kaufmann, der aus Handelsgründen vier Frauen nahm und sich nun eine derselben in Trapezunt, eine in Konstantinopel, eine in Brussa, eine in Alexandrien hält, um so immer am Endpunkt einer Reise in einen Liebeshafen einlaufen zu können. Dieser hübsche vierundzwanzigjährige Pascha war vor einem Monat noch ein armer Subalternofficier der Kaiserlichen Wache, den der Sultan plötzlich zu so hohem Rang erhob, um ihm eine Schwester zur Frau zu geben; aber er büßt wohl die

Sünden anderer türkischer Ehemänner, denn mit einer Fürstin spaßt man nicht; diese soll eifersüchtig wie eine „Nachtigall" sein, ja, wenn wir die Menge genau durch forschen wollten, würden wir wohl bemerken, wie ihm eine Sklavin von ferne folgt, die Acht giebt, wen er ansieht. Betrachten Sie sich diesen prachtvollen Wuchs; es ist nicht schwer zu errathen, daß die Schöne, die Sie bewundern, einst dem Serail angehörte, sie, die frühere Geliebte des Sultans, vermählte sich vor einigen Wochen mit einem Beamten des Kriegsministeriums, der durch ihren Einfluß jetzt schon eine Stellung bei Hofe hat und ausgezeichnete Carriere machen wird. Hier ist ein Efendi, der sich in einer seltsamen Lage befindet; seine Frau hat sich in einen Eunuchen verliebt, und man meint, sie könne im Stande sein, ihrem Gatten eine verhängnißvolle Tasse Caffee zu kredenzen, um in Frieden ihrer platonischen Liebe zu leben. Dieses kleine fünfjährige Mädchen verlobte sich heute mit einem achtjährigen Knaben; in Begleitung seiner Eltern besuchte sie der Bräutigam schon, sie gefiel ihm, nur gerieth er in Wuth, weil ein kleiner Vetter sie in seiner Gegenwart küßte. Hier diese alte Hexe opferte Allah gestern zwei Böcke, zum Dank, daß er sie von einer verabscheuten Schwiegertochter befreite. Ich kenne die Dame hier im lila Mantel und ganz bedecktem Antlitz, denn sie ist die Gemahlin eines meiner türkischen Freunde und eine Christin, die jeden Sonntag in die Kirche geht. Ich bitte Sie aber, das Niemandem zu erzählen aus Rücksicht für die Frau selbst, nicht ihres Mannes wegen,

denn der Koran verbietet nicht, eine Ungläubige zu heirathen; zur Reinigung genügt nach einer Umarmung das Waschen der Hände und des Gesichts. — Ach, was haben wir versäumt! Eine Karosse des Serail fuhr vorüber, in der die dritte Kadyne des Sultans saß, ich erkannte das rosa Band am Hals des Intendanten; diese dritte Kadyne, ein Geschenk des Pascha von Symrna, welche die größten Augen und den niedlichsten Mund im ganzen Kaiserreich hat, ist eine Schönheit von der Art, wie diese kleine Hanum, die gestern eine Zusammenkunft und inniges Liebesspiel mit einem englischen Maler meiner Bekanntschaft hatte. Die Unglückliche! Freilich, wenn einst die beiden Engel Nekir und Munkir ihre Seele richten werden, versucht sie sich mit der gewöhnlichen Lüge zu entschuldigen, daß sie die Augen geschlossen hatte und nicht sehen konnte, daß sie einen Ungläubigen küßte.

Giebt es denn auch treulose Türkinnen? Ja, ganz gewiß! Trotz der Eifersucht der Efendi und der Wachsamkeit der Eunuchen, trotz der hundert Peitschenhiebe, mit denen der Koran die Schuldige bedroht, trotz der gegenseitigen Versicherungsgesellschaft, welche türkische Gatten zu bilden scheinen, ganz im Gegensatz zu andern Ländern, in denen alle gewissermaßen danach trachten, dem ähnlichen Glücke zu schaden, trotz alledem darf man wohl behaupten, daß die „Verschleierten" Konstantinopels nicht weniger Sünden begehen, als die „Nichtverschleierten" vieler christlicher Städte.

Wenn dies nicht der Fall wäre, würde der Karagöz nicht so oft das Wort „Kerata“ im Munde führen, das in einen geschichtlichen Namen übertragen Menelaos bedeutet. Aber wie ist das möglich? O, auf tausend verschiedene Art. Freilich werden keine Frauen mehr mit oder ohne Sack in den Bosporus geworfen und die Strafen des Fastens, des Stillschweigens, des Büßerhemdes, der Schläge auf die Fußsohlen sind nur noch Drohungen eines rohen Kerata. Die Eifersucht strebt den Verrath zu verhindern, aber wenn sie sich getäuscht sieht, folgt nicht mehr der Zorn oder die Rache früherer Zeiten; denn heutzutage ist es ungleich schwerer, Familien-Tragödien in den Mauern des Hauses verborgen zu halten, und in der muselmännischen Gesellschaft herrscht jetzt mit vielen andern europäischen Sitten auch die Gewalt der Lächerlichkeit, vor der sich die Eifersucht fürchtet. Ueberdies ist diese türkische Eifersucht meistens nur kühl, sozusagen körperlich, mehr aus der Eigenliebe als aus warmer Leidenschaft geboren, und obwohl dieselbe hart, strenge und sogar rachsüchtig sein kann, fehlen ihr doch immer die tausend Augen und die forschende, unermüdlich thätige Kraft, welche ihre Wurzeln aus einer in Liebesleidenschaft glühenden Seele zieht.

Wer kann denn die von dem Manne getrennt lebenden Frauen bewachen, welche ihr Haus für sich haben, wohin der Efendi nicht alle Tage kommt? Wer folgt ihnen durch die verschlungenen Gassen Peras und Galatas, durch die entlegenen Stadttheile Stambuls? Wer hindert einen

schönen Adjutanten des Sultans an einer Wendung der Straße, gerade auf der Stelle, wo der vorreitende Eunuch ihm den Rücken zuwendet und der folgende ihn nicht sehen kann, weil ein Wagen mit einer verschleierten Schönen dazwischen ist, im vollen Galopp an der Karosse vorbei zu jagen und ein Billet in das Fenster derselben zu werfen, wie ich einen Officier thun sah? Und an den Abenden des Ramasan, wenn die Damen bis Mitternacht draußen bleiben? Die gefälligen Freundinnen, besonders diejenigen, welche gerade an der Grenze einer christlichen und türkischen Vorstadt wohnen, werden sie nicht gerne eine verschleierte Freundin im Hause aufnehmen, ohne einem europäischen Freunde die Thüre zu verschließen? Liebesabenteuer kommen sicherlich vor; aber sie sind weder so schrecklich noch so sonderbar wie in früheren Zeiten. Vornehme Damen werden nicht mehr nach befriedigter Laune den Jüngling, welcher einen am Morgen gekauften Stoff in den Harem bringt, durch eine Fallthür in den Bosporus werfen, wie eine Sultanin des verflossenen Jahrhunderts es gethan hat. Jetzt geht alles ganz alltäglich und prosaisch zu. Die ersten Zusammenkünfte geschehen gewöhnlich in den Läden, denn man weiß — es giebt Kaufleute genug, die mit allen möglichen Dingen Handel treiben. Die türkische Polizei thut was sie kann, Mißbräuche zu verhindern. Von allen Vorschriften, welche sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei besonderen Festlichkeiten erläßt, beziehen sich die meisten auf die Frauen und wenden sich in Form von

Rathschlägen oder Drohungen direct an dieselben. So ist z. B. den Frauen verboten, sich in die inneren Zimmer eines Ladens zu begeben, da sie immer noch von der Straße aus gesehen werden müssen. Sie dürfen auch nicht auf der Pferdeeisenbahn nur zur Unterhaltung fahren, d. h. sie sollen am Ende der Strecke aussteigen und nicht sogleich auf demselben Wege zurückkehren. Weiter ist den Frauen untersagt, Vorübergehenden Zeichen zu machen, still zu stehen, hin und her zu schlendern, bestimmte Straßen zu betreten, sich auf derselben Stelle längere Zeit aufzuhalten: alles schöne Vorschriften, von denen sich Jeder denken kann, ob dieselben befolgt werden, oder ob es möglich sei, hier Gehorsam zu erzwingen.

Und dann jener gesegnete Schleier, der ursprünglich als Schutzwehr gegen den Mann eingeführt, jetzt eine schützende Hülfe für die Frau geworden ist, den sie lose und durchsichtig läßt, um ein Verlangen zu erwecken, und dicht zieht, um dasselbe zu befriedigen: eine bequeme Einrichtung, die viele artige und seltsame Abenteuer begünstigt. Durch diesen Schleier kann es wohl geschehen, daß glücklich Liebende nach langer Zeit noch nicht wissen, wer ihre Schönen sind, daß Frauen sich unter den Namen einer andern verbergen, um Rache auszuüben, daß Verwickelungen, unerwartetes Erkennen, Neckereien und tausend Dinge vorkommen, die zu endlosen Klatschereien und zu unermüdlichem Geschwätz Veranlassung geben.

In den Badehäusern, den gewöhnlichen Versammlungs-

orten türkischer Damen, werden besonders alle diese Klatschereien und Neuigkeiten ausgetauscht. Das Badehaus bildet in gewisser Beziehung das Theater der türkischen Damenwelt. Dahin gehen sie paarweise oder in ganzen Gesellschaften mit ihren Sklavinnen, welche Kissen, Teppiche, Toilettengegenstände, Näschereien, zuweilen auch ein ganzes Mittagsessen tragen, damit sie vom Morgen bis zum Abend bleiben können. Dort in den halbdunklen Sälen, zwischen Marmorsäulen und Fontainen finden sich manchmal mehr als zweihundert Frauen zusammen, leicht wie Nymphen gekleidet, die, nach der Aussage europäischer Damen, ein so eigenthümlich wunderbares Schauspiel darbieten, daß hundert Maler verwundert ihre Pinsel hinwerfen würden. Man sieht eine schneeweiße Hanum neben der kohlschwarzen Sklavin, starke Matronen, deren kräftig entwickelte Formen das Schönheitsideal der altmodischen Türken bilden, schlanke, jugendliche Gestalten, deren kurze Locken ihnen das Aussehen eines Jünglings geben, cirkassische Mädchen mit goldenen Haaren, die ihnen bis an die Kniee reichen, Türkinnen, denen zahllose schwarze Flechten über Brust und Schultern fallen Eine trägt ein Amulet um den Hals, eine Andere eine Knoblauchszehe um den Kopf als untrügliches Mittel gegen Augenschmerzen, Halbwilde haben Arabesken in die Arme geritzt, die Schultern armer Sklavinnen zeigen Spuren der Peitschenhiebe des Eunuchen.

Alle diese Frauen ruhen in tausend anmuthigen Gruppen und Haltungen. Einige rauchen, auf den Teppichen aus-

gestreckt, andere lassen sich kämmen, manche singen, lachen, spritzen und haschen einander, schreien unter den Douchen oder schmausen im Kreise zusammensitzend und beklatschen den lieben Nächsten. Und wie sie ihre Körper enthüllen, zeigen sie hier auch mehr als irgendwo sonst ihre kindliche Gemüthsart. Sie messen ihre Füße, beurtheilen, vergleichen mit einander. Die Eine sagt offenherzig: „Ich bin schön"; eine Andere: „Ich sehe so ziemlich gut aus" oder: „Es thut mir leid, diesen Fehler an meinem Körper zu haben", vielleicht auch: „Weißt Du, Du bist noch hübscher als ich". Im Tone des Vorwurfs wird der Freundin geklagt: „Sieh' nur, wie schön stark Frau Feridey geworden ist, weil sie gequetschte Krebse gegessen hat, während Du mir doch sagtest, daß Reisklöße besser wären." Ist einmal eine liebenswürdige Europäerin unter ihnen, so wird sie umringt und ihr werden tausend Fragen gestellt: „Ist es wahr, daß Ihr ausgeschnitten bis hier auf den Ball geht? Was denken Eure Männer davon? Was sagen andere Herren dazu? Wie tanzt Ihr denn? So? Wahrhaftig?!" Das Alles muß man selbst sehen um es zu glauben!

Nicht allein in den Bädern, sondern überall, bei allen Gelegenheiten suchen die Türkinnen fränkische Damen kennen zu lernen, freuen sich an der Unterhaltung mit ihnen und laden sie besonders gern in ihr Haus ein. Bei einem solchen Besuch versammeln sie ihre Freundinnen, bieten ihre ganze

Dienerschaft auf, arrangiren ein kleines Fest, nöthigen immer wieder zu Obst und Süßigkeiten und lassen den Gast selten ohne ein Geschenk fort. Das Gefühl, das sie zu diesen Freundschaftsbeweisen treibt, ist selbstverständlich mehr Neugierde als Wohlwollen. Kaum sind sie mit der Fremden etwas vertrauter geworden, so lassen sie sich tausend Einzelheiten des europäischen Lebens erzählen, besehen die Kleidung vom Hut bis zu den Stiefelchen und sind nicht eher zufrieden, als bis sie genau erforscht haben, wie solche Nazarenerin beschaffen ist, eins dieser Frauenzimmer, die so viele Dinge studiren, die malen, für Zeitungen schreiben, reiten und Berge besteigen. Die sonderbaren Ideen, die sie sich vor dem Beginn der Reform von den fränkischen Damen machten, haben sie freilich nicht mehr; früher betrachteten sie dieselben mit Mißtrauen, sprachen mit Verachtung von ihnen und beneideten nicht eine Bildung, die sie nicht zu schätzen verstanden. Heutzutage ist das ganz anders geworden: Sie mißtrauen nun der eigenen Unwissenheit, schämen sich ihres Mangels an Kenntnissen, fürchten dumm oder kindisch zu erscheinen, und Manche zeigen daher nicht mehr die frühere natürliche Vertraulichkeit. Aber fränkische Kleidung und Sitte ahmen sie immer gern nach. Diejenigen, welche eine europäische Sprache erlernen, thun das weniger aus Wissensdurst als um mit den Christinnen reden zu können. Bei der Unterhaltung bemühen sie sich französische Worte in die türkische Sprache zu mischen; verstehen sie kein französisch, stellen sie sich doch, als könnten sie es sprechen, wenn sie nur wollten;

sie hören sich unendlich gern „Madame“ anreden und gehen vorzugsweise gern in fränkische Läden, um mit diesem Titel begrüßt zu werden. Pera, das große Pera verlockt die türkischen Damen wie das Licht die Schmetterlinge; es zieht ihre Schritte, ihre Phantasie, ihr Geld, oft auch ihre Sünden an. Darum sehnen sie sich, fränkische Damen kennen zu lernen, die ihnen gleichsam die Verkünderinnen einer neuen Welt werden. Diese schildern ihnen die großartigen Schauspiele der Theater-Vorstellungen, der glänzenden Bälle, der prachtvollen Soupers, die kostbaren Gesellschaften einer großen Dame, Carnevals-Abenteuer, Reisen, und alle diese strahlenden Bilder verwirren dann das halb betäubte Köpfchen, das erregte Gemüth in den langweiligen Wänden des Harems, im Schatten der melancholischen Gärten. Wie die europäischen Damen von dem blauen, klaren Horizont des Orients träumen, seufzen in solchen Augenblicken die Türkinnen nach dem wechselnden, fieberhaften Leben unserer Länder und würden alle Wunder des Bosporus für eine dunkle Straße in Paris geben. Aber nicht allein nach buntem, geselligem Treiben sehnen sie sich, nein, noch weit mehr, viel häufiger nach dem häuslichen Leben, nach der abgeschlossenen kleinen Welt der europäischen Familie, dem Kreise treuer Freunde, dem Tisch, an dem Eltern und Kinder sitzen, dem geehrten Alter, nach jenem Heiligthum voll Erinnerung, Vertrauen und Zärtlichkeit, das die Vereinigung zweier Seelen selbst noch ohne Liebe verschönern kann, in das man auch nach einem Leben des

Irrthums und der Schuld geborgen zurückkehrt, in das sich in den Schmerzen der Gegenwart, in den Stürmen der Jugend der Gedanke flüchtet, und dessen das Herz sich getröstet wie mit einer Friedenverheißung für spätere Jahre, gleichwie wir aus der Tiefe eines dunklen Thales die Herrlichkeit eines heiteren Sonnenunterganges schauen.

Doch können wir Allen, die das Schicksal türkischer Frauen beklagen, den großen Trost geben, daß die Polygamie von Tag zu Tag mehr verschwindet. Die Türken selbst haben dieselbe immer eher einen geduldeten Mißbrauch als das natürliche Recht des Mannes genannt. Obgleich der Prophet mehrere Frauen nahm, sagte er doch: „Der ist zu loben, der nur ein Weib heirathet.“ Und in der That, ein Jeder, der ein Beispiel rechtlicher, strenger Sitten geben will, hat nur eine Gattin. Wer mehrere hält, wird allerdings nicht öffentlich getadelt, doch auch keineswegs gepriesen. Wenige Türken reden der Polygamie das Wort, kaum einer billigt sie in seinem Gewissen. Fast alle verstehen ihre Ungerechtigkeit und ihre üblen Folgen, viele bekämpfen sie mit lautem Eifer. Alle, die in einer socialen Stellung sich befinden, welche eine gewisse Achtbarkeit des Charakters und Würde des Lebens bedingt, sind nur einmal vermählt, wie die Beamten des Ministeriums, die höheren Officiere, die Rathsherren, die Prediger. Aus Rücksichten der Nothwendigkeit haben auch die Armen und die meisten

Männer der Mittelklasse nur eine Frau. So sind denn in Wirklichkeit vier Fünftel der Türken in Konstantinopel nicht mehr Polygamisten. Viele freilich wollen sich nur einmal vermählen, um es den Europäern gleich zu thun, und Manche nehmen Odalisken ins Haus, wenn sie nur eine Gattin haben, doch zieht auch diese Sucht der Nachahmung schon ihre ersten Wurzeln aus dem noch unklaren Bewußtsein von der Nothwendigkeit, die türkische Gesellschaft zu reformiren, während der laut verurtheilte Gebrauch der Odalisken mit der Einschränkung des jetzt noch geduldeten Sklavenhandels aufhören muß. Der Uebergang des socialen türkischen Lebens zu europäischer Gesittung aber ist unmöglich ohne die Befreiung des Weibes, und folglich, um diese zu vollbringen, muß die Polygamie fallen. Vielleicht würde sich, wenn morgen ein Gesetz dieselbe unterdrückte, keine Stimme laut dagegen erheben. Das Gebäude ist erschüttert, man braucht nur die Trümmer fort zu schaffen. Schon färbt eine neue Morgenröthe die Terrassen des Harems rosig. Hofft, oh ihr schönen Hanums! Die Pforten des Selamlik werden zertrümmert, die Gitter abgebrochen, der Feredschè wird einst nur noch das Museum im großen Bazar zieren, der Eunuch eine bloße Erinnerung eurer Kindheit sein, und ihr werdet frei der Welt die Anmuth eurer Züge, die Schätze eurer Seele offenbaren. Dann, wenn man in Europa von „den Perlen des Orients“ spricht, wird man euch meinen, ihr schönen, weißen Hanums, euch, ihr klugen, sanften, witzigen Türkinnen, nicht mehr die nutz-

losen Perlen, welche im kalten Glanze des Harems an eurem Halse leuchten. Muth also! Die Sonne steigt empor. Ich — dies sage ich meinen ungläubigen Freunden — alt, wie ich bin, gebe doch nicht die Hoffnung auf, bei einem Spaziergang durch Turin der Gemahlin eines Paschas den Arm zu reichen und sie am Ufer des Po entlang zu führen, indem ich ein Capitel aus den „Verlobten" von Manzoni recitire.

11.

Janghen Var. Verruchte Neugierde des Autors. In Morgendämmerung auf der Brücke. Die Spritzenleute. Das letzte große Feuer. Schilderung desselben. Am folgenden Tage. Feuersgefahr in Konstantinopel. Die purpurroth gekleidete Odaliske.

Von einem solchen Spaziergange träumte mir gerade gegen fünf Uhr Morgens in meinem Hotel, und zwischen Schlafen und Wachen fing ich eben an, meiner schönen Reisenden den Anfang des berühmten Romans zu declamiren, als, mit dem Licht in der Hand, mein Freund Yunk, ganz weiß gekleidet, vor mir erschien und mich erstaunt fragte: „Was geht diese Nacht in Konstantinopel vor?"

Ich richtete mich auf, und wie ich nun lauschte, hörte ich von der Straße ein dumpfes, verworrenes Geräusch, eilige Schritte, ein Getöse, ein Rufen, ein Gemurmel von Stimmen, das schon der Tageshelle anzugehören schien. Ich trat ans Fenster und sah in der Dunkelheit eine Menge Menschen dem goldenen Horn zueilen. Dann lief ich auf den Vorplatz und indem ich einen griechischen Kammerdiener festhielt, der die Treppe hinunterrennen wollte, fragte ich ihn, was geschehen sei. Er riß sich los: „Um's Himmels

Willen, Janghen Var! Hören Sie nicht das Rufen?" Und im Wegstürzen fügte er noch hinzu: „Schauen Sie doch die Spitze des Thurms von Galata!"

Wir traten wieder ans Fenster und sahen den oberen Theil des großen Thurmes in blendender, purpurrother Helle strahlen. Von den Häusern in seiner Nähe stieg zwischen einem Sprühregen von Funken eine schwarze Rauchwolke empor und zog sich hoch zum bestirnten Himmel.

Unsere Gedanken flogen sogleich zurück nach all' den schrecklichen Feuersbrünsten, welche die türkische Hauptstadt schon erduldete, und wie wir besonders an das entsetzliche Feuer im Jahre 1870 dachten, überkam uns zunächst eine Empfindung des Schreckens und des Mitleids. Demselben folgte jedoch unmittelbar — ich schäme mich, es zu bekennen — ein anderes egoistisches, grausames Gefühl — die Neugierde des Malers und Schriftstellers und — auch das gestehe ich — wir wechselten ein Lächeln, das Doré, wenn er es im Fluge hätte ergreifen können, wohl dem Antlitz eines seiner Dante'schen Dämonen aufprägen möchte. Wer in jenem Augenblick unser Herz geöffnet hätte, wahrlich, er würde nur ein Dintenfaß und eine Staffelei gefunden haben.

Wir kleideten uns an und eilten in Hast durch die große Straße Peras.

Glücklicherweise aber wurde unsere Neugierde getäuscht. Noch hatten wir den Thurm von Galata nicht erreicht, als die Feuersbrunst schon fast besiegt war. Sie hatte zwei kleine Häuser zerstört, und die Menge begann sich zu zer-

streuen. Die Straßen waren unter Wasser gesetzt, verengt durch Möbel und Betten, und zwischen denselben bewegten sich in der grauen Morgendämmerung, vor Kälte bebend, halbbekleidete Männer und Frauen, die in verschiedenen Sprachen durcheinanderschrieen, scheinbar noch mit jenem Rest von Furcht, der dem Reden von einer glücklich bestandenen Gefahr besondere Wirksamkeit verleiht.

Da wir also merkten, daß es hier nichts Eigenthümliches zu beobachten gab, stiegen wir nach der Brücke hinab, um uns für unsere boshafte Enttäuschung mit dem Sonnenaufgang zu trösten.

Hinter den Hügeln Asiens fing der Himmel an sich zu erhellen. Stambul, durch die Meldung des Feuers einen Augenblick aufgerüttelt, war schon wieder in die feierliche Ruhe der Nacht versenkt. Die Ufer, die Brücke lagen verödet; das ganze goldene Horn schlummerte, von leichter Decke umhüllt, im tiefen Schweigen. Keine Barke glitt dahin, kein Vogel flatterte, kein Baum rauschte, keinen Athemzug hörte man. Die unendliche azurblaue Stadt schien so leicht, so luftig, als könne ein lauter Ruf sie zerstören. Nie war sie mir so zart, so geheimnißvoll vorgekommen; nun bot sie mir ein Bild jener fabelhaften Städte orientalischer Märchen, die plötzlich vor dem erstaunten Pilger auftauchen, die er zaghaft betritt und in der er eine unbewegliche, versteinerte Bevölkerung findet, welche die schnelle Rache eines Genius mitten in den zahllosen Beschäftigungen eines fleißigen, blühenden Lebens stille stehen ließ. Wir lehnten uns an

die Brustwehr der Brücke. Ganz versunken in den wundervollen Anblick, dachten wir nicht mehr der Feuersbrunst, als wir von der anderen Seite des goldenen Horns zuerst ein dumpfes, verworrenes Getöse hörten, wie ferne Hülferufe, dann ein lautes Geschrei: Allah! Allah! Allah! das plötzlich in der mächtigen, schweigenden Leere der Rhede erschallte, und zu gleicher Zeit erschien am gegenüberliegenden Ufer eine lärmende, düstere Menge, stürzte sich auf die Brücke und in hastigem Lauf auf uns zu. — Tulumbadgi! — (Spritzenleute) rief einer der Brückenwächter.

Wir traten auf die Seite und sahen entsetzt eine Horde halbnackter Wilden mit unbedeckten Häuptern, haarigen Brüsten und schweißtriefend. Alte, Junge, Schwarze, Zwerge, Mörder- und Diebsgesichte, alle bewaffnet mit langen, gekrümmten Spießen, Stricken, Aexten, Piken, vier mit einer kleinen Pumpe auf den Schultern, die der Todtenbahre eines Kindes glich, rasten mit Gebrüll und Geheul an uns vorüber. Die Augen weit aufgerissen, die Haare zerzaust, die Lumpen vom Winde bewegt, ungestüm, blindlings, dicht aneinander gedrängt stürmten sie daher und ließen den ekelhaften Geruch einer Menagerie zurück, bis sie in der Straße von Galata verschwanden, von wo die letzten heiseren Rufe noch ertönten, — und dann herrschte wieder tiefe Stille.

Den Eindruck, den mir diese tobende, blitzähnliche Erscheinung in der ahnungsvollen Ruhe der großen, schlummernden Stadt machte, kann ich nicht schildern. Ich weiß nur, daß ich in einem Augenblick tausend Scenen barbarischer Einfälle,

tausend Plünderungen und Schrecken ferner Länder und Zeiten sah und verstand, die sich lebhaft vorzustellen meine Phantasie bis jetzt vergeblich bemüht gewesen war. Ich fragte mich zweifelnd, ob dies wirklich das moderne Konstantinopel, dies die Brücke wäre, welche am Tage europäische Gesandte, nach neuester Mode gekleidete Damen, Verkäufer französischer Zeitungen überschreiten.

Einige Minuten später störten wieder ferne Schreie die feierliche Stille des goldenen Horns; wieder fegte wie ein Wirbelwind eine halbbekleidete, wilde Truppe über die schwankende Brücke mit Kreischen, Schnauben, gedämpftem, fürchterlichem Lachen, und wieder verloren sich die kläglichen, langgezogenen Töne zwischen den Häusermassen Peras — wieder folgte Todtenstille. So stürmten in Zwischenräumen, eine nach der andern, sechs schreckliche Schaaren an uns vorüber; dann kam der Narr von Pera, nackt von Kopf zu Fuß, halb erfroren, laut schreiend, von türkischen Straßenjungen verfolgt, die mit ihm und den Feuerleuten am fränkischen Ufer verschwanden, und nun — vergoldeten die ersten Strahlen der Morgenröthe die weit ausgedehnte Stadt.

Bald stieg jetzt die Sonne empor, die Muezzin erschienen auf den Minarets, die Nachen glitten über das Wasser, schon fingen Leute an über die Brücke zu gehen, das unbestimmte Geräusch des ganzen, städtischen Lebens erwachte, und wir kehrten in unser Gasthaus zurück. Aber das Bild der großen schlummernden Stadt, des rosig angehauchten Himmels, des feierlichen Friedens, der wilden Horden bleibt

unserm Geist so tief eingeprägt, daß Yunk und ich uns nie sehen, ohne davon zu sprechen mit einem gemischten Gefühl des Staunens und der Furcht, wie von einer Scene, die wir in dem Stambul früherer Jahrhunderte oder in der Berauschtheit des Haschisch gesehen haben.

So bin ich also nicht Augenzeuge einer Feuersbrunst in Konstantinopel gewesen, dennoch kann ich wagen, diejenige, welche Pera 1870 zerstörte, genau zu schildern, weil ich von Freunden, die sie mit durchmachten, so ausführliche Beschreibungen erhielt, mir so oft von jenen Tagen des Schreckens berichtet ist, daß ich fast meine, sie selbst durchlebt zu haben!

Am 5. Juni, in einer Jahreszeit also, in welcher der größte Theil der wohlhabenden Bevölkerung in den Villen am Bosporus wohnt, um ein Uhr Mittags, zur Stunde, da fast alle Einwohner der Stadt in ihren Häusern Siesta halten, brachen die ersten Flammen in einem Häuschen der Feridiehstraße in Pera aus. Die Familie, die dasselbe bewohnte, hatte sich am Morgen schon auf das Land begeben, und nur eine alte Dienerin war anwesend, welche beim Anblick der emporsteigenden Gluth sogleich auf die Straße stürzte und: Feuer, Feuer schrie. Aus der Nachbarschaft eilten Leute schnell mit Eimern herbei und drängten natürlich nach dem nächsten Brunnen, um dort Wasser zu schöpfen. Das unsinnige Gesetz, welches früher verboten hatte, eine Feuersbrunst zu löschen, ehe die Beamten der Feuerwehr angekommen, existirte nicht mehr, aber die Brunnen

Peras, woraus die Wasserträger zu bestimmten Stunden den Bedarf für die Familien des Stadttheils schöpfen, werden nach der Austheilung abgeschlossen, und der Aufseher, welcher die Schlüssel in Verwahrsam hat, darf nicht öffnen, ohne Erlaubniß der Behörde.

In diesem Augenblick grade stand eine Wache mit dem Schlüssel in der Tasche am Brunnen, ein gleichgültiger Zuschauer der wachsenden Gefahr. Die geängstigte Menge umdrängt ihn und gebietet ihm, aufzuschließen. Er weigert sich, weil er keinen Befehl dazu hat. Er wird bedroht, gepackt, geschüttelt — er widersteht, kämpft und ruft, daß er die Schlüssel nur mit seinem Leben lassen wird. Inzwischen umhüllen die gierigen Flammen das ganze Haus und greifen schon die benachbarten Gebäude an. Die Nachricht von der Gefahr verbreitet sich von Stadttheil zu Stadttheil. Von der Spitze des Thurmes zu Galata und dem Wachtthurm am Kriegsministerium haben die Wächter den Rauch gesehen und die großen purpurrothen Körbe ausgehängt, welche am Tage das Signal für Feuersnoth sind.

Alle Stadtwachen durchlaufen die Straßen, stoßen mit ihren langen Stöcken auf das Pflaster und lassen den furchtbaren Ruf ertönen: — Janghen var! — Es ist Feuer! — den die tausend Tamboure der Caserne mit dumpfen, schnellen Trommelwirbeln beantworten. Kanonen verkünden der ungeheuren Stadt die Gefahr mit drei Schüssen, die vom Marmara- zum Schwarzen Meer erschallen. Das Kriegsministerium, der Serail, die Gesandtschaften, Pera,

Galata sind in Aufregung. Nach wenigen Minuten trifft mit verhängtem Zügel der Kriegsminister in der Feridieh-straße ein, bald auch zahllose Angestellte und Feuerwehr-leute, und eiligst ward mit der Arbeit des Löschens und Rettens begonnen. Wie es gewöhnlich geschieht, mißglückt auch hier der erste Versuch. Die engen Straßen hindern die Freiheit der Bewegungen, die Pumpen taugen nichts, die schlecht disciplinirten Leute sind mehr bedacht, die Ver-wirrung zu erhöhen, als zu vermindern, um im Trüben zu fischen, und vor Allem fehlt es an Lastträgern, die in großer Anzahl nach Beikos gegangen sind, wo sie heute das armenische Nationalfest feiern. Außerdem waren damals noch die Häuser aus Holz weit allgemeiner als jetzt, und selbst die aus Stein gebauten hatten sehr dünne Dächer mit wenigen Ziegeln, die unendlich leicht Feuer fingen. Dazu kam noch, daß dies Mal auch der Vortheil fortfiel, den bei ähnlicher Lage die muselmännische Bevölkerung sonst bietet, die durchweg fatalistisch und apathisch, sich nicht durch eine Feuersbrunst in Schrecken setzen läßt und, wenn sie auch nicht thätig beim Löschen arbeitet, wenigstens nicht das Werk Anderer durch eigene Unvernunft hindert. In dem zunächst bedrohten Stadttheil wohnte eine größtentheils christliche Bevölkerung, die gänzlich den Kopf verlor. Es brannten erst wenige Häuser, als schon die Straßen rings umher das Bild einer unbeschreiblichen Verwirrung boten; Mobilien wurden aus den Fenstern geworfen, Klagen und Geschrei ertönten. Gegen die blinde, den Weg zur

Rettung versperrende Unvernunft halfen weder Drohungen noch Gewalt. Kaum eine Stunde nach dem Aufflackern der ersten Flamme hatten sich dieselben schon über die ganze Feridiehstraße verbreitet, schon zogen sich die Feuerwehrleute zurück, schon lagen Todte und Sterbende da, — die Hoffnung, die Gefahr im Entstehen zu überwältigen, war vernichtet. Unglücklicherweise wehte auch ein heftiger Wind, der die Flammen von den brennenden Häusern wie ein Gluthstrom auf die nahen Gebäude leitete. Die Lohe verbreitete sich so schnell, daß manche Familie, eben noch voll Hoffnung, wenigstens einen Theil ihrer Habe bergen zu können, plötzlich das Dach über ihrem Kopf prasseln hörte und kaum Zeit fand das nackte Leben zu retten. Wie aus einem Vulkan senkte sich die unaufhaltsame Gluth, zündete die Häuser an, als wären sie mit Pech übertüncht, und mit einem Mal brachen aus unzähligen Fenstern gleich raubgierigen Nattern lange, gerade züngelnde Flammen, die, als suchten sie menschliche Opfer zu fassen, sich tief bis zur Straße hinunter ließen. Mit rasender Hast flogen sie weiter, umfaßten, ehe sie emporwirbelten, was ihnen rettungslos verfallen war, und ergossen sich im Feuermeer. Von der Feridiehstraße brachen sie in heißer Wuth in die Tarla-Baschigasse, von hier wandten sie sich rückwärts und griffen die Misustraße an; plötzlich flammte der ganze Stadttheil Aga-Dgiami auf wie ein dürrer Wald, weiter und weiter verbreitete sich die jähe Gluth von Straße zu Straße und vermischte sich, den Abhang Yeni-Sceir hinunter-

brausend, mit dem Wirbel der Flammen, die tosend und knatternd die Hauptstraße von Pera durchzogen.

Man hatte nicht nur hundert Feuersbrünste zu löschen, nicht nur tausend zerstreute Feinde zu bekämpfen, nein, das Verderben kam und fiel auf die Stadt wie der unerwartete Angriff der einzelnen Krieger eines mächtigen Heeres, das klug ein einziger gewaltiger Wille lenkt, um eine ganze Stadt mit dem tödlichen Netz zu umziehen, das Niemanden entkommen läßt. Unendliche Gluthströme begegneten und verschmolzen sich, indem sie sich zu einem Feuersee ausdehnten, der eines jeden Dammes spottete. — Nach drei Stunden stand halb Pera in Flammen. Zu Myriaden flogen die rothen, gelben, weißen, schwarzen Rauchsäulen empor, weithin bis zu den entferntesten Hügeln und verdunkelten mit ihren düstern Farben die Vorstädte am goldenen Horn. Asche und Funken regneten von allen Seiten hernieder. Auf die noch verschont gebliebenen Gebäude der tiefer liegenden Quartiere schleuderte der Sturm einen wahren Hagel von Gluth und Holzbränden, so daß auch dort die Straßen wie mit Mitrailleusengeschossen übersäet waren. In den brennenden Stadttheilen glichen die ganzen Gassen riesigen Hochöfen, über denen die Flammen ein dichtes, weites Zelt bildeten. Dort fielen mit furchtbarem Gekrach die kräftigen Tannen vom Schwarzen Meer, die als Stützpfeiler gedient hatten, die vergitterten Balkone, die hölzernen Minarets der kleinen Moscheen, welch letztere, wie von einem Erdbeben zerstört, in Stücken zu Boden sanken.

Durch die noch passirbaren Straßen sah man Gespenstern gleich, von dem Höllenlicht beleuchtet, Reiter galoppiren, die nach allen Richtungen Befehle vom Feuerwachtthurm brachten. Da stürzten die Officiere und Beamten des Serail in rasender Hast heran, mit bloßem Haupt und verbrannter Uniform; da sah man wild gewordene Pferde, Lastträger mit Hausrath, ganze Haufen heulender Hunde, Flüchtlinge, die schreiend zwischen Verwundeten und Leichen hindurch die Abhänge hinabrannten und unter Rauch und Flammen verschwanden wie Verdammte.

Einen Augenblick zeigte sich am Eingang einer brennenden Straße der Sultan zu Pferde, von seinem Gefolge umgeben, bleich wie ein Todter, mit weit aufgerissenen Augen in die Gluth starrend, als ob er sich die denkwürdigen Worte Selims I. wiederhole: „Das ist der glühende Athem meiner Opfer! Ich fühle ihn, der die Stadt zerstören wird, mein Serail und mich selbst!“ — Dann verschwand er in einer Aschenwolke, von seinen Höflingen fortgezogen. Das ganze Militär Konstantinopels und die unzählige Schaar der Spritzenleute waren in Bewegung und arbeiteten in langen Ketten, in gewaltigen, ganze Stadttheile umfassenden Halbkreisen, überwacht und angeleitet von Vezieren, Paschas, Ulemas. An einzelnen Stellen wurde mit verzweifelter Anstrengung gekämpft, um den Flammen den Weg abzuschneiden. Ein Haus nach dem andern sank in wenigen Minuten unter Beilhieben zusammen. Die Dächer wimmelten von Helden, welche sich der höchsten Gefahr aussetzten;

viele von ihnen stürzten kopfüber in die offenen Krater; andere nahmen sogleich den leeren Platz ein wie in einer Schlacht und schwangen den verbrannten Fez mit wildem Geschrei in dem roth erglühenden Rauch.

Aber siegreich drang das verheerende Element vor trotz tausend Wasserstrahlen, die zischend in die Lohe fuhren, eilte in furchtbaren Sprüngen über Plätze, Gärten, große Steingebäude, jagte Spritzenleute, Soldaten, Bürger wie eine fliehende Armee vor sich her und schickte ihnen einen Regen glühender Kohlen nach. — Doch auch in dieser schrecklichen Verwirrung kamen schöne Züge muthiger Liebe und Edelsinns vor. Bei den brennenden Trümmern wehten die weißen Schleier barmherziger Schwestern, welche sich trostbringend über die Sterbenden neigten; Türken stürzten sich in die Flammen und erschienen gleich nachher wieder mit christlichen Kindern auf den versengten Armen; andere Muselmänner standen unbeweglich mit gekreuzten Armen bei einer verzweifelnden christlichen Familie und boten kaltblütig hundert türkische Franken dem, der einen europäischen Knaben aus dem brennenden Hause retten würde; einige nahmen sich der durch die Straßen irrenden Kinder an, um sie nachher den Eltern zurückzugeben; andere öffneten ihre Wohnungen den Halbnackten; mehr als einer saß, nur um ein Beispiel von Muth und Geringschätzung irdischer Güter zu geben, auf einem Teppich in der Straße vor seinem brennenden Hause, rauchte seine Wasserpfeife und rückte mit der gleichgültigsten Ruhe langsam weiter, wie sich die Gluth näherte.

Zuweilen, wenn der Wind sich für einen Augenblick legte, schien die Gewalt der Feuersbrunst nachzulassen; bald aber brach der Sturm mit vermehrter Heftigkeit los, und sogleich senkten sich die eben emporgestiegenen Flammen wieder mit Ungestüm und sandten ihre geraden, sicher treffenden Spitzen wie Pfeile aus. Zusammenstürzende Dächer krachten wie vom Druck einer Lawine gebrochen; knisternde Cypressen krümmten sich in den Gärten und lösten sich dann plötzlich aufflammend in glühendes Harz auf; alte Holzhäuser knallten beim Brennen, einem künstlichen Feuerwerk gleich, weißliche Feuergarben schossen aus ihnen empor, welche Blasebalge aus hundert Werkstätten nicht zu so gewaltiger Lohe hätten schüren können.

Die blinde, wüthende Zerstörung, die Vernichtung, der Ruin war so entsetzlich, daß man meinte, Feuer, Ueberschwemmung, Erdbeben, der plündernde Ueberfall eines Heeres hätten sich als Ursachen so schrecklicher Wirkungen vereinigen müssen. Niemand hatte je ein ähnliches Entsetzen geträumt oder erlebt. Die Bevölkerung war fast sinnlos. Wie auf einem schwankenden Fahrzeug im Augenblick des Schiffbruchs eilten die Menschen zwecklos mit wahnsinnigem Geschrei im tollen Kreise hin und her auf den Straßen Peras. Zwischen fortgewälzten Mobilien, bei dem Geheul und den Stockschlägen der Wasser- und Lastträger, im Gedränge der Pferde und der Spritzenleute, die im Laufe umrannten und zu Boden warfen, was ihnen im Wege war, suchten, verirrt und halb bewußtlos, französische, griechische, armenische,

italienische Familien einen Weg aus der drohenden Gefahr. Arme und Reiche, Frauen und Kinder, vom Rauch geängstigt, von den Funken geblendet, riefen weinend nach den Ihrigen; Gesandte eilten vorüber, deren Diener Papiere und Bücher schleppten; Mönche erhoben Crucifixe hoch über die Menge, türkische Frauen mühten sich, Kostbarkeiten des Harems zu retten; Viele trugen schwer an reicher Beute aus den Moscheen, Theatern, Schulen, Kirchen — und dann und wann tauchte eine ungeheure Wolke schwärzlichen Rauches, von einem plötzlichen Windstoß getrieben, Alles in dichte Finsterniß, wodurch der Schrecken, die Verwirrung vermehrt wurden.

Der verheerenden Kraft der Elemente kam das Verbrechen zu Hülfe. Zahllose Diebe aus aller Herren Länder eilten aus allen Schlupfwinkeln Stambuls herbei, vereinigten sich zu Banden, als Träger, Vornehme und Soldaten gekleidet, drängten sich in die Gebäude, raubten was sie konnten und liefen schaarenweise nach Kassim-Pascha und Tatavola, um das Gestohlene zu verbergen. Ihnen folgten Soldaten, bildeten Cordons, griffen sie in Patrouillen an, und diese Kämpfe, diese Verfolgungen erregten neue Angst, neue Schrecken. Die Pompiers, die Lastträger, denen ihre Verwandten zur Seite gingen, unterbrachen vor den Augen trostloser Familien, deren Häuser brannten, die Arbeit und machten die Fortsetzung derselben von dem Bezahlen einer Summe Goldes abhängig. Flüchtlinge, die einander mit ihrer Habe in den engen Gassen entgegentraten, kämpften

wüthend um den Durchgang, bis erstickte oder verwundete Menschen den Boden bedeckten.

Aber nach den ersten vier Stunden schon war die Gewalt des Feuers so übermächtig, daß nur noch Wenige um ihr Gut sorgten und dankbar waren, überhaupt ihr Leben zu retten. Zwei Drittel von Pera standen in Flammen, welche sich immer rasender in alle Richtungen verbreiteten, fast mit Blitzesschnelle oft weite Räume ganz umfaßten, ehe die dort wohnenden Menschen die drohende Gefahr bemerkten. Hunderte dieser Unglücklichen drängten sich durch eine kleine, krumme Gasse, um einen Ausweg zu suchen, und — plötzlich, bei einer Wendung schlägt ihnen der ganze Orkan von Gluth und Rauch entgegen, jagt sie rückwärts und nimmt ihnen Ueberlegung und Vernunft. Ganze Familien — darunter eine von zweiundzwanzig Personen — waren in einem Nu von Gluth umringt, erstarrt, verbrannt, zu Asche geworden. In der Verzweiflung flüchteten sie in Keller und erstickten dort, ließen sie sich in Brunnen und Cisternen hinab, kletterten auf Bäume und, nachdem sie vergebens einen sicheren Schutz in den verborgensten Winkeln der Häuser gesucht, verloren sie den Verstand, eilten ins Freie und stürzten sich in die Flammen. Von hochgelegenen Stellen Peras konnte man an den Abhängen, rings um sie der Feuerkreis, Menschen auf den Terrassen knieen sehen, welche mit ausgestreckten Armen und gefalteten Händen, den Himmel um die Hülfe anflehten, die sie von der Erde nicht mehr erwarteten. Man sah viele bleiche, zerzauste Menschen

in vollem Laufe die Hügel hinunter rennen und weiter durch Galata, Tophana, über die tief gelegenen Friedhöfe hasten, als wenn sie noch immer eine Stelle suchten, sich vor der Verfolgung des Feuers zu retten; man sah blutende Kinder, zerfetzte Frauen mit verbrannten Haaren, die todte oder geblendete Säuglinge an sich drückten, Männer mit versengten Armen und verbranntem Antlitz sich in den furchtbarsten Schmerzen auf der Erde windend, schluchzende Alte, vollständig verarmte vornehme Herren, die mit dem Kopf gegen die Mauern liefen, Jünglinge, die entkräftet an den Ufern des goldenen Horns hinsanken, Familien, welche geschwärzte Leichen trugen, Unglückliche, deren Vernunft durch den Schrecken umnachtet war, die an Bindfaden befestigte Stühle schleppten, Lumpen oder Scherben an die Brust drückten und in klägliches Geschrei oder tolles Lachen ausbrachen.

Inzwischen kamen über die Hügel durch den Wirbel der Asche und der Funken, durch die Wolken glühenden Dampfes, durch die mit Holzbränden und Trümmern bedeckten Straßen immer neue Bataillone Soldaten, Diebsbanden, Pompiers, Generale, Derwische, Couriere, Unglückliche, die zurückkehrten, um verlorene Verwandte zu suchen, Räuber und Helden, die aus den unteren Stadttheilen, den Arsenalen, den Casernen, den Moscheen mit den Rufen: Janghen var! und Allah! wie zu einer Belagerung eilten. Die Jammernden, die Barmherzigen, die Verbrecher vermischten sich zu einem wilden, verworrenen Haufen, der brausend wie ein

sturmgepeitschtes Meer emporstieg, hell beleuchtet von den purpurnen Lichtreflexen des riesigen Ofens.

Und nicht weit von jener Hölle entfernt lächelte, wie immer, die heitere Majestät Stambuls, die frühlingsreizende Schönheit des asiatischen Ufers, welche der mit still ruhenden Schiffen bedeckte Bosporus widerstrahlte.

An beiden Ufern sah eine ungeheure Menschenmasse stumm und gleichgültig dem furchtbaren Schauspiel zu. Die Muezzin verkündeten mit singender Stimme von den Terrassen der Minarets den Sonnenuntergang. Die Vögel umkreisten fröhlich die Moscheen der sieben Hügel, und die alten Türken im Schatten der Platanen auf den grünen Anhöhen Skutaris murmelten ruhig: „Die letzte Stunde ist angebrochen für die Stadt der Sultane. — Der bestimmte Tag ist da. — Das Urtheil Allahs vollzieht sich! — So sei es! Wohlan, so sei es!“

Glücklicherweise dauerte der Brand nicht bis in die Nacht hinein.

Um sieben Uhr Abends flammte noch der Palast der englischen Gesandtschaft auf, dann legte sich plötzlich der Wind, und das Feuer erstarb von selbst oder wurde erstickt.

Innerhalb sechs Stunden waren zwei Drittel der Stadt Pera bis zu den Fundamenten zerstört, neun tausend Häuser in Asche gelegt, zwei tausend Personen todt.

Seit der Feuersbrunst im Jahre 1756 unter der Regierung Osmans III., die achtzigtausend Gebäude und zwei Drittel von ganz Stambul vernichtete, hatte man ein

so entsetzliches Unglück nicht erlebt; kein Brand, seit der Eroberung von Konstantinopel, kostete eine gleiche Zahl von Menschenleben.

Am folgenden Tage bot Pera wohl einen minder entsetzlichen, aber nicht minder traurigen Anblick, als während der Wuth des Feuers. Wo dasselbe gehaust, hatte es eine Wüste zurückgelassen; nackt und düster traten die Formen des großen Hügels zu Tage. Neue Aussichten, eine neue Beleuchtung hatte sich gebildet; aus weiten, ganz mit Asche bedeckten Plätzen ragten nur einzelne schwarz geräucherte Schornsteine empor, gleich Trauer-Monumenten. Ganze Stadttheile waren verschwunden wie ein vom Sturme fortgetragenes Beduinenlager; von vielen Straßen fanden sich nur rauchende, schwarze Spuren. Tausende zerlumpter, erschöpfter Unglücklicher lagen dazwischen und erflehten Almosen von den beständig kommenden und gehenden Soldaten, Aerzten, Mönchen, Priestern jeder Religion, Angestellten, Beamten jeder Classe, welche Brod und Geld austheilten und lange Reihen von Karren dirigirten, auf denen die Regierung, welche schon Soldatenzelte besorgt hatte, Decken und Matratzen schickte. Aufgeschlagene Zeltlager bedeckten die Höhen Tatavolas und den großen armenischen Friedhof, wo eine dichte Menschenmenge sich drängte. Auf dem weiten Gottesacker Galatas hatte man im bunten Durcheinander die verschiedenartigsten Sachen hingeworfen und aufgehäuft, so daß er mit seinen vollgepackten Wegen und Gräbern einem umgekehrten Bazar glich.

Da waren Sophas, Betten, Kissen, Claviere, Bilder, Bücher, zerbrochene Karossen, verwundete Pferde an Cypressen gebunden, vergoldete Sänften, Papageienkäfige, Alles gehütet von bleichen Dienern und geschwärzten, vor Müdigkeit fast umfallenden Trägern. Zahllose, schmutzige Menschen eilten durch die Straßen, um zwischen den Trümmern Nägel und Eisen zu suchen, vorsichtig die auf der Erde ausgestreckten Soldaten und Spritzenleute umgehend, welche erschöpft von den Anstrengungen der Nacht schliefen. Ueberall waren Männer beschäftigt, aus Brettern und Zelten Baracken auf den Ruinen der eigenen Häuser aufzurichten; Familien knieten zusammen in den verräucherten Mauern dachloser Kirchen vor verbrannten Altären; Männer und Frauen eilten schmerzerfüllt mit gesenktem Haupt durch die langen Reihen der entstellten Leichen und spähten ängstlich nach lieben, vertrauten Zügen; verzweifelte Schreie beim schmerzlichen Erkennen, laute Klagen ertönten; Menschen sanken bewußtlos hin wie vom Blitz getroffen zwischen den langen Reihen der Sänften und Bahren, in dem dichten Staub, der erhitzten Luft, bei dem Geruch von verbranntem Fleisch, dem Funkenregen, der plötzlich unter den Spaten der Arbeitenden aufstieg und herabfiel auf die dichte, abgespannte, schweigende, geblendete, von allen Enden Konstantinopels herbeigeströmte Menge, unter der die bleichen, ernsten Gesichter der Consuln und Gesandten auffielen, die ihre Pferde an den Kreuzungspunkten anhielten und entsetzt die furchtbare Größe des Unglücks betrachteten.

Doch selbst dies unsagbare Elend war — wie Alles im Orient — bald vergessen. Als einzige Spur der Feuersbrunst bemerkte ich jetzt nur noch einige leere, kahle Plätze am äußersten Ende von Pera vor den Hügeln Tatavolas. Man sprach von dem Brande wie von einer fern liegenden Begebenheit. Einige Zeit hindurch — so lange die Asche noch rauchte — hatte die Presse ernstlich Vorsichtsmaßregeln von der Regierung gefordert, hatte verlangt, daß das Corps der Feuerwehr geregelt, die Spritzen geändert, größere Wassermengen verschafft, die Bauart der Häuser bestimmt werden sollte; aber die Obrigkeit war taub geblieben, und die Europäer beruhigten sich und lebten wieder auf türkische Weise, sie vertrauten dem guten Gott und ihrem guten Glück.

Da sich also Nichts oder fast Nichts geändert hat, können wir wohl mit Gewißheit annehmen, daß der Brand von 1870 nicht der letzte war, von denen geschrieben steht, daß sie ab und an die Stadt der Sultane verwüsten sollen. Freilich hat Pera jetzt meistens gemauerte Häuser, aber sie werden größtentheils so schlecht von unwissenden Architekten gebaut, die ohne Erfahrung sind und nicht unter der Aufsicht der Regierung stehen, daß viele einfallen, ehe sie fertig werden, und wohl kein einziges dem Feuer einigen Widerstand bieten könnte. Wasser giebt es, besonders in Pera, sehr wenig; es ist einer schamlosen Monopolie unterworfen, und weil es meistens aus von den Römern angelegten Reservoirs hergeleitet wird, mangelt es gänzlich, wenn im Frühling

und Herbst nicht reichlicher Regen fällt, so daß die Reichen es mit Gold aufwägen und die Armen Schlamm trinken müssen. Die Feuerwehr besteht aus einer Bande Schurken, unerfahrenen, ungezügelten Dieben, deren Sold nur Brodrationen bilden, und welche von der Bevölkerung so sehr gefürchtet werden, wie das Feuer, das sie nicht löschen können, und das sie — wie man nicht ohne Grund annimmt — als willkommene Gelegenheit Beute zu gewinnen betrachten.

Spritzen giebt es genug, und die Türken sind stolz auf dieselben, als wären sie wunderbare Maschinen, in Wahrheit jedoch sind sie lächerlich kleine Dinger, die kaum ein Dutzend Liter Wasser enthalten und so feine Strahle aussenden, daß sie besser zum Bewässern der Gärten als zum Bewältigen eines Brandes passen.

Viele glauben ohne Zweifel noch immer, daß die Regierung Feuersbrünste hervorruft, um die Straßen zu vergrößern. Das kann jedoch unmöglich sein, da der so gewonnene Vortheil kaum im rechten Verhältniß zu dem Schaden und der Gefahr stehen würde. Eben so wenig kommt es jetzt wie in früheren Zeiten vor, daß die Oppositionspartei einen Stadttheil von Konstantinopel ansteckt, um den Sultan zu erschrecken, oder daß Soldaten einen Flecken einäschern, um eine Vermehrung der Gage zu erreichen. Doch bleibt immer noch der Argwohn bestehen, daß ein Feuerunglück von denen herbeiführt werde, die sich Vortheil von demselben versprechen, und Thatsachen beweisen leider, daß dieser Verdacht nicht unbegründet ist. Die Einwohner leben daher

in beständiger Angst. Sie fürchten die Wasser- und Lastträger, die Baumeister, die Holz- und Kalkverkäufer und besonders die Dienstboten, eine böse Brut in Konstantinopel und meistens mit Dieben im Einvernehmen, die ihrerseits sich zu Banden und verschiedenen Abtheilungen zusammenfinden, von denen andere geheime Gesellschaften das gestohlene Gut kaufen und durch verschiedene Mittel das Verbrechen erleichtern. Die Local-Polizei zeigt gegen diese Menschen eine Schwäche, eine Nachsicht, die fast den Charakter der Mitschuld annimmt. Noch nie wurde ein Brandstifter verurtheilt. Selten werden bei einem Feuer Diebe ergriffen oder bestraft, noch seltener die von der Polizei confiscirten Sachen den Eigenthümern zurückerstattet. Auch wird, weil sich in Konstantinopel Kanaillen aus allen Ländern befinden, die Thätigkeit der Justiz durch internationale Verträge vielfach gehemmt; die Consulate reclamiren die zu ihrer Nation gehörenden Böse-wichte, Prozesse dauern ein Jahrhundert, viele Verbrecher entkommen, die Furcht vor Strafe dient kaum den Schurken als Zügel, und Plünderung bei einer Feuersbrunst gilt ihnen fast als ein stillschweigend von den Behörden anerkanntes Privilegium, wie es früher für das Heer die Plünderung einer eroberten Stadt war. Darum bedeutet das Wort: Feuer! noch immer für die Bevölkerung Konstantinopels unsägliches Unglück und das Geschrei: „Janghen var“ ist ein furchtbarer, feierlicher, verhängnißvoller Ruf, bei dessen Schall die Stadt bis ins innerste Herz erzittert,

wie bei der Verheißung einer Züchtigung Gottes. Und wer weiß, wie oft die große Metropole noch in Asche gelegt und aus derselben neu erstehen wird, bis europäische Civilisation ihr leuchtendes Banner auf den Kaiserlichen Palast Dolmabagtsche gepflanzt hat.

Wenn in früheren Jahrhunderten eine Feuersbrunst in Konstantinopel ausbrach, und der Sultan sich gerade im Harem befand, brachte ihm eine vom Turban bis zu den Schuhen purpurroth gekleidete Odaliske die Nachricht von der Gefahr. Sie brauchte sich ihm nur auf der Schwelle zu zeigen, die Feuerfarbe ihrer Gewänder bedeutete die stumme Ankündigung des Unglücks. Nun wohl, wer würde denken, daß unter all den großartigen und schrecklichen Bildern, die meinen Geist erfüllen, wenn ich an die verschiedenen Feuer in Stambul denke, die Gestalt jener Odaliske am lebendigsten mein künstlerisches Gefühl erregt! Ich möchte ein Maler sein, um dies Bild malen zu können, und ich werde alle Maler anflehen es zu versuchen, bis ich endlich einen finde, den mein Motiv begeistert, und ihm will ich zeitlebens dankbar sein. In einem großen, mit Atlas ausgeschlagenen Gemach, das ein mildes Licht erleuchtet, auf weichem Divan neben einer blonden, perlgeschmückten, fünfzehnjährigen Cirkassierin ruht Selim I., der schreckliche Sultan. Ungestüm hat er sich eben aus den Armen der Kadyne gelöst und heftet die großen, entsetzten Augen auf die purpurrothe Odaliske, welche stumm, düster und aufrecht

wie eine Statue auf der Schwelle steht, deren bleiches Gesicht Ehrfurcht und Furcht andeutet und zu sagen scheint: König der Könige, Allah ruft Dich und Dein trostloses Volk erwartet Dich! Und wie sie dabei den Vorhang der Thür hebt, sieht man auf eine Terrasse und dahinter in weiter bläulicher Entfernung Rauch von der ungeheuren Stadt emporsteigen.

12.

Die Mauern. Warum ich allein ging. Eindruck des ersten Anblicks. Die wunderbaren Ruinen. Das Hauptquartier des Sultans im Jahre 1453. Der Kampf und der Sieg. Weitere Wanderung. Begeisterung und Phantasien. Auf dem Friedhof. Die Legende von den Fischen. Das siebenthürmige Schloß. Ausruhen auf einem Stein. Ermüdung. Endlich Ankunft in Galata.

Die Wanderung um die alten Mauern Stambuls wollte ich allein machen, und ich rathe jedem Fremden in Konstantinopel dasselbe zu thun, denn das Schauspiel dieser großen, einsamen Ruinen hinterläßt nur dann einen wahrhaft tiefen und dauernden Eindruck, wenn man ganz bereit ist, denselben in sich aufzunehmen und schweigend seinen Gedanken freien Lauf lassen kann. Es war ein Weg von vielleicht fünfzehn italienischen Meilen, der zu Fuß, im glühenden Sonnenschein durch einsame Straßen gemacht werden mußte. „Vielleicht", sagte ich zu meinem Freunde, „wird mich unterwegs Schwermuth befallen, vielleicht werde ich nach Dir wie nach einem Heiligen rufen, aber trotzdem will ich allein gehen."

Ich erleichterte also meine Börse für den möglichen Fall, daß irgend ein vorstädtischer Dieb sich einen Einblick in dieselbe erlauben wollte, nahm ein tüchtiges Frühstück zu

mir und ging um 8 Morgens unter einem schönen, von einem nächtlichen Regen gereinigten Himmel der Brücke Valide zu.

Meine Absicht war, Stambul durch das Thor des Blachernen-Quartiers zu verlassen, an der Mauerlinie vom goldenen Horn bis zum Castell der sieben Thürme entlang zu gehen und längs des Marmarameers zurückzukehren, also das große Dreieck der muselmännischen Stadt zu umwandern.

Von der Brücke wandte ich mich rechts und betrat damit den ausgedehnten Stadttheil des äußeren Stambuls, der, zwischen den Mauern und dem Hafen gelegen, ganz aus armseligen Häuschen, Oel- und Holzlagern besteht und schon mehrere Male durch Feuer zerstört wurde. Eine Menge kleiner Treppen führen von hier ins Wasser, dessen Buchten voll von Schiffen und Barken sind. In den engen Gassen herrscht ein lebhaftes Getriebe von Lastträgern, Karren, Kameelen, seltsamen, fremdartigen Menschen und ein unverständlicher Lärm, der an die merkwürdigen Häfen Chinas und der Indischen Meere erinnert, wo die Völker und Waaren zweier Welten sich begegnen. Die an dieser Seite erhaltenen Mauern haben eine fünffache Manneshöhe, sind mit Zinnen gekrönt, vielfach beschädigt und zeigen alle hundert Schritte einen vierwinkeligen Thurm, doch sind sie der am wenigsten durch Kunst und Erinnerungen ausgezeichnete Theil der Mauern.

Als ich weiter durch Fanar kam, fand ich die Ufer

besetzt von Fruchthändlern, Kuchenbäckern, Anis- und Liqueurverkäufern, Küchen im Freien und schönen griechischen Seeleuten in anmuthsvollen Haltungen, wie die Statuen ihrer antiken Götter. Darauf durcheilte ich das stille Quartier der Blachernen und verließ endlich die Stadt unweit des Ufers durch das Thor Egri Kapu (d. h. das krumme Thor).

Dies ist Alles wohl schnell gesagt, aber es war ein mühsamer Weg von anderthalb Stunden, bald hinauf, bald hinunter, um Pfützen herum, über große Steine, durch endlose Gassen, unter dunklen Gewölben, über weite, einsame Plätze, ohne einen andern Führer als die Spitze des Minarets der Selim-Moschee. Von einem bestimmten Punkte ab sieht man keine europäischen Züge und Gewänder mehr; etwas weiter verschwinden alle fränkischen Häuser, dann die wirklichen Straßen, endlich jedes Geräusch der Arbeit. Je weiter man kommt, desto lauter kläffen die Hunde, desto unverschämter starren türkische Straßenjungen, desto sorgfältiger verbergen die Frauen ihr Gesicht, bis man sich zuletzt mitten unter asiatischer Barbarei befindet, und die zweistündige Wanderung eine Reise von zwei Tagen gewesen zu sein scheint.

Vom Thor aus ging ich links und sah plötzlich ein langes Ende der berühmten Mauern vor mir, die Stambul von der Landseite beschützen. — Drei Jahre sind seit jenem Augenblick verflossen, aber nie rufe ich mir denselben ohne die lebhafteste Empfindung des Staunens zurück.

An keinem andern Orte des Orients findet sich so die

Größe eines menschlichen Werkes, die Majestät der Macht, der Ruhm vieler Jahrhunderte, der Ernst der Erinnerungen, die Trauer des Verfalls, die Schönheit der Natur vereinigt. Es ist ein Anblick, der zu gleicher Zeit Bewunderung, Ehrfurcht und Schrecken einflößt, ein Schauspiel würdig eines homerischen Gesanges. Man möchte das Haupt entblößen und laut rufen: O Ruhm, o Herrlichkeit! wie Angesichts einer endlosen Reihe verstümmelter, gigantischer Heldengestalten.

Der Umkreis der Mauern und der ungeheuren Thürme erstreckt sich so weit der Blick reicht, sich hebend und senkend mit den Höhen und Thälern, bald so niedrig, daß er sich in den Boden zu vertiefen, bald so hoch, daß er die Spitzen eines Berges zu krönen scheint. Er bildet zahllos verschiedene Formen von Ruinen in tausend ernsten Farben von dunklem, fast schwarzem Kalk bis zu dem warmen, goldig schimmernden Gelb, mit der üppigsten Vegetation bekleidet, die hoch zu den Mauern emporklettert, in blühenden Kränzen von den Zinnen und Schießscharten herabhängt, sich in hohen Büscheln auf den Spitzen der Thürme erhebt, sich zu großartigen Pyramiden vereinigt, in Cascaden von den Courtinen hinabgleitet, alle Breschen, Risse und Gräben füllt und bis zur Straße ihren Weg findet.

Drei Mauer-Ordnungen bilden gewissermaßen eine gigantische Ruinentreppe: die innere Mauer, welche die höchste ist, mit mächtigen, viereckigen Thürmen in gleichmäßigen Entfernungen zu beiden Seiten, die mittlere, verstärkt durch

kleine runde Thürme, und die ganz thurmlose äußere Mauer, die nur niedrig ist und von einem breiten, tiefen Graben vertheidigt wird, den in früheren Zeiten die Wasser des Meeres füllten, der aber jetzt mit Gras und Gebüsch überwachsen ist. Die Mauern sind fast noch unverändert so geblieben, wie sie am Tage der Eroberung Konstantinopels waren, denn die Restaurationen, die Mohammed und Bajazid II. machen ließen, sind nicht bedeutend. Noch sieht man die Breschen, welche die ungeheuren Kanonen Orban's öffneten, die Spuren der Sturmböcke und Katapulten, die Risse der Minen und alle Anzeichen der Stelle, wo der verzweifeltste Widerstand, der kühnste Angriff erfolgte. Die runden Thürme der mittleren Mauer liegen beinahe bis zum Fundament zerstört, die der inneren stehen noch, aber sie erheben sich ohne Zinnen und gleichen den Stämmen mächtiger Bäume, denen Axthiebe ihre Krone raubten, sie sind entweder von oben bis unten geborsten oder an der Basis ausgehöhlt, wie vom Meer zerrissene Klippen. Gewaltige Stücken Mauerwerk, von den Courtinen hinabgerollt, beschweren die Plattform der mittleren wie der äußeren Mauer und die Gräben. Kleine Fußwege schlängeln sich zwischen den Steinen und dem Unkraut und verlieren sich in dem dunklen Schatten der Büsche. Jede einzelne Bastion zwischen zwei Thürmen bietet ein wunderbares Bild von übergrünten Ruinen, von Majestät und Größe. Das Ganze ist colossal, wild, rauh, drohend, von einer traurigen, ernsten, großartigen Schönheit, die Ehrfurcht gebietet. Man meint die Trümmer einer

endlosen Kette alter Lehnsschlösser zu schauen, oder die Wundermauern, welche die legendenhaften Reiche des östlichen Asiens umgaben. Das Konstantinopel des neunzehnten Jahrhunderts ist verschwunden, die Stadt der Constantine liegt vor uns, wir athmen die Luft vergangener Jahrhunderte, alle Gedanken eilen zurück zum Tage des mächtigen Falles, geblendet und erschreckt stehen wir still.

Das Thor, durch welches ich gekommen war und das die Türken Egri Kapu nennen, war früher das berühmte Thor Caligaria oder Charsias, durch welches einst Justinian seinen Triumphzug hielt und durch das auch Alexius Komnenus zog, um sich des Thrones zu bemächtigen. Ein muselmännischer Friedhof liegt davor. In den ersten Tagen der Belagerung war hier die riesige Kanone des Orban aufgepflanzt, bei welcher vierhundert Artilleristen arbeiteten und welche hundert Ochsen mit Mühe fortbewegten. Der im Minenlegen erfahrene Johannes Grant, ein Deutscher, vertheidigte dies Thor gegen den linken Flügel des türkischen Heeres, das sich bis zum goldenen Horn ausdehnte. Von jener Stelle bis zum Marmarameer finden sich jetzt keine Häuser, also zieht Nichts von der Betrachtung der Ruinen ab. Lange Zeit ging ich zwischen zwei Kirchhöfen; ein christlicher liegt zur Linken unter den Mauern, zur Rechten, von einem Cypressenwalde beschattet, ein anderer mohammedanischer. Die Sonne glühte; vor mir zog sich die Landstraße weiß und einsam hin, sich allmälig in gerader Linie zu dem Gipfel der Höhe erhebend. An der einen Seite

folgten Thürme auf Thürme, Gräber auf Gräber. Ich hörte nur den gleichmäßigen Ton meiner Schritte und zuweilen im nahen Gebüsch eine Eidechse. So wanderte ich immer weiter, bis ich mich plötzlich vor einem schönen Portal befand, von einem großen Bogen überragt und zwei mächtigen achteckigen Thürmen flankirt. Es war das Adrianopeler Thor (bei den Griechen einst die alte Porta Polyandrii), das im Jahr 628 unter Heraklius den furchtbaren Anprall der Avaren aushielt, das gegen Mohammed II. von den Brüdern Paul und Antonius Troilo Bochiardi vertheidigt und endlich die Pforte der siegreichen Einzüge der muselmännischen Heere wurde. Keine lebende Seele rings umher! Nur zwei türkische Reiter kamen mit einem Mal herausgaloppirt, hüllten mich in eine Staubwolke und verschwanden auf der Straße nach Adrianopel. Dann herrschte wieder tiefe Stille.

Von hier wandte ich den Mauern den Rücken, ging auf der Landstraße weiter, kam in das Thal Lykos, erstieg wieder eine Höhe und befand mich nun vor der weiten, welligen und trockenen Ebene, wo während der Belagerung Konstantinopels der Sultan mit seinem Generalstab sein Hauptquartier hatte. Ich stand unbeweglich und, mit der Hand die Augen beschattend, sah ich umher, als wollte ich noch die Spuren des Kaiserlichen Lagers suchen; ich stellte mir das große, seltsame Schauspiel vor, das dieser Platz am Ende des Frühlings 1453 bot. Dorthin floß, wie zu seinem Herzen, das Leben des ganzen riesigen Heeres, das

die große sterbende Stadt in furchtbarer Umarmung gefesselt hielt. Von dort gingen die blitzähnlich wirkenden Befehle aus, welche die Arme von hunderttausend Arbeitern bewegten, zwei hundert Galeeren von der Bucht Beschiktasch auf Rollen zu Lande in das goldene Horn zogen, Schaaren armenischer Minengräber in den Schooß der Erde sandten, nach hundert Seiten Herolde ausschickten, die Stunde des Angriffs zu verkünden und — in der Zeit, die man braucht, die Kügelchen eines tespi zu zählen — dreißig tausend Bogen spannen und dreißig tausend Schwerter schwingen ließen. Dort trafen die bleichen Boten Konstantin's mit den Genuesern aus Galata zusammen, welche gekommen waren, um Oel für die Kanonen des Orban zu verkaufen, und mit den muselmännischen Wachen, die vom Ufer des Marmarameers vorsichtig ausgespäht hatten, ob am Horizont europäische Flotten erschienen, die letzte Hülfe der Christenheit dem letzten Bollwerk der Konstantine zu bringen. Dort drängten sich christliche Renegaten, asiatische Abenteurer, von langen Märschen abgezehrte Derwische zwischen langen Reihen aufgezäumter Pferde, unbeweglicher, geduldiger Kameele, zerbrochener Wurfmaschinen und Katapulten, geplatzter Kanonen, aufgethürmter Erzkugeln, und vermischten sich mit staubbedeckten Soldaten, die, umhüllt von einer beständigen Rauchwolke, entstellte Leichen und klagende Verwundete von den Mauern hinweg auf das freie Feld trugen. Aus dem Lager der vierzig tausend Janitscharen erhoben sich die buntfarbigen Zelte des Hofes, und am höchsten ragte der

dunkelrothe Pavillon des Sultans. Jeden Morgen bei Tagesanbruch erschien Mohammed II. in aufrechter Haltung vor dem Eingang seines Zeltes, bleich von dem sorgenvollen Wachen der Nacht; der gelbe Federbusch wallte von dem hohen Turban, der lange Kaftan war von blutrother Farbe, der Adlerblick flog über die weite Stadt vor ihm, die eine Hand strich den dichten, schwarzen Bart, die andere den silbernen Griff seines krummen Dolches. Neben ihm stand Orban, der Erfinder der wunderbaren Kanone, die nach wenigen Tagen zerspringen und seine Glieder über die Ebene des Hippodrom schleudern wird; der Admiral Balta-Ogli, den schon eine Ahnung der Niederlage peinigt, in Folge derer er den goldenen Stock seines Herrn auf seinem Kopfe fühlen soll, der kühne Befehlshaber eines großen beweglichen Kastells, das rings von Eisen starrt und doch in Asche vor dem Thor St. Romano zusammensinken soll. Gesetzgeber, Rathsherren, gebräunte Dichter umgaben ihren Fürsten. Da standen Paschas mit narbenbedeckten Gliedern und von Pfeilen zerrissenen Kaftanen, riesige Janitscharen mit bloßen Klingen in der Faust und die mit Stahlruthen bewaffneten Tschauschen, Rebellen und Feige zu strafen, die Blüthe zahlloser asiatischer Krieger, reich an Jugend und Kraft, bereit, sich wie ein Strom von Eisen und Feuer auf das ohnmächtige byzantinische Reich zu stürzen. Nun schauen sie Alle, bewegungslos gleich Statuen, rosig angehaucht von den ersten Strahlen der Sonne, auf die tausend versilberten Kuppeln der von dem Propheten verheißenen Stadt. Ich

sah die Gesichter, die Stellungen, die Dolche, die Falten der Kaftane und Mäntel, die langen Schatten auf der Erde, welche tiefe Spuren der Kanonen und der Belagerungsthürme zeigt. Aber, dann fielen plötzlich meine Augen auf einen großen, halb versunkenen Stein, und wie ich auf demselben eine rohe Inschrift las, verschwand mir das ganze Bild wie eine phantastische Vision. Nun sah ich die fröhlichen Schaaren der Jäger von Vincennes, Zuaven in rothen Beinkleidern, sich über die Ebene zerstreuen; ich hörte Lieder aus der Provence und Normandie singen, ich bemerkte die Marschälle Canrobert, Pelissier, Espinasse, ich erkannte tausend Züge und Farben, die lebhaft meiner Erinnerung und meinem Herzen seit frühester Kindheit vertraut waren — — — — mit froher Ueberraschung las ich noch einmal die unbedeutende Inschrift, welche lautete: Eugène Saccard, caporal dans le 22 d. lèger, 16. Juin 1854.

Dann durchschritt ich wieder das Lykosthal und kam von Neuem auf die Straße, die einsam zwischen Ruinen und Kirchhöfen an den Mauern entlang läuft. Ich ging an dem alten, jetzt vermauerten Militärthor Pempti vorüber und stand endlich an dem Kanonenthor, Top-Kapu, bei den Byzantinern einst Thor des heiligen Romanus, das seinen Namen von dem Riesengeschütz Orban's trägt, denn gegen diese Pforte richtete sich der letzte Angriff des türkischen Heeres. Als ich die Augen zur Höhe der Mauern erhob, bemerkte ich hinter den Zinnen schreckliche, dunkle Gesichter, von zerzausten Haaren umrahmt, die mich verwundert an-

sahen. Später hörte ich, daß ein Zigeunerstamm sich dort oben angesiedelt und seine Hütten in den Thürmen und auf dem Mittelwall gebaut hat.

Hier sind die Spuren des Kampfes wirklich gigantisch und großartig, die Mauern fortgerissen, durchlöchert, zerbröckelt, die Thürme auseinandergebrochen, die Plattformen mit Trümmern bedeckt, die Gräben mit mächtigen Mauerstücken gefüllt, die von einem Berge abgelösten Felsmassen gleichen. Die schreckliche Schlacht scheint erst gestern gekämpft zu sein; diese Ruinen erzählen besser als eine menschliche Stimme von dem furchtbaren Blutbad, dessen Zeugen sie waren.

Der Kampf begann mit Tagesanbruch. Das osmanische Heer hatte sich in vier mächtige Colonnen getheilt, denen hunderttausend Freiwillige voraneilten, eine zum Tode bestimmte Avantgarde. Diese undisciplinirte, kühne Horde, diese Tartaren, Kaukasier, Araber, Neger, von den Derwischen begeistert, durch die Hiebe der Tschauschen fortgetrieben, bildete eine lange Kette und stürzte, mit Faschinen beladen, sich als die erste zum Angriff — ein wahres Kanonenfutter. Am Rande des Grabens angelangt, gebietet ihnen ein Hagel von Eisen und Steinen Halt. Sie fallen zu Tausenden, von Pfeilen durchbohrt, von Kugeln getroffen, von Steinen zermalmt, Greise, Knaben, Sklaven, Diebe, Briganten, alle bunt durcheinander. Neue Schaaren, getrieben durch die hinter ihnen Nahenden, folgen: im Augenblick sind die Gräben mit Leichen gefüllt, mit zuckenden Gliedern, blutigen

Turbanen, Bögen, Waffen. Brüllend drängen neue Menschenströme darüber fort, brechen sich vergebens an den Wällen, sinken in ohnmächtiger Wuth blutend vor den Thürmen hin unter dem dichten Schauer der Wurfgeschosse, in der dunklen Wolke, welche die Mauern, die Vertheidiger, die Todten, die Straße umhüllt, bis endlich tausend türkische Trommeln ihre wilden Wirbel über den Tumult der Schlacht ertönen lassen und die blutende zur Hälfte verringerte Avantgarde sich verwirrt von der ganzen Mauerlinie zurückzieht.

Nun läßt Mohammed II. das Gros seiner Armee zum Angriff los. Drei große Heere, geführt durch hundert Bassen, beschattet von tausend Standarten, breiten sich aus, umziehen die Höhen, füllen die Thäler, erheben eine Verderben kündende Kriegsmusik mit Trommeln, Pauken und Schwertern und mit dem lauten Schrei „Allah, Allah!“, der wie ein Donner vom goldenen Horn zu den sieben Thürmen rollt, stürzen sie vor wie ein tosendes Meer in schäumender Brandung gegen ein zerklüftetes, felsiges Ufer. Nun beginnt die eigentliche Schlacht, oder vielmehr hundert Schlachten zugleich an den Thoren, den Breschen, den Gräben, auf den Wällen, von einem Ende zum andern des langjährigen Bollwerks von Konstantinopel. Aus zehntausend Schießscharten speien Geschütze Tod auf zweihunderttausend menschliche Leben. Mauersteine, Balken, brennende Faschinen werden herabgeschleudert, die Leitern, an denen hundert Angreifer hängen, umgestürzt, die Katapulten, die Sturmböcke in Brand gesteckt. Tausende und aber Tausende eilen vor

und fallen auf verstümmelte Todte und Sterbende, auf die Waffen der Gefährten, in das Wasser, in Blutlachen, alle umhüllt von dichtem Rauch, den nur hier und da die plötzliche Lohe der griechischen Feuer erhellt; die Bomben zwischen den Minen explodiren, die Verwundeten jammern, die achtzig Batterien des Mohammed beschießen die Stadt von den Höhen.

Zuweilen läßt der Kampf nach, um Athem zu schöpfen, und dann sieht man bei der großen Bresche am Thor Romanus einen Augenblick den Purpurmantel Konstantin's flattern, die Rüstung des Giustiniani und des Franz von Toledo schimmern und die schrecklichen Gestalten der dreihundert genuesischen Bogenschützen sich bewegen.

Und wieder tost der entfesselte Kampf, wieder verbirgt der Rauch die Bresche, neue Leitern werden an die Mauern gelehnt, Trümmer fallen, Leichen auf Leichen am Thor Pempti, am Adrianopeler, am goldenen Thor, am Thor Heptapyrgion, am Thor Selymbria, am Blachernenthor. Immer neue, bewaffnete Schaaren scheinen aus dem Boden empor zu wachsen, stürmen gegen die Wälle, übersteigen die ersten Courtinen, fallen, stehen auf, klettern über das losgebrochene Mauerwerk, kriechen über leblose Körper unter dem Regen von Kugeln, Pfeilen und Feuer. Endlich weichen die erschöpften gelichteten Reihen der Stürmenden, Siegesjubel und feierliche Dankeshymnen erschallen von den Mauern.

Mohammed II., von seinen vierzigtausend Janitscharen umgeben, sieht von der Höhe den Rückzug und überlegt eine

Zeit lang zweifelnd, ob er den Sturm wieder versuchen, oder das Unternehmen aufgeben soll. Aber wie sein Blick prüfend auf den furchtbaren Soldaten ruht, die ihn bebend vor Ungeduld und zornigem Eifer erwartungsvoll anschauen, hebt er sich stolz in den Bügeln und ruft laut den neuen Befehl zu Schlacht. Nun ist die Rache des Herrn losgelassen! Die Janitscharen antworten mit einem einzigen lauten Schrei, in dem ihre vierzigtausend Stimmen zusammentönen; die Colonnen rücken vor, die Derwische eilen über das Feld, die Zerstreuten zu sammeln und zu begeistern zu neuer Thatkraft, die Bassen bilden die Reihen und der Sultan, seine eiserne Keule schwingend, reitet vor zwischen dem Blitzen der Säbel und Bogen, dem Wallen der Turbane und Federbüsche. Ein Hagel von Pfeilen und Kugeln prasselt gegen das Thor St. Romanus, der verwundete Giustiniani verschwindet, die entmuthigten Italiener verzweifeln. Der gigantische Janitschar Hassan Olubad ersteigt das Bollwerk zuerst, Konstantin Paläologus, der letzte byzantinische Kaiser, kämpft muthig zwischen den letzten Tapfern, er wird von den Zinnen gestürzt und kämpft noch vor dem Thor bis er hinsinkt. — Das byzantinische Kaiserreich ist gefallen.

Die Tradition sagt, daß ein großer Baum die Stelle bezeichnet, wo der Körper Konstantin's gefunden wurde, aber ich sah keine Spur davon. Zwischen jenen Trümmern, wo einst Ströme von Blut rannen, schimmerte die Erde weiß von Gänseblümchen und Glockenblumen, auf denen sich

tausend Schmetterlinge schaukelten. Ich pflückte eine Blume zur Erinnerung, worüber sich die Zigeuner sehr zu wundern schienen, und machte mich wieder auf den Weg.

So weit die Augen reichten, erstreckten sich immer die Mauern. An den hoch gelegenen Stellen verdecken dieselben die Stadt vollständig, so daß Niemand, dem die Thatsache nicht bekannt ist, ahnen würde, daß hinter diesen einsamen, stillen Ruinen eine weite Metropole mit großer Bevölkerung und riesigen Bauwerken liegt. An den niedrigen Stellen jedoch schimmern hinter den Zinnen die versilberten Spitzen der Minarets, die Dächer griechischer Kirchen, dunkle Cypressen. Hier und da sah ich wohl durch eine weite Spalte, wie durch ein plötzlich geöffnetes und wieder geschlossenes Thor, ein Stück der Stadt, Häuser, die ganz verlassen erschienen, einsame Thäler, Gärten und weiter entfernt die phantastischen Umrisse Stambuls. Ich kam an dem jetzt vermauerten Thor Tetarteh vorüber, das nur noch zwei nahe Thürme bezeichnen. Hier sind die Mauern am besten erhalten. Lange Strecken der Theodosianischen Courtinen dehnen sich fast unversehrt aus, besonders die zwei schönen Thürme des Prätors Anthemius und des Konstantinus Cyrus tragen noch glorreich auf unverletztem Haupt die stolze Krone von funfzehn Jahrhunderten und scheinen einen neuen Angriff herauszufordern. An einigen Stellen haben auf der Plattform Bauern ihre Hütten gebaut, die in ihrer gebrechlichen Kleinheit einen eigenthümlichen Contrast zu der festen Majestät der Mauern bilden und Vogelnestern gleichen,

an die zerklüfteten Abhänge eines Berges geklebt. Zur Rechten liegen immer und immer wieder Kirchhöfe, Cypressenwälder, graue Thäler mit Leichensteinen. Hier steht ein Derwischkloster, halb von einem Kranze schattiger Platanen verborgen, dort ein einsames Caffeehaus, ein von einer Weide beschatteter Brunnen, und jenseits der Wälder führen weiße Wege in das hohe, trockene Land unter dem blendend hellen Himmel, wo Geier kreisen.

Nach einer weiteren viertelstündigen Wanderung stand ich vor dem alten Thor Melandesia, jetzt Mevlewihane Jeni Kapu, das seinen Namen einem berühmten Derwischkloster in der Nähe verdankt. Es ist niedrig, hat vier eingefügte Marmorsäulen und an beiden Seiten zwei viereckige Thürme, geziert mit griechischen Inschriften Konstantin's III., Justinian's und der Sofia, in denen die Orthographie der Kaiserlichen Namen falsch ist, ein merkwürdiges Beispiel der barbarischen Unwissenheit des fünften Jahrhunderts. Ich blickte durch das Thor, auf die Mauern, die Umgebung des Klosters, in die Kirchhöfe — keine menschliche Seele! Dann ruhte ich ein wenig aus, gegen die Brustwehr der kleinen Brücke gelehnt, welche den Graben überspannt, und ging weiter.

Ich würde die Erinnerung an eine der schönsten Aussichten Konstantinopels hingeben, um der Seele des Lesers eine Ahnung des tiefen, wunderbaren Gefühles einzuflößen, das ich empfand, als ich so allein zwischen den beiden endlosen Ketten der Ruinen und Gräber dahinging in jener

glühenden Sonne, jener völligen Einsamkeit, jenem tiefen Frieden. Oft hatte ich in den traurigen Tagen meines Lebens mir träumend gewünscht, mit einem langen Zuge geheimnißvoller, stummer Menschen ewig durch unbekannte Länder nach einem unbekannten Ziel zu wandern. Nun, dieser Weg entsprach meinem Wunsch. Ich hätte gewollt, daß er niemals endigte. Aber er machte mich nicht traurig, sondern gab mir im Gegentheil frische Heiterkeit und begeisterte Gluth. Die kräftigen Farben der Vegetation, die cyklopischen Formen der Mauern, die großen Linien des Erdreichs, gleich den Wogen eines bewegten Oceans, die feierlichen Erinnerungen an Kaiser, Armeen, titanische Kämpfe, verschwundene Völker, abgeschiedene Generationen, die Todesstille so nahe einer ungeheuren Stadt, welche nur zuweilen der mächtige Flügelschlag eines Adlers unterbrach, der seinen Flug von den Spitzen der Thürme in die unermeßliche Weite des tiefblauen Himmelsgewölbes richtete, — das Alles rief in mir eine Aufwallung gigantischer Phantasien, großartiger Wünsche wach, die mein Lebensbewußtsein verdoppelten. Ich hätte viel größer sein und mich in die colossale Rüstung des Kurfürsten von Sachsen kleiden mögen, welche ich in einem Zeughaus von Madrid gesehen hatte; mein Schritt hätte in der tiefen Stille widerhallen müssen, wie der gemessene Schritt eines Regiments Lanzenträger im Mittelalter. Ich hätte die Kraft eines Titanen haben mögen, um die Trümmer der stolzen Mauern in meinen Armen emporzuheben. Ich ging mit zurückgeworfenem

Haupt, mit gerunzelten Brauen, die rechte Hand geballt und redete in Versen Konstantin und Mohammed an, verzückt in kriegerische Berauschtheit, die Seele in die Zukunft versenkt. Mein Geist erglühte, mein Blut wallte so jugendlich, ich war so selig, allein zu sein, ich genoß so sehr diese reich belebte Einsamkeit, daß ich nur ungern dem vertrautesten Freunde begegnet wäre.

Ich kam an dem jetzt geschlossenen Militärthor Trite vorüber. Auch an diesem Theil der Mauer deuten die Trümmer an, daß hier mächtige Kanonen ihre verderblichen Feuerschlünde geöffnet haben. Man glaubt, sich an einer der drei großen Breschen zu befinden, welche der Sultan am Tage vor der Erstürmung seinem Heer zeigte, indem er ausrief: „Ihr werdet durch die Breschen, die ich Euch geöffnet habe, zu Pferde in Konstantinopel einziehen können.“ Nicht weit davon hatte ich bald wieder ein offenes Thor erreicht, welches ich an einer kleinen Brücke und drei gelbfarbigen Bogen als dasjenige erkannte, das Mauritius Cattaneo, der Genueser, während der Belagerung vertheidigte. Die von hier ausgehende Landstraße zeigt noch Spuren der Pflasterung, die Justinian machen ließ, denn von hier führte der Weg nach der Stadt Selymbria, welche dem Thor seinen Namen gab, von den Türken in Silivri Kapusi umgeändert. In der Nähe liegt ein Kirchhof und das bekannte Kloster Balukli.

Auf dem Gottesacker fand ich bald die einsame Stelle, wo die Köpfe des berühmten Ali aus Tepe-Delen,

des Paschas von Janina*), die seiner drei Söhne und seines Neffen begraben liegen. Fünf kleine Steinsäulen bezeichnen sie, auf denen das Datum 1827 und eine ganz einfache Inschrift steht, von dem armen Derwisch Soliman verfaßt, der, Ali's Freund von Kindheit her, die Köpfe kaufte, nachdem sie von den Zinnen des Serail herabgenommen waren und sie eigenhändig begrub. Die Worte lauten: „Hier ruht das Haupt des berühmten Ali Pascha von Tepe-Delen, Gouverneur des Sandschak von Janina, der länger als fünfzig Jahre hindurch treu für die Unabhängigkeit Albaniens wirkte"; sie sind ein Beweis, daß auch auf muselmännischen Grabdenkmälern fromme Lügen geschrieben werden. Ich stand still, um nachdenklich auf die Erde zu blicken, die diesen schrecklichen Kopf bedeckt, und mir fielen die Fragen ein, die Hamlet an den Schädel des Yorik richtet. „Wo sind Deine Palikaren, Du Löwe von Epirus? Wo Deine von Kanonen starrenden Paläste, Deine Kioske, die sich im Wasser widerspiegelten, wo Deine in Felsen begrabenen Schätze, wo die schönen Augen Deiner Wasilikih?" Und ich dachte an die schöne Frau, die arm und elend mit der Er-

*) Ali, zu Tepe-Delen in Albanien geboren, leistete der Pforte nützlichen Beistand im Kriege mit Rußland und Oesterreich 1787, wurde Pascha von Janina und Oberstatthalter von Rumelien. Im geheimen Verkehr mit Franzosen und Russen suchte er sich von der Pforte unabhängig zu machen, und diese trachtete, ihn zu beseitigen. Doch hielt er sich bis 1822, wo er sich ergab und, obwohl ihm Gut und Leben zugesichert war, am 5. Februar niedergehauen wurde.

Anm. d. Uebers.

innerung an ihr Glück und ihre Größe durch die Straßen Konstantinopels irrte, als ich ein leises Rauschen hörte und mich umwendend einen großen, mageren Mann bemerkte mit bloßem Kopf, gekleidet in eine dunkle Kutte, der mich fragend ansah. Ich entnahm aus seiner Zeichensprache, daß er ein griechischer Mönch des nahen Klosters war, der mir den wunderbaren Brunnen zeigen wollte, und folgte ihm nach dem Kloster. Er führte mich über einen einsamen Vorhof, öffnete eine kleine Thür, zündete ein Licht an, brachte mich eine Treppe hinunter unter ein feuchtes, dunkles Gewölbe, dann bei einer Cisterne stehen bleibend, beschattete er mit einer Hand die Flamme der Kerze und deutete mit der anderen auf rothe Fische im Wasser, wobei er mir etwas vorerzählte, das die berühmte Legende von dem Wunder der Fische sein sollte: „Während die Muselmänner den letzten Sturm gegen die Mauern von Konstantinopel machten, briet ein griechischer Mönch Fische in jenem Kloster. Plötzlich steht ein anderer entsetzt auf der Schwelle und ruft: „Die Stadt ist genommen!“ „Was!“ antwortete der Koch, „das will ich erst glauben, wenn meine Fische aus der Pfanne springen!“ — Und im Augenblick hüpften die Fische heraus, schnell und lebendig, halb braun, halb roth, denn sie waren erst an einer Seite gebacken; sie wurden nun natürlich, wie sich ein Jeder denken kann, wieder in das Wasser gebracht, aus dem man sie genommen hatte, und schwimmen noch immer umher.“ — Als der Mönch mit seinem Bericht zu Ende war, spritzte er mir einige Tropfen des heiligen

Wassers ins Gesicht, die in Silber verwandelt wieder in seine Tasche fielen. Dann begleitete er mich bis zur Thür und blickte mir lange mit schläfrigen, gelangweilten Blicken nach.

Und immer weiter liefen an der einen Seite Mauern und Thürme, und immer weiter an der anderen schattige Kirchhöfe, grüne Felder, hier und da Weingärten und geschlossene Häuser dazwischen. Zuweilen, wenn ich in der Niederung war, meinte ich weit entfernt ein Ende der gigantischen Steinumfassung wahrnehmen zu können, aber so wie ich höher stieg, dehnten sie sich wieder endlos vor meinen Augen aus, und bei jedem Schritt drängten sich in der Ferne neue Thürme vor, als wollten sie wissen, wer die tiefe Stille ihrer Einsamkeit störe. Gerade hier ist die Vegetation wunderbar üppig. Laubreiche, hohe Bäume ragen auf den Thürmen, gelbe und rothe Blumen, Epheu- und Gaisblattkränze umwinden die Zinnen, zu den Füßen der Steinmassen bilden Dornen, Nesseln, Sanddorn- und Mastixsträuche ein undurchdringliches Dickicht, aus dem sich Platanen und Weiden erheben, die Alles mit dichtem Schatten decken. Zuweilen umspinnt der rankende Epheu ganze Strecken der Mauer und hält wie mit einem Netz die abgelösten Trümmer noch zusammen, so die Breschen und Schießscharten versteckend. Im Graben sind kleine Obstgärten angelegt, am Rande desselben hüten griechische Knaben Ziegen und Schafe, von den Mauern steigen Vogelschwärme auf, der Duft wilder Kräuter erfüllt die Luft, Frühlings-

heiterkeit, Lenzespracht kränzt und schmückt die Ruinen wie für den Triumpheinzug eines Sultans. Plötzlich fühlte ich einen Hauch frischen Seewindes und wie ich die Augen erhob, sah ich vor mir das azurblaue Marmarameer schimmern. Zu gleicher Zeit war mir, als ob eine leise Stimme mir ins Ohr murmelte: „Das Schloß der sieben Thürme!" — von einem unbestimmten Gefühl der Unruhe erfaßt, stand ich einen Augenblick mitten in der Straße still. Darauf ging ich weiter, noch an zwei Thoren vorüber und stand nun dem genannten Castell gegenüber.

Dieses Gebäude des Unglücks wurde von Mohammed II. auf dem antiken Kyclobion der Griechen an dem Punkte errichtet, wo die Mauern, welche die Stadt nach der Landseite zu vertheidigen, sich mit denen vereinigen, die sie nach dem Marmarameer hin schützen, und wurde dann, nachdem die letzten Eroberungen der Sultane Stambul vor einer Belagerung gesichert hatten — es also als Festung unnütz geworden war — in ein Staatsgefängniß umgewandelt. Jetzt ist dasselbe nur noch ein Skelett, von wenigen Soldaten bewacht, eine verfluchte Ruine, reich an schmerzlichen und schrecklichen Erinnerungen, die sich das Volk in düsteren Legenden erzählt. Fremde sehen es gewöhnlich nur flüchtig von dem Schiffe aus, das sie nach dem goldenen Horn bringt, aber für den Türken, der es Jedikulle nennt, ist es dasselbe wie die Bastille für Frankreich, der Tower für England, ein Monument der Erinnerung an die schrecklichsten Zeiten despotischer Tyrannei.

Von der Straße aus sieht man nur zwei der sieben Thürme, welche dem Castell den Namen geben. Vier derselben sind unzerstört geblieben. In der äußern Mauer bemerken wir noch zwei korinthische Säulen, die dem antiken „Goldenen Thor“ einst angehörten, durch die Narses und Heraklius ihre Triumphzüge hielten, durch das auch — nach einer den Muselmännern und den Christen gleich geläufigen Sage — die Christen an dem Tage ziehen werden, wenn sie siegreich in die Stadt der Konstantine einrücken. Jetzt befindet sich die Eingangsthür hinter den Mauern in einem kleinen viereckigen Thurm, vor dem eine Schildwache in Pantoffeln träumt und gern bereit ist, ein Trinkgeld einzustecken und einen Fremden einzulassen. — Ich trat also ein und befand mich in einem begrenzten Raume, der ganz das düstere Aussehen eines Gefängnisses und Kerkers hatte. Rings umher erheben sich mächtige, dunkle Mauern, sie bilden ein Achteck von hohen und niedrigen, viereckigen und runden Thürmen gekrönt, einige unversehrt, andere verwüstet, mit kegelförmigen, bleigedeckten Dächern und zahllosen verfallenen Treppen, die zu den Zinnen und Schießscharten führen. Dichte, grüne Pflanzenlabyrinthe wuchern üppig in der Befriedigung, das Minaret einer kleinen, versteckten Moschee blickt zwischen Cypressen und Platanen hervor, unter grünen Büschen stehen Hütten, in denen Soldaten schlafen, in der Mitte ist das Grab eines im Castell erdrosselten Veziers, hier und da sieht man verfallende Reste einer alten Schanze, zwischen dem Buschwerk

und an den Mauern entlang Fragmente von Basreliefs, Säulen und Capitälen, durch Unkraut fast verdeckt, oft halb in die Erde versunken, oder vom Wasser der Gräben bespült, eine bizarre, traurige Unordnung, die uns mit geheimnißvollen Drohungen ein Näherkommen zu verbieten scheint. Ich blickte mich eine Zeit lang ungewiß um und ging dann vorsichtig weiter, als fürchtete ich, den Fuß in eine Blutlache zu setzen. Die Hütten, die Moschee waren geschlossen, rings umher herrschte die tiefe Ruhe einer verlassenen Ruine.

An einigen Stellen konnte ich in den Mauern die Spuren griechischer Kreuze entdecken, sowie Fragmente Konstantinischer Monogramme, die Flügel zertrümmerter römischer Adler, manche Zierrathe des alten byzantinischen Gebäudes, alle geschwärzt durch die Zeit. Auf anderen Steinen befinden sich noch griechische Inschriften, die von den Soldaten herrühren, welche am Tage vor dem Fall der Festung dieselbe unter Anführung des Florentiners Julianus vertheidigten, arme Menschen, die in ihr Schicksal ergeben, Gott anflehten, ihre Stadt vor Plünderung, ihre Familien vor Sklaverei zu erretten.

In den einen der beiden Thürme hinter dem Goldenen Thor wurden früher die Gesandten eingeschlossen, deren Staaten Krieg mit dem Sultan führten, auf den anderen beziehen sich die düstersten Traditionen des Castells. Dieses Gebäude enthielt die furchtbaren Gefängnisse, in denen, lebendig begraben, die Großen des Hofes, in der Finsterniß

zu Allah riefen, auf den Henker warteten, oder, wahnsinnig durch die Verzweiflung, an den Wänden blutige Spuren ihrer Nägel und ihres Kopfes zurückließen. In einer dieser Höhlen stand der große Mörser, in dem die Knochen und das Fleisch verurtheilter Ulemas zermalmt wurde. Zu ebener Erde liegt das weite, runde Gemach, das sogenannte Blutgefängniß, wo man im Geheimen die Verurtheilten enthauptete und ihre Köpfe in einen Brunnen warf, dessen Oeffnung, von zwei Steinfliesen gedeckt, man deutlich unter dem unebenen Pflaster erkennt. Darunter lag die Felsenhöhle, matt erhellt durch eine vom Gewölbe herabhängende Laterne, der schreckliche Ort, an dem den Gemarterten die Haut in Streifen abgeschnitten, glühendes Pech in die durch Ruthenschläge geöffneten Wunden gegossen, Füße und Hände durch Keulenschläge zerschmettert wurden, während das furchtbare Geschrei der Gequälten nur wie ein dumpfes Stöhnen zu den Ohren der übrigen Gefangenen drang. In einem Winkel der großen Umfriedigung findet man die Spuren eines kleinen Hofes, in dem bei Nacht gewöhnliche Verurtheilte enthauptet wurden. Nicht weit davon stand noch vor kurzer Zeit eine Mauer aus menschlichen Gebeinen, die fast bis zur Plattform des Castells reichte. Dicht beim Eingange liegt das Gefängniß Osmans II., des ersten Kaiserlichen Opfers der Janitscharen, des armen achtzehnjährigen Sultans, der in verzweifelter Kraft seinen vier Henkern lange widerstand, bis der erdrosselnde Strick seine Wehrufe erstickte. In allen andern Thürmen und einigen

Theilen der Mauern war ein Labyrinth düsterer Gänge, geheimer Treppen, niedriger Thüren, durch die gebückt die Gefangenen eingingen, die Paschas, die Kaiserlichen Prinzen, die Kämmerlinge, Beamte, Officiere in der Blüthe der Jugend, eben noch auf dem Gipfel der Macht, deren ganzes Glück in einer Stunde endigte, und deren Köpfe schon die Außenmauer des Castells mit Blut befleckt hatten, wenn ihre Gemahlinnen, festlich gekleidet, sie noch im Glanz des Harems erwarteten. Durch diese Corridore, an deren Wänden das Wasser niederrieselt, über jene grabesähnlichen Treppen schritten Nachts beim Schein der Laterne Soldaten und Henker mit blutigen Händen, brachten Boten des Serails Todesurtheile, wurden Leichen aus den Kerkern ins Grab getragen mit der verhängnißvollen seidenen Schnur um den Hals. An dem Stambul entgegengesetzten Ende befand sich das furchtbare Tribunal des Hofes. Dort erhob sich von sieben steinernen Galgen umgeben eine ungeheure Martermaschine, die beim Mondlichte lebende Opfer aufnahm und der Sonne nur Leichen zeigte. Von der Höhe der Thürme aber, in denen Sterbende ihre letzten Seufzer aushauchten, sahen nächtliche Schildwachen in der Ferne die hellerleuchteten, zum Kaiserlichen Fest geschmückten Kioske des Serails strahlend schimmern.

Mit einem Gefühl innerer Genugthuung sieht man dies furchtbare Castell jetzt so entstellt, als ob die auferstandenen Opfer es mit Nägeln und Zähnen zernagt und zerstört hätten, um wenigstens die Rache, welche die Despoten nicht ereilen

konnte, an dem Gebäude auszulassen. Das große, alternde, entwaffnete Ungeheuer steht mit den hundert offenen Mündern seiner Schießscharten und eingesunkenen Thüren da wie eine ohnmächtige Vogelscheuche, und Myriaden von Mäusen, Schlangen, gelblichen Scorpionen, wie Würmer aus seinem faulenden, ekelhaften Körper erzeugt, wimmeln in seinem leeren Innern und seinen geborstenen Seiten zwischen der unverschämt üppigen Vegetation, die es im muthwilligen Spott schmückend umkränzt.

Nachdem ich durch verschiedene Thüren geblickt hatte, ohne etwas Interessanteres zu entdecken als die eilige Flucht gestörter Kröten, stieg ich eine grasbewachsene Treppe hinauf, die mich auf eine Terrasse der Westseite brachte. Von hier beherrscht der Blick das ganze Gebäude und fliegt dahin über das wüste Durcheinander der Ruinen, Thürme, Zinnen, Treppen, Plattformen, denen sich weiterhin neue Thürme und ungezählte Zinnen der östlichen Mauer Stambuls so anschließen, daß man meint, nur eine einzige ungeheure, ausgedehnte, verlassene Festung vor sich zu haben, die sich im tiefblauen Marmarameer spiegelt. Zur Linken erstreckt sich ein großer Theil Stambuls, von langen, sich schlängelnden Straßen durchschnitten, die sich alle nach der Richtung der antiken Triumphstraße der byzantinischen Herrscher ziehen, welche einst vom Goldenen Thor über das Forum des Arkadius und des Konstantin bis zur Residenz führte. Die weite lachende Aussicht rings umher machte die melancholische Düsterkeit der unheilvollen

Ruinen zu meinen Füßen noch fühlbarer. Ich ſtand lange Zeit gegen eine von der Sonne durchglühte Zinne gelehnt und halb geblendet von der Helle, ſchaute ich auf das weite geöffnete Grab mit dem nachdenklichen, mißtrauiſchen Intereſſe, das ein Platz uns erweckt, an dem vor Kurzem ein Verbrechen geſchehen iſt. Große Eidechſen ſchlüpften über die Mauern, unten in den Gräben quakten die Fröſche, eine Menge Inſecten umſummten mich, der Lufthauch trug mir den Geſtank eines verfaulenden Pferdes zu, das im äußeren Graben der Feſtung lag. Mich erfaßte eine Empfindung des Ekels und Schauderns, und doch ſtand ich wie verzaubert ſtill, und halb betäubt glaubte ich durch das eintönige Summen der Inſecten in dem tiefen Mittagsfrieden das Anſchlagen der in den Brunnen geworfenen Köpfe zu hören, das klägliche Jammern der Sterbenden und den Wehruf des jüngſten Sohnes des Brancovano, der, als er den Strick am Hals fühlte, noch ſchrie: „Vater, Vater!“ — Und weil ich müde war und das Licht mich blendete, ſchloß ich die Augen eine Minute — da drängten ſich die grauenhaften Bilder mit fürchterlicher Klarheit in meinem Geiſt. In dieſem Augenblick ſchreckte mich ein ſonorer, deutlicher Ruf aus meiner Träumerei auf, und ich ſah unter mir auf der Terraſſe des kleinen Minarets den Muezzin der nahen Moſchee. Jene langſame, feierliche, ſanfte Stimme, die auch an dieſem Ort, zu dieſer Stunde den Herrn verkündete, bewegte mich bis ins tiefſte Innere. Sie ſchien im Namen aller Derjenigen zu ſprechen, die

dort drinnen gestorben waren, schien auszudrücken, daß ihre Schmerzen nicht umsonst gewesen, daß ihre Thränen gezählt, ihre Qualen ihnen vergolten seien, daß sie vergeben hatten, daß man verzeihen, beten und Gott vertrauen soll, auch wenn die Welt uns verläßt, daß Alles auf Erden eitel ist, außer dem unendlichen Gefühl der Liebe und der Barmherzigkeit . . . .

Mit bewegtem Herzen verließ ich das Castell und wanderte weiter an den äußeren Mauern Stambuls entlang dem Meere zu. In der Nähe ist eine Eisenbahnstation; es kreuzen sich verschiedene Schienen, und ich befand mich von langen Reihen staubbedeckter, schadhafter Waggons umgeben. Wenn ich ein fanatischer Türke, ein Freund europäischer Neuerungen gewesen wäre, hätte ich alle diese Wagen anstecken und ruhig fortgehen können, denn, obgleich ich fürchtete, irgend ein Wächter möchte mir ein gebieterisches „Halt!“ entgegenrufen, so sah ich doch Niemanden. Bald hatte ich wirklich das äußerste Ende der Mauern erreicht, sah mich jedoch in meiner Hoffnung, von hier aus die Stadt erreichen zu können, getäuscht. Die Mauern nach der Landseite vereinigen sich am Ufer mit denen nach der Seeseite, und keine Spur von einer Thür ist zu bemerken. Ich ging auf einem alten, halb verfallenen Hafendamm bis zu einem großen Stein und setzte mich, rings von Wasser umgeben. Hier sah ich nur das Marmarameer, die asiatischen Berge, die blauschimmernden, fernen Höhen Skutaris. Die Küste war einsam, ich schien ganz allein auf der weiten

Welt zu sein. Die Wogen brachen sich zu meinen Füßen und spritzten ihren Schaum in mein Antlitz. Da saß ich eine Zeit lang still und dachte an tausend Dinge. Ich sah mich selbst durch das Thor, zwischen Mauern und Friedhöfen auf der öden Straße gehen und folgte mir selbst, als wäre ich ein Anderer gewesen. Dann suchte ich Yunk in der ungeheuren Stadt auf. Nun beobachtete ich die Wogen, wie sie eine nach der andern murmelnd ans Ufer rollten, eine nach der andern verschwanden, und ich erblickte in ihnen das Bild der Völker und Heere, die nach einander vor die Mauern von Byzanz drängten: Die Phalangen des Pausanias und Alcibiades, die Legionen des Maximus und Severus, die Schaaren der Perser, die Horden der Avaren, die Slaven, Araber, Bulgaren, die Kreuzfahrer, die Armeen des Michael Paläologus, des Komnenus, Bajazid's I. und Mohammed's, des Eroberers, die Alle in die unendliche Ruhe des Todes hingesunken waren — bis ich eine tiefe Traurigkeit empfand, wie sie das Herz Leopardis am Abend des Festtages bedrückte, da er allmälig das einsam tönende Lied des Handwerkers verklingen hörte, das ihn an das Dahinsterben der Völker des Alterthums erinnerte und ihm den Gedanken weckte, daß das ganze Leben auf Erden wie ein Traum schwindet.

Von hier mußte ich bis zum Thor der sieben Thürme zurückkehren und hatte nun innerhalb der Mauern durch ganz Stambul am Ufer des Marmarameeres entlang zu gehen. Ich war sehr ermattet, aber bei zu langen Wegen

entsteht schließlich aus der Erschöpfung selbst ein körperlicher Eigensinn, der die Kräfte wieder belebt. Unter der glühenden Sonne ging ich mechanisch weiter in phantastischer Träumerei, in welcher alles Mögliche an meinem Geist vorüberzog: Die Gesichter der Freunde in Turin, Stellen aus Romanen und Gedichten, Aussichten anderer Länder, unklare, abgerissene Gedanken über Unsterblichkeit der Seele, die Table d'hote des Hotels strahlend von Licht und Krystall, weit entfernt, jenseits einer hundert Mal größeren Stadt als Stambul, welche schon der Schleier der Nacht umhüllte. Von einer muselmännischen Vorstadt, die, unbewohnt, noch die Melancholie des siebenthürmigen Castells athmet, gelange ich in einen ebenso einsamen, von armenischen Christen bewohnten Stadttheil. Ich komme durch zahllose krumme Gassen wieder in ein türkisches Quartier zwischen vergitterten Fenstern, geschlossenen Thüren, kleinen Moscheen, verborgenen Gärten, grasbewachsenen Cisternen, verlassenen Brunnen. Ich überschreite den Platz, wo das alte Forum boarium lag und sehe immer wie auf dem ganzen Wege noch durch Zwischenräume der Häuser Mauern mit Thürmen und Zinnen, mir begegnen nur Hunde, die mir mit scheelen Augen nachsehen, und türkische Straßenjungen, welche auf der Erde sitzen und mich unverschämt anstieren. Ein Fenster öffnet und schließt sich schnell, ganz flüchtig kann ich eine Frauenhand, den Aermel eines Gewandes erkennen. Ich umkreise die großen Gärten, welche das Thor des Theodosius umgeben; auf leeren Plätzen fallen mir die Spuren einer kürzlichen Feuers-

brunst auf, zuweilen scheine ich wieder aus der Stadt aufs Land gerathen zu sein, ich sehe Derwisch-Klöster, griechische Kirchen, unter schattigen Platanen einen alten Türken schlummern, das Mundstück seiner Wasserpfeife in der Hand. Dann stehe ich vor einem kleinen Caffeehause still, trinke ein Glas Wasser, das ich im offenen Fenster entdecke, klopfe, rufe — Niemand antwortet. Nun bin ich wieder in einem griechischen Stadttheil, dann in einem muselmännischen, einem armenischen, und immer begleiten mich an einer Seite getreulich die Zinnen, die blauen Wogen der See, immer begegnen mir nur Bettler, Jungen, Hunde, und von der Höhe verkündet die Stimme des Muezzin den Sonnenuntergang. — Es dunkelt; ich fühle mich so ermattet, ich bin der melancholischen Moscheen, der gleichförmigen Häuser, der öden Plätze so überdrüssig, daß ich schon daran denke, mich bei dem nächsten Caffeehaus auf eine Matratze zu werfen, als ich plötzlich bei einer Biegung der Straße die Sofienmoschee vor mir sehe. Oh, der entzückende Anblick! Meine Kräfte kehren wieder, meine Gedanken werden heiter, ich beschleunige den Schritt, ich bin am Hafen, überschreite die Brücke, und da — vor der hellerleuchteten Thür des ersten Cafés in Galata — sind Yunk, Santoro, meine italienischen Freunde. Sie eilen mir lächelnd mit ausgestreckten Händen entgegen, und ich athme tief und glücklich auf.

13.

Der alte Serail. Warum er unser Interesse anzieht. Lage der alten Residenz. Wie dieselbe einst aussah. Vor dem Hauptthor. Im ersten Vorhof. Wer hier vorüberging und was man dort Alles sehen konnte. Das Thor des Heils. Im Divan. Das Thor der Glückseligkeit. Janitscharen-Empörungen. Die Zauberstadt. Der Thronsaal. Die Schatzkammer. Der traurige Vogelkäfig. Von verschiedenen Gebäuden. Der Harem. Leben in demselben an einem Frühlingstage. Intriguen und Klatschereien. Schreckliche Nächte. Eine Vision des Autors. Kioske. Die Nacht.

Wie man in Granada zunächst die Alhambra besucht, meint man in Konstantinopel Nichts gesehen zu haben, ehe man nicht in die Mauern des alten Serail eingedrungen ist: Tausend Mal am Tage, von allen Punkten der Stadt und der See zeigt sich der grüne, geheimnißvolle, verheißungsreiche Hügel, der immer wieder die Blicke anzieht, die Phantasie wie ein Räthsel peinigt und in allen Gedanken eine so hervorragende Stelle einnimmt, daß man ihn zuletzt noch vor dem festgesetzten Tage besucht, eigentlich mehr, um sich von einer Qual zu befreien, als um sich ein Vergnügen zu bereiten.

Es giebt in der That kein zweites Fleckchen Erde in Europa, dessen Name schon allein wie dieser eine so seltsame

Verwirrung schöner und schrecklicher Bilder heraufbeschwört, keine zweite Stelle, über die so viel gedacht und geschrieben, so viele Vermuthungen angestellt sind, die so viel unbestimmte, widersprechende Nachrichten hervorgerufen hat, keine, die noch heute so sehr ein Gegenstand unbefriedigter Neugier, sinnloser Vorurtheile, wunderbarer Erzählungen ist.

Heute können Alle eintreten, und Viele gehen sehr entnüchtert und kaltblütig wieder fort. Aber gewiß, noch nach Jahrhunderten, wenn vielleicht die Herrschaft der Osmanen in Europa nur eine Erinnerung sein wird, wenn sich die belebten Straßen einer ganz neuen Stadt auf diesem schönen Hügel kreuzen —, selbst dann kann kein Reisender hier vorübergehen ohne im Geist die alten Kaiserlichen Kioske zu schauen, ohne mit Neid der glücklichen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu gedenken, welche noch an diesem Orte die lebendig sprechenden Erinnerungen der weiten osmanischen Residenz fanden. Wer weiß, wie viele Archäologen geduldig in den Höfen der neuen Gebäude nach den Spuren einer Thür oder einer Mauer suchen, wie viele Dichter begeisterte Verse über einige Trümmer am Ufer des Meeres schreiben werden? Vielleicht auch behütet und erhält man diese Mauern sorgfältig durch Jahrhunderte hindurch, Gelehrte, Künstler, Verliebte durchforschen sie, und das fabelhafte Leben, das hier vierhundert Jahre lang herrschte, wird auferweckt und sich in unzähligen Bildern und Büchern über die ganze Erde verbreiten.

Keine großartige architectonische Schönheit zieht das

allgemeine Interesse an; denn der Serail ist durchaus nicht wie die Alhambra ein riesiges Denkmal der Kunst. Der Löwenhof des arabischen Schlosses allein ist prachtvoller als alle Kioske und Thürme des türkischen Palastes. Der Werth des Serail liegt nur darin, ein großes geschichtliches Monument zu sein, das fast das ganze Leben der osmanischen Dynastie erläuternd illustrirt, das auf den Steinen seiner Mauern, auf den Stämmen seiner hundertjährigen Bäume die genaueste und geheimste Chronik des Reiches geschrieben trägt. Nur die der letzten dreißig Jahre und die der zwei Jahrhunderte, welche der Eroberung Konstantinopels voraufgingen, fehlt. Von Mohammed II., der den Grundstein legte, bis zu Abdul Medschid, welcher Dolmabagtsche zur Kaiserlichen Residenz wählte, wohnten hier fünfundzwanzig Sultane. Hier setzte sich die Dynastie fest, nachdem eben erst die Eroberung der europäischen Metropole vollendet war, hier erstieg sie den Gipfel der Macht, hier begann ihr Verfall. Der Serail war zu gleicher Zeit Residenz, Festung, Heiligthum; er war das Haupt des Reiches, das Herz des Islam, eine Stadt in der Stadt, ein erhabener, prächtiger Felsen, den ein Volk bewohnte und ein Heer bewachte, der innerhalb seiner Mauern zahllose verschiedene Gebäude, Plätze der Wonne und des Schreckens, Paläste, Arsenale, Schulen, Werkstätten, Moscheen umfaßte; auf dem Feste mit blutigem Gemetzel, religiöse Ceremonien mit weicher Liebeslust, diplomatische Feierlichkeiten mit kindischer Thorheit abwechselten, wo Fürsten geboren, auf den Thron erhoben,

abgesetzt, eingekerkert und erwürgt wurden, von wo die Fäden aller Verschwörungen ausliefen, und der Lärm aller Rebellionen widerhallte, wohin alles Gold und das reinste Blut des ganzen Reiches strömte, wo eine Hand den Griff des furchtbaren Schwertes lenkte, das hundert Völker bedrohte, wohin durch drei Jahrhunderte sich die Blicke des unruhigen Europas, des mißtrauenden Asiens, des eingeschüchterten Afrikas richteten, wie auf einen rauchenden Vulkan, der die Erde mit steter Angst erfüllt.

Diese ungeheure Residenz liegt auf dem östlichsten Hügel Stambuls, der sich allmälig nach dem Marmarameer, der Mündung des Bosporus und dem goldenen Horn senkt, auf der Stelle, wo sich früher die Akropolis von Byzanz, ein Theil der Stadt und die großen Paläste der Kaiser befanden. Der Hügel ist der schönste Konstantinopels und auf dem europäischen Ufer der am meisten von der Natur begünstigte. Dort treffen wie in einem Mittelpunkte zwei Meere und zwei Meerengen zusammen, dorthin gehen die Militär- und Handelsstraßen des östlichen Europas; die Aquaducte der byzantinischen Kaiser leiten Wasserströme dorthin, die Hügel Thraciens schützen die Höhe vor Nordwinden, das Meer badet sie an drei Seiten, Galata schaut sie von der Hafen-, Skutari von der Bosporusseite, und die hohen Berge Bithyniens begrenzen mit ihren schneeigen Gipfeln den Horizont Asiens. Der einsame Hügel ruht abgeschlossen, so kräftig und so schön am äußersten Ende der Metropole, daß er von der Natur wirklich eigens

geschaffen scheint, das Piedestal einer großen Monarchie zu sein und dem wonnevollen, geheimnißreichen Leben eines Fürsten, der fast Gott gleich gilt, zum Schutz zu dienen.

Den ganzen Hügel umfaßt eine hohe, zinnengekrönte Mauer mit starken Thürmen zu beiden Seiten. Am Ufer des Marmarameeres wie am goldenen Horn entlang ist diese Mauer zu gleicher Zeit auch die der Stadt, an der Landseite baute sie Mohammed II. Hier trennt sie die Höhe des Serail von derjenigen, welche die Moschee Nuri-Osmanieh krönt, wendet sich der hohen Pforte zu, zieht sich an der Sofien-Moschee vorüber und vereinigt sich, indem sie einen weiten Bogen bildet, mit den Mauern Stambuls an der Seeseite. Dies ist der große äußere Gürtel des Serailhügels, während der eigentliche Serail auf der Höhe seinerseits wieder von Mauern umschlossen wird, die gewissermaßen eine Mittelschanze der weiten Festung des Hügels schaffen.

Den Serail zu beschreiben, wie er jetzt ist, wäre nutzlose Mühe. Die Eisenbahn geht durch die Außenmauer, eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte 1865 viele Gebäude, die meisten Gärten liegen verwüstet, denn Hospitäler, Kasernen, Militärschulen wurden darin errichtet; die kleinen Schlösser sind in der Form und im Gebrauch verändert, und obwohl die Hauptmauern noch stehen und so die äußere Gestalt des alten Serail wohl erkennen lassen, sind doch so manche durchgreifende Veränderungen vorgenommen, und das Ganze ist während der letzten dreißig Jahre so verfallen,

daß man es nicht treu schildern könnte, ohne die bescheidenste Erwartung zu enttäuschen.

Für den Schriftsteller, wie für den Leser ist es angenehmer, den berühmten Serail so wiederzusehen, wie er in der schönen Zeit osmanischer Größe war.

Wer damals von den Zinnen der höchsten Thürme oder von einem Minaret der Sofienmoschee den ganzen Hügel mit dem Blick umfassen konnte, genoß eine wunderbar herrliche Aussicht. Mitten im Azurblau des Meeres, des Bosporus und des Hafens, aus dem weißen Halbkreis der Segel einer ganzen Flotte erhob sich der dicht bewaldete Hügel, den Mauern und Thürme umgaben, Kanonen und Schildwachen behüteten. Zwischen den hohen, grünen Bäumen schlängelten sich zahllose weiße Fußpfade, lachten tausend Blumenbeete im bunten Farbenglanz; auf der Höhe aber dehnten sich im weiten rechten Winkel die Gebäude des Serail aus, in drei große Vorhöfe, oder richtiger gesagt, in drei kleine Städte getheilt, die sich um drei Plätze reihten. Aus ihnen ragten in verworrener Fülle bunt gemalte Dächer, blumengeschmückte Terrassen, vergoldete Kuppeln, weiße Minarets, die luftigen Gipfel der Kioske, monumentale Thürbogen, von Gärten und Gebüschen umgeben, halb im Grün versteckt. Das Ganze formte eine kleine, weiße, glänzende, ungeordnete Metropole, die, leicht wie ein Zeltlager, zu gleicher Zeit an den Krieger und den Hirten erinnerte und weiche Liebesluft athmete; an der einen Seite voll Menschen und Leben, an der anderen einsam und still

wie eine Nekropolis, hier frei von der Sonne vergoldet, dort dem Blick verschlossen in ewigen Schatten gehüllt, durch zahllose Springbrunnen erheitert, verschönt durch tausend Contraste des Glanzes, der Dunkelheit, kräftiger, wirksamer Farben und zarter, silberner, azurblauer Tinten, während der blendend weiße Marmor der Säulen und das Wasser der Seen zauberhafte Lieblichkeit widerstrahlten, Schwärme von Tauben und Schwalben darüber im klaren Aether flatterten.

So war die äußere Erscheinung der Kaiserlichen Stadt, nach der Meinung des höher stehenden Beschauers scheinbar nicht sehr groß, aber im Innern so getheilt, so verschlungen und verworren, daß sich Bedienstete, die seit fünfzig Jahren dort lebten, nicht trafen, und Janitscharen, welche zum dritten Mal hinkamen, sich verirrten.

Das Hauptthor war und ist noch immer das Babi-Humajun oder das Kaiserliche Thor, welches nach dem kleinen Platz führt, wo sich hinter der Sofienmoschee die Fontaine des Sultans Achmed erhebt. Es bildet ein großes Portal aus weißem und schwarzem Marmor, mit Arabesken reich verziert, auf das sich ein hohes, achtfensteriges Gebäude lehnt, welches mit seinem vorspringenden Dach dem arabisch-persischen Mischstyle angehört, an dem fast alle Bauwerke zu erkennen sind, welche die Türken in den ersten Jahren nach der Eroberung aufführten, ehe sie anfingen, die byzantinische Architektur nachzuahmen. Ueber dem Eingang liest man noch auf einer Marmortafel die Inschrift

Mohammed's II.: „Allah erhalte ewig den Ruhm des Besitzers! Allah befestige sein Gebäude! Allah bewahre kräftig das Fundament!" — Vor dieser Pforte erschien jeden Morgen das Volk Stambuls, um zu sehen, welche Häupter von großen Staats- und Hofbeamten in der Nacht gefallen waren. Die Köpfe hingen an Nägeln in noch sichtbaren, gut erhaltenen Nischen, rechts und links vom Eingang, oder sie lagen in einem silbernen Becken, neben welchem Anklage und Urtheil angeschlagen stand. Auf den Platz vor dem Thore warf man die Leichen der Gehängten hin, und dort warteten Detachements der fernen Heere mit Siegestrophäen auf die Erlaubniß zum Eintritt und häuften einstweilen an der erhabenen Schwelle Waffen, Banner, prächtige, blutbefleckte Uniformen. Eine Schaar Kapidschi — Thürhüter — reichgekleidete Söhne von Bassen und Beys bewachten das Portal, schauten von der Höhe der Mauern und der Fenster auf die Kommenden und Gehenden oder wiesen mit ihren langen, krummen Schwertern die stumme Menge der Neugierigen zurück, die gern verstohlen durch eine Spalte ein Stück des Vorhofes, wenigstens einen Schimmer der mächtigen, geheimnißvollen Residenz sehen wollten, welche so viele Wünsche, so viel Schrecken erregte. Der fromme Muselmann murmelte im Vorübergehen ein Gebet für seinen erlauchten Gebieter, der arme, ehrgeizige Jüngling sah im stolzen Traum den Tag, an dem er diese Schwelle einst überschreiten würde, um den Roßschweif zu empfangen, das schöne, in Lumpen gehüllte Mädchen stellte sich in hoffender

Phantasie das glänzende Leben einer Kadyne vor, die Verwandten der Opfer senkten im stummen Ingrimm den Kopf, und auf dem weiten Platze herrschte ein ernstes Schweigen, das nur dreimal am Tage die sonore Stimme der Muezzin der heiligen Sofienmoschee unterbrach.

Durch das Babi-Humajunthor trat man in den sogenannten Janitscharenhof, den ersten Bezirk des Serail.

Dieser große, sehr lange Vorhof ist noch da, von unregelmäßigen Gebäuden umgeben und von einer ungeheuren Platane beschattet, deren Stamm zehn Männer nicht umfassen können. Links vom Eingang steht die Kirche der heiligen Irene, die, von Konstantin dem Großen gegründet, unter den Türken zum Arsenal wurde. Jenseits derselben, rund umher, befanden sich früher das Hospital des Serail, die öffentliche Schatzkammer, das Orangenmagazin, die Küchen, die Casernen der Kapidschi, die Münze, die Häuser hoher Hofbeamten. Unter der großen Platane sind noch zwei kleine Steinsäulen, auf denen einst die Enthauptungen stattfanden.

Hier gingen Alle vorüber, die nach dem Divan oder dem Padischah wollten. Der Hof glich einem unermeßlichen Vorgemach, das immer gedrängt voll, wo Alles Eile und Verwirrung war. Hundertfunfzig Bäcker, zweihundert Köche und Küchenjungen arbeiteten in den riesigen Küchen, die Nahrung für die zahllose Familie zu bereiten, die „Salz und Brod des Herrn aß". An der entgegengesetzten Seite drängten sich Wachen und Diener, verstellte Kranke, die

Aufnahme im Hospital erstrebten, in welchem hundert Aerzte und ein ganzes Sklavenheer thätig waren. Lange Züge von Maulthieren und Kameelen brachten Proviant in die Küche oder erbeutete Waffen in das Arsenal, das neben dem Säbel Mohammed's II. die Klinge des Skanderbeg — des letzten siegreichen Vertheidigers der christlich-nationalen Interessen auf der Balkan-Halbinsel gegen das vordringende Osmanenthum — und die Armrüstung Timur's, des Sultans von Dschagatei, barg. Steuereinnehmer gingen mit goldbeladenen Sklaven in die Schatzkammer, die, wie Sokolli, der Großvezier Soliman des Großen, sagte, Reichthümer genug enthielt, um ganze Flotten mit silbernen Ankern und seidenem Takelwerk zu erbauen. Schöne Stallmeister aus Bulgarien führten an den Zügeln die neunhundert Rosse Murad's IV., welche aus Krippen von massivem Silber fraßen. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es hier von glänzenden, bunten Uniformen, unter denen die hohen, weißen Turbane der Janitscharen auffielen, neben den Reiherfederbüschen der Solaks — Bogenschützen der Leibwache —, den versilberten Helmen der Peiks — Wachen des Sultans, die einen Goldüberwurf trugen, den ein mit Juwelen besetzter Gürtel hielt. Die Bediensteten der Kammerbeamten hatten lange Wollflechten an den Baretten, die Bostangi — Gärtenmeister — purpurrothe Mützen, die Diener des Großveziers Peitschen mit silbernen Kettchen verziert. Beamte, Officiere in hundert verschiedene Farben gekleidet, mit den mannigfaltigsten Emblemen versehen, Bogenschützen, Lanzenträger,

Wachen, schwarze und weiße Eunuchen, Tschauschen, Stallmeister, Waffenschmiede, hochgestellte Männer, stolze Erscheinungen, welche die Würde des Hofes repräsentirten, boten ein farbenreiches, wechselndes Bild. — Die genaueste Stundeneintheilung, die strengste Regel ordnete die Thätigkeit des Einzelnen in dieser scheinbaren Unordnung. Alle bewegten sich auf diesem Vorhof wie Automaten auf dem Tische, der den Mechanismus enthält.

Mit Sonnenaufgang erschienen die zweiunddreißig Muezzin des Hofes, aus den besten Sängern Stambuls erwählt, um den neuen Tag von den Minarets des Serail zu verkünden. Sie begegneten den Sterndeutern und Sternforschern, welche von den hohen Terrassen hinabstiegen, wo sie während der Nacht das Firmament beobachtet hatten, um die günstigsten Stunden für die Unternehmungen des Sultans zu bestimmen. Dann folgte der Leibarzt sich nach der Gesundheit des Padischah zu erkundigen; der Ulema-Erzieher begab sich zu seinem hohen Schüler, dem er täglich Religionsunterricht ertheilte; der Privatsecretär kam zur Vorlesung der Abends eingegangenen Bittschriften; die Professoren der Künste und Wissenschaften eilten in den dritten Hof, um die Fürstlichen Pagen zu unterrichten. Alle Persönlichkeiten im Dienst des türkischen Kaisers stellten sich zu bestimmter Stunde ein, um den Tagesbefehl einzuholen. Der Bostangi-baschi, General der Kaiserlichen Wachen, Gouverneur des Serail und der Fürstlichen Villen an den Ufern des Bosporus, fragte, ob dem Großfürsten

gefallen möchte, eine Fahrt auf dem Meere zu machen, denn ihm gebührte die Ehre des Steuerns, seinen Untergebenen die des Ruderns. Der Oberjägermeister mit dem Obersten der weißen Falkenjäger, der Geier- und Sperberjäger fragte nach den Wünschen des Padischah. In ihrer besonderen Kleidung, in bestimmter Ordnung machten alle die verschiedenen Intendanten der Stadt, der Küchen, der Münzen ihre Aufwartung.

Später gingen mit Secretären und vertrauten Räthen die Veziere des Divan vorüber. Fortwährend kamen vornehme Reiter, große Herren in Karossen oder Sänften und Alle stiegen vor der zweiten Thür ab, die nur zu Fuß durchschritten werden durfte. Amt und Stand des Einzelnen erkannte man an der Form des Turbans, dem Schnitt der Aermel, der Güte des Pelzwerks, der Farbe des Futters, den Zierathen des Sattels, dem Vollbart oder dem Knebelbart. Der Mufti war weiß gekleidet, die Veziere hellgrün, die Kammerherren scharlachroth. Die hellblaue Farbe unterschied die sechs ersten legislativen Beamten, den Emir-Beschir — d. h. den obersten Emir — die Richter von Mekka, Medina, Konstantinopel. Die großen Ulemas trugen violette Gewänder, die Mollahs hellblaue; hellroth war die Farbe der oberen Tschauschen und der Agas der Veziere; die dunkelgrüne die des Oberstallmeisters und des Trägers der heiligen Fahne. Die Generale der Armee trugen rothe Stiefel, die Beamten der hohen Pforte gelbe, die Ulemas blaue, und der Abstufung der Farben entsprach eine Ab-

stufung in der Tiefe der Verneigungen. Der Oberpolizeimeister, der ein Heer von Kerkermeistern und Henkern befehligte, schritt langsam durch eine doppelte Reihe gekrümmter Rücken und tief gesenkter Köpfe hindurch. Der Kapu-Aga, der Aufseher der weißen Eunuchen, der Ober-Marschall des inneren und äußeren Hofes nahte und Helme, Turbane, Federbüsche neigten sich zu Boden, wie durch unsichtbare Hand gezwungen. Den Ober-Almosenpfleger bewillkommten ehrerbietige Grüße. Alle, die sich dem Sultan näherten, der Eunuch, der das Pflaster mit der Zunge leckte, ehe er den Teppich ausbreitete, der Pascha, welcher dem Sultan das Wasser für die Waschungen übergoß, wer ihm die Armbrust bei der Jagd reichte, wer seine Turbane bewachte, wer seine juwelengeschmückten Federbüsche abstäubte, wer ihm den Steigbügel hielt, wer seine Waffen glättete —, sie Alle waren besondere Gegenstände der Neugierde und der Ehrfurcht. Ein leises Murmeln begleitete den Hofprediger, den Garderobenmeister, neidische Blicke folgten dem glücklichen Muselmann, der alle zehn Tage dem Sultan der Sultane das Haar schnitt. Mit besonderer Beflissenheit theilte sich die Menge vor dem ersten Chirurgen, welcher die Beschneidung der Fürstensöhne zu besorgen hatte, vor dem Oberaugenarzt, welcher die Salbe für die Augenwimpern der Kadynen und Odalisken bereitete, vor dem Oberblumenmeister, der unter seinem Kaftan sein poetisches, mit goldenen Rosen verziertes Diplom trug. Der erste Koch empfing schmeichlerische Grüße. Ein ceremoniöses Lächeln bewillkommte den Wächter der

Papageien und Nachtigallen, der die Schwelle der geheimsten Kioske überschreiten durfte. Tausende von Personen, durch eine genau abgestufte Rangordnung unterschieden, welche eine funfzigbändige Ceremonialordnung bestimmte, eilten in der malerischsten Kleidung über den weiten Hof, und immer folgte eine neue Menge. In der größten Hast kam ein Bote, nach dem sich alle Köpfe umwandten. Das war der Vezier Karakulak, den der Sultan mit geheimen Botschaften für den ersten Minister betraute, oder ein Kapidschi, der einem in Ungnade gefallenen Pascha den Befehl überbrachte, sich sogleich vor dem Diwan einzufinden, vielleicht auch der als „Ueberbringer der guten Nachrichten" angestellte Große, welcher dem Sultan die glückliche Ankunft der großen Karawane aus Mekka meldete. Jeder der besonderen Boten zwischen dem Sultan und den vornehmsten Staatsbeamten hatte seinen eigenthümlichen Titel, sein Abzeichen an der Kleidung und Jeder verschwand laufend hinter den beiden Pforten des Hofes. Eine Menge Caffeebereiter gingen vorüber, um sich in die Küche zu begeben, und Kaiserliche Jäger, gebeugt unter der Last vergoldeter Jagdtaschen, Lastträger, denen der Lieferant des Sultans voranschritt, trugen reiche, schwere Stoffe, Galeerensklaven wurden hereingeführt, die schwersten Arbeiten im Serail zu besorgen.

Zwei Mal am Tage trugen hundert Küchenjungen in den Schatten der Platanen, unter den Bogengängen riesige Pyramiden von Reis und ganzen gebratenen Hammeln; dann liefen zahllose Wachen und Diener herbei, und der

weite Hof bot das festliche Schauspiel des Gastmahls eines Heeres.

Bald darauf änderte sich wieder die Scene, eine fremde Gesandtschaft nahte zwischen „zwei Reihen von Gold und Seide", wie Chronisten berichten. „Hier — so schrieb Soliman der Große an den Schah von Persien — strömt das ganze Weltall zusammen." Die Gesandten Karls V. und Franz I., die aus Ungarn, Serbien und Polen trafen die Repräsentanten der Republiken Genua und Venedig. Der mit dem Empfang der Geschenke beauftragte Pascha ging den fremden Karawanen bis an das Thor Babi-Humajun entgegen, und dann kamen, von tausend Zuschauern angestaunt, Elephanten mit goldenen Thronen, riesige Gazellen, Löwen in Käfigen, Pferde aus der Tartarei und Arabien mit Tigerfellen bekleidet; persische Boten nahten mit kostbaren Vasen, Abgesandte indischer Sultane brachten goldene, mit Edelsteinen geschmückte Kästchen, afrikanische Könige schickten Teppiche aus Kameelshaaren und schwere silberne Stoffe, unter deren Gewicht zehn Sklaven die Rücken neigten, während die Diener nordischer Fürsten Pelzwerk und kostbare Waffen schleppten.

Nach glücklich beendeten Kriegen nahten, um dem Padischah vorgeführt zu werden, mit Ketten beladene Generale, tief verschleierte, gefangene Prinzessinnen, denen trauernde, entwaffnete Diener folgten, Eunuchen jedes Alters und jeder Farbe, die besiegte Fürsten als Friedensgabe boten.

Inzwischen eilten die Officiere der siegreichen Heere an die Pforten der Schatzkammer, dort die geraubten Schätze hinzulegen: die Brokatstoffe und perlengeschmückten Säbel aus der Plünderung persischer Städte, Gold und Juwelen, den Mameluken Egyptens entrissen, goldene Becher von der Tafel der Tempelritter in Rhodos, die Torsen der Diana- und Apollostatuen aus Griechenland oder Ungarn, Schlüssel von eroberten Städten und Palästen, während Andere die aus der Insel Lesbos entführten Jünglinge und Mädchen in den zweiten Hof geleiteten. Alle die ungeheuren Vorräthe jeder Art, die dem Serail aus den Häfen Afrikas, Karamaniens, Moreas, des Aegäischen Meeres zuflossen, passirten diese Mauern; Hausmeister und Secretäre waren beständig beschäftigt, anzuschreiben, zu bezahlen, Befehle zu geben. Die Händler der Sklavenbazare von Brussa und Trapezunt warteten an der zweiten Pforte neben den Dichtern aus Bagdad, die dem Sultan Verse recitiren wollten. In Ungnade gefallene Gouverneure, welche den Versuch wagten, Sicherheit durch Ueberreichung eines Bechers voll goldener Münzen zu erlangen, harrten ängstlich an der Seite eines Boten, von einem Pascha geschickt, dem Padischah ein schönes dreizehnjähriges Mädchen anzubieten, das nach dreimonatlichen Nachforschungen endlich in einer Hütte Anatoliens gefunden war. Daneben warteten Spione, von den fernsten Grenzen des Reiches zurückgekehrt, ermüdete Familien aus fernen Provinzen, die Gerechtigkeit erflehen wollten, viele Frauen und Kinder des Volkes von Stambul,

die Erlaubniß hatten, ihre Streitigkeiten dem Divan zur Entscheidung vorzulegen.

An den Tagen der Gerichtssitzungen sah man auch, von Neugierigen umringt, zuweilen Gesandte rebellischer Provinzen mit abgeschnittenem Bart und einer Frauenmütze auf dem Kopf auf Eseln reiten und trotzige Boten asiatischer Fürsten, deren Nasen die Säbelhiebe der Tschauschen abgehauen hatten. Staatsbeamte verließen ahnungslos dies Thor mit einem kostbaren Shawl, den sie, eine Gabe des Groß-Veziers, einem fernen Großen des Reiches bringen sollten, der aber zwischen seinen Falten ihr Todesurtheil barg. Unter diesem Thor zeigten sich die freudestrahlenden Züge der Ehrgeizigen, die eine Satrapie erlangt, und die bleichen Gesichter der Veziere, welche im Divan die dumpfe Drohung eines nahenden Unglücks vernommen hatten, die Gerichtsvollzieher, welche, unerbittlich wie das Geschick, Verderben und Tod in das Schloß eines Vicekönigs trugen, die schrecklichen Stummen des Hofes, welche vornehme Gefangene in den unterirdischen Gefängnissen des siebenthürmigen Kastells erdrosseln mußten. Ihnen begegneten Ulemas, Bassen, Mollahs, Emire, die mit gesenktem Haupt, die Augen auf den Boden gerichtet, die Hände in den langen Aermeln verborgen, nach den Audienzen gingen, Veziere, welche beständig den Koran in der Tasche trugen, damit sie nöthigen Falles die Sterbegebete lesen konnten, der Großvezier, der furchtsame Despot, welcher selbst immer bereit sein mußte, zu sterben.

Sie Alle schritten gemessenen Schrittes, langsam, schweigend einher und redeten leise in der vorsichtigen, correcten Sprache des Serail.

Ernste, forschende Blicke wurden gewechselt, die Hände mit verstohlenen Zeichen auf Brust und Stirne gelegt; man hörte unterbrochenes Flüstern, leises Rauschen der Mäntel und Pantoffeln, dumpfes Klirren der Säbel, und all dies unbestimmte Geräusch verlieh der ganzen Menge, dem ganzen Vorhof etwas Klösterliches und Trauriges, das einen seltsamen Contrast mit der kriegerischen Kühnheit der Gesichter, der Farbenpracht, dem Waffenglanz bildete. In allen Augen war ein Gedanke, auf allen Stirnen der Schrecken vor einem einzigen Manne ausgeprägt, der über Allen stand, vor dem Alle sich beugten und zu Nichts wurden; Alles schien sein Bild darzustellen, jeder Ton seinen Namen auszusprechen.

Von diesem Hof betrat man den zweiten durch die große Pforte Babi-Selam — Thor des Heils — die zwischen zwei hohen Thürmen noch vollständig gut erhalten ist, und welche man auch jetzt nur mit einem „Teskere", d. h. einem Erlaubnißschein der hohen Pforte durchschreiten kann. In alten Zeiten schlossen zwei breite Flügelthüren sie nach der Seite des ersten Hofes und zwei andere nach der des zweiten, so daß, wenn beide geschlossen waren, drinnen ein großes, dunkles Gemach blieb, in dem ein Mensch ganz im Geheimen abgethan werden konnte. Darunter befanden sich die Zellen der Henker, die durch einen versteckten Gang mit dem Saale der Gerichtssitzungen in Verbindung standen. Dort

erwarteten die hohen, in Ungnade gefallenen Beamten den Urtheilsspruch, um oft zu gleicher Zeit mit demselben den Tod zu erleiden. Zuweilen aber wurde auch der unglückliche Gouverneur oder Vezier unter irgend einem Vorwand in den Divan beschieden. Er kam, schritt ahnungslos durch das düstere Gewölbe, betrat den Rathssaal, wurde mit wohlwollendem Lächeln oder einem milden Ernst empfangen, der nur mit ferner, leichter Strafe drohte, und verabschiedet ging er ruhig wieder bis unter das Thor. Plötzlich jedoch, ohne Jemanden zu sehen, fühlte er ein Schwert im Rücken, oder einen Strick am Halse und sank hin, ohne Zeit zum Widerstand zu finden. Beim Geschrei des Sterbenden wandten sich auf beiden Vorhöfen Hunderte einen Augenblick um und fuhren dann ruhig in ihrer Beschäftigung fort. Der Kopf wurde in die erste Thornische getragen, der Leichnam den Raben am Ufer hingeworfen, die Nachricht dem Sultan überbracht und — Alles war zu Ende. Rechts unter der Wölbung bemerkt man noch die kleine eiserne Thür des Kerkers, wo die Opfer verwahrt blieben, wenn das Todesurtheil noch widerrufen wurde, um ihre Angst zu verlängern oder sie ins Exil zu schicken.

Vom Thore des Heils betritt man den zweiten Vorhof. Hier empfand man schon lebhafter die geheiligte Nähe des „Herrn zweier Meere und zweier Welten". Wer diesen zum ersten Male sah, stand, kaum eingetreten, unwillkürlich still, von einer Empfindung ahnungsvollen Schreckens und der Ehrfurcht ergriffen.

Es war ein weiter, unregelmäßiger Bezirk, ein unermeßlicher Saal im Freien, von anmuthigen Gebäuden und silbernen oder vergoldeten Kuppeln umgeben, mit Gruppen prächtiger Bäume und zwei Alleen riesiger Cypressen besetzt. Rundumher zog sich eine schöne Säulenhalle, von schlanken, weißen Marmorpfeilern getragen und mit einem vorspringenden, bleiüberkleideten Dache gedeckt. Zur Linken lag der Saal des Divans, über den eine glänzende Kuppel sich wölbte, jenseits die weite Empfangshalle, deren breites Dach sechs mächtige Marmorsäulen stützten. Die Basen, die Capitäle, die Mauern, das Dach, die Portale, die Bögen, Alles ciselirt, ausgelegt, gemalt, vergoldet, leicht und reizend gleich einem Lustschloß, mit juwelengeschmückten Zinnen geschmückt und von stolzen Platanen beschattet. An den anderen Seiten befanden sich Archive, Säle, in denen man die Staatsgewänder verwahrte, das Haus des Kislar-Aga, des Aufsehers der schwarzen Eunuchen, die Küchen des Hofes. Hier wirkte jener große Intendant, der mehr zu bedeuten hatte als ein Premierminister, dem funfzig andere Intendanten unterstanden, dem ein ganzes Heer von Köchen und Conditoren gehorchte, und dem bei besonderen Gelegenheiten Künstler aus allen Theilen des Reiches halfen.

Hier wurde an den Tagen der Gerichtssitzungen das Mittagsessen für die Veziere bereitet, hier formte man bei Kaiserlichen Hochzeiten die berühmten Gärten aus süßem Teige, Störche, Falken, Giraffen, Kameele aus Zucker, gebratene Hammel, in denen sich zahllose kleine Vögel fanden,

die dann in pomphaftem Zuge nach dem Hippodrom getragen wurden, hier wurden die zahllosen Süßigkeiten jeder Gestalt und jeder Form gebildet, die sich in den zahllosen Mündchen des Harems auflösten.

In der Nähe der Küchen eilten an den Tagen der großen Feste achthundert Arbeiter hin und her, beauftragt, Zelte für den Sultan und seinen Harem in den Gärten des Serail, auf den Hügeln des Bosporus aufzurichten, zu welchem Zwecke, wenn die Zelte aus den riesigen Magazinen nicht mehr genügten, die Segel der Flotte und ganze, entwurzelte Cypressen dienen mußten. Das Haus des ersten Eunuchen bildete eine kleine Residenz; schwarze Verschnittene, Sklaven, Diener gingen immer eilfertig zwischen derselben und dem dritten Hofe ab und zu.

Wenn sich über diesen Bezirk die Gesandtschaften nach dem Sultan begaben, war die ganze Säulenhalle mit rothem Tuch ausgeschlagen, der Boden geglättet wie in einem Saal; einige hundert Janitscharen und Spahis, welche, gekleidet und bewaffnet gleich Fürsten, die Wache des Divans bildeten, standen in doppelten Reihen im Schatten der Bäume, schwarze und weiße Eunuchen, glatt und parfümirt, an den Thoren. Jede Bewegung in diesem zweiten Hofe verkündete die Nähe des Herrschers: leiser tönten die Stimmen, weder das Scharren der Pferde, noch das Geräusch der Arbeit wurde vernehmbar, Diener, Soldaten wandelten schweigend, die heilige Ruhe unterbrach nur das Flügelrauschen der Vögel und der weit-

klingende Schall der großen eisernen Thüren, welche von den Kapidschi geschlossen wurden.

Von allen erwähnten Gebäuden sah ich nur das des Divans, welches fast unversehrt noch so steht, wie zu der Zeit, als sich dort der hohe Staatsrath versammelte. Es ist eine große gewölbte Halle, mit goldverziertem Marmor überkleidet, ohne Mobilien außer dem Divan, auf dem die Glieder des Rathes saßen. Das Licht fällt von oben durch hoch angebrachte maurische Fenster. Ueber dem Platze des Großveziers zeigte man uns noch das durch ein vergoldetes Gitter geschlossene Fensterchen, hinter dem zuerst Soliman der Große und dann alle anderen Sultane ungesehen entweder wirklich den Sitzungen beiwohnten oder doch immer ihre Gegenwart fürchten ließen, führte doch ein geheimer Gang von den Kaiserlichen Gemächern nach jenem verborgenen Zimmerchen. In diesem Saal vereinigte sich fünfmal in der Woche der Rath der Minister mit dem Großvezier an der Spitze. Das Ganze machte einen höchst feierlichen Eindruck. Der Präsident saß der großen Eingangsthür gegenüber, neben ihm der Vezier der Kuppel, der Kapudan-Pascha — d. h. der Groß-Admiral —, die Oberrichter Anatoliens und Rumeliens, die Rechtsvertreter der Provinzen Asiens und Europas, an der anderen Seite die Schatzmeister des Reiches und der Beamte, welcher das Siegel des Sultans unter die Dekrete setzte, weiter entfernt zur Rechten und zur Linken Ulemas und Kammerherren, an den Ecken die Boten, die Tschauschen, Gerichtsvollstrecker, geübt, jedes

Zeichen, jeden Blick zu verstehen. Vor dieser Versammlung zitterten die Kühnsten, und selbst die Unschuldigsten durchforschten ängstlich das eigene Gewissen. Alle saßen oder standen unbeweglich mit gekreuzten Armen, verborgenen Händen. Ein unsicheres, vom Gewölbe fallendes Licht verlieh den weißen Turbanen, den ernsten Zügen, den langen Bärten, dem reichen Pelzwerk, den geschmückten Griffen der Dolche einen fahlen, bleichen Glanz. Beim ersten Anblick bot der Rath die starre Erscheinung bekleideter, bemalter Statuen. Die weichen Matten ließen den Tritt der Kommenden und Gehenden unhörbar verhallen, die Marmorwände spiegelten das Grün der draußenstehenden Bäume wieder, der Gesang der Vögel erschallte in den Augenblicken des Schweigens unter dem goldglänzenden Gewölbe, die Umgebung des furchtbaren Tribunals war sanft und anmuthig. Nur eine Stimme, ruhig, gleichmäßig wie das Murmeln des Baches, ertönte zur Zeit, ohne daß der Angeklagte, der mitten im Saale stand, bemerken konnte, aus welchem Munde Entschuldigungen oder Anklage kam. Hundert scharfe Augen erforschten das Antlitz eines Einzelnen. Seine Blicke wurden erspäht, seine Worte abgewogen, seine Gedanken aus den flüchtigsten Bewegungen seiner Züge errathen. Die Todesurtheile wurden nach langen, halblauten Berathungen mit ruhig feierlicher Stimme ausgesprochen, mit Grabesschweigen entgegengenommen; oder sie kamen plötzlich wie Blitzstrahlen und riefen als Echo die furchtbaren Worte hervor, welche einer verzweifelnden Seele im

Augenblick des höchsten Affectes entströmen. Dann — auf einen Wink — trafen die Schwerter den Nacken, das Blut spritzte auf den Teppich und den Marmor. — Die Agas der Janitscharen und Spahis sanken von Dolchstößen durchbohrt, Gouverneure und Kaimakam — Amtsverweser — brachen bewußtlos zusammen, den Strick am Halse, die Augen weit hervorgetreten. Eine Minute später lagen die Leichen mit einem grünen Tuch bedeckt im Schatten der Platanen, das Blut war fortgewaschen, die Luft parfümirt, der Henker an seinem Platz, und der Rath führte die Sitzung weiter, die Züge unbewegt, die Hände verborgen, die Stimmen ruhig, gleichmäßig. Aber auch sie, die stolzen, ernsten Richter erzitterten, wenn, unzufrieden mit dem Divan, Murad IV. oder der zweite Selim mit wüthender Faust gegen das vergoldete Gitterchen des Kaiserlichen Fensters schlug. Auch dann, nach langem Schweigen und einem fragenden Austausch erschreckter Blicke, begannen sie die Berathung von Neuem — ruhigen Gesichtes und mit feierlicher Stimme — doch bebten die eiskalten Hände in den weiten Aermeln, und sie empfahlen ihre Seelen Gott.

Ganz im Hintergrund dieses zweiten Bezirkes, der gewissermaßen der diplomatische Hof des Serail war, öffnete sich, durch Marmorsäulen getragen und von einem vorspringenden Dache geschützt, das dritte große Portal, vor dem Tag und Nacht weiße Eunuchen, sowie mit Degen und Dolchen bewaffnete Kapidschi Wache hielten.

Dies war das berühmte Babi-Seâdèt oder Thor der

Glückseligkeit, welches zum dritten Hof führte, die heilige Thür, die fast vier Jahrhunderte hindurch jedem Christen verschlossen blieb, der nicht im Namen eines Königs oder eines Volkes kam, die geheimnißvolle Pforte, an welche vergebens die flehende Neugier tausend mächtiger, erlauchter Reisender pochte, die Pforte, von der so viel liebliche Märchen und traurige Legenden, so viel Phantasiebilder der Schönheit und Wonne, so viel unklare Enthüllungen von Blut und Geheimnissen, eine so ahnungsvolle Atmosphäre wollüstiger, schrecklicher Poesie ausgingen und über die ganze Erde verbreitet wurden, das feierliche Thor des Heiligthums des Königs aller Könige, das das Volk nur mit einem leisen Gefühl des Bangens nannte, wie die Pforte eines Zauberreiches, wo der profane Mensch beim Eintritt entweder versteinert stehen oder Dinge schauen wird, welche die menschliche Sprache nicht schildern kann, der Eingang, vor dem auch der gleichgültige, phantasielose Reisende zaudernd inne hält und verwundert den Schatten seines Cylinderhutes sich auf den halb geöffneten Thürflügeln verlängern sieht.

Doch selbst bis zu dieser Ehrfurcht gebietenden Pforte ergoß sich die wilde, brüllende Fluth soldatischer Empörungen. Ja, man darf sagen, daß jene Ecke des weiten Hofes, die zwischen dem Divansaal und dem Thor Seâdèt liegt, gerade die Stelle ist, an der die Wuth der Rebellionen die kühnsten, blutigsten Thaten verübte. Der Sultan herrschte durch das Schwert, und das Schwert dictirte ihm Gesetze. Der

Despotismus, welcher die Eingänge des Serails hütete, war derselbe, der sein Inneres verletzte. Wenn sich die Schwerter um ihn zurückzogen, sah man, auf wie schwachem Piedestal der drohende Koloß sich hielt: Bewaffnete Horden, brennende Fackeln in den Händen, schlugen mitten in der Nacht mit Axthieben die Thüren des ersten und zweiten Hofes ein; tosend hereinbrechend, hielten sie hoch auf den Spitzen ihrer Klingen Bittschriften, welche die Köpfe von Vezieren verlangten, deren Todesgeschrei bis hinter die unverletzlichen Mauern zum heiligen Bezirk ihrer Gebieter schallte, wo Verwirrung und Schrecken herrschten. Vergebens fielen von der Höhe der Mauern Säcke voll Gold- und Silbermünzen unter die tosende Schaar, vergebens versuchten die geängstigten Großen Ueberredungen, Bitten, Vorstellungen, sanfte Bemühungen, um die zornig zuckenden Arme zu senken, vergebens zeigten todtbleiche Sultaninnen-Mütter an den vergitterten Fenstern kleine unschuldige Söhne. Das tausendköpfige Ungeheuer, entzügelt und blind, forderte seine Beute: lebendige Opfer, zuckendes Fleisch zu zerreißen, Blut zu vergießen, Köpfe auf die Piken zu pflanzen.

Die Fürsten zeigten sich auf den Zinnen, wagten sich zwischen bebenden Eunuchen und Pagen, mit nutzlosen Dolchen bewaffnet, bis an das verriegelte Thor, flehten um dies oder jenes bedrohte Leben, weinten, erbaten Gnade im Namen der eigenen Mutter, der Söhne, des Propheten, des Ruhmes des Reiches, des Friedens der Welt. Vergebens, — den ohnmächtigen Beschwörungen antworteten neue

Drohungen und Beschimpfungen, ein schwindelndes Kreisen der Fackeln und Schwerter.

Und zuletzt traten dann einzeln, schwankend zu den blutdürstigen Bestien aus dem Thor der Glückseligkeit heraus Schatzmeister, Veziere, Eunuchen, Favoriten, Generale, und der eine nach dem anderen fiel, durchbohrt von hundert Klingen, zerstampft von hundert Füßen. So opferte Murad III. Mehmed, seinen Lieblingsfalkenmeister, der vor seinen Augen zerrissen wurde, so Mohammed III. den Kislar-Aga Osman und das Haupt der weißen Eunuchen, Ghaznefer, und mußte die blutigen Leichen vor der wilden Soldateska grüßen; so gab Murad IV. schluchzend den Großvezier Hafiz hin, dem siebenzehn Dolche Brust und Rücken zerrissen, so Selim III. alle Häupter seines Divan, und während die Padischahs knirschend vor Schmerz und Scham in ihre Gemächer zurückkehrten, durcheilten die tausend Fackeln der Empörer die Straßen Stambuls und beleuchteten die Reste der Leichen, welche im Triumph von der trunkenen Menge fortgeschleppt wurden.

Das Thor der Glückseligkeit bildete wie das des Heils einen langen Gang, von dem man unmittelbar den geheimen Kreis betrat, der den „Bruder der Sonne" umgab.

Eigentlich sollte eine halblaute Musik mit capriciösen Ueberraschungen nun meine Worte begleiten und mir helfen, ein lebendiges Bild dieses Ortes zu geben.

Hier war eine kleine Zauberstadt, eine bizarre Mischung reizender, mysteriöser Architectur, halb verborgen von einem

Walde riesiger Platanen und Cypressen, deren Zweige sich über die Dächer legten, unter deren Schatten sich ein vielfach verschlungenes Labyrinth barg, Gärten, reich an Rosen und Verbenen, kleine Höfe mit Säulengängen, Straßen, durch Kioske und chinesische Pavillons gebildet, Rasenplätze, myrthenumkränzte Seen, in denen sich schneeweiße Moscheen und die versilberten Kuppeln tempelähnlicher Gebäude, durch bedeckte Gallerien getrennt, von leichten Säulenreihen getragen, widerspiegelten. Dazwischen schimmerten bunt ausgelegte, bemalte Dächer über reich mit Arabesken verzierten Portalen und zierlichen äußeren Treppen, die zu luftigen Terrassen mit anmuthig durchbrochenem Geländer führten. In halbdunklen Nischen leuchteten Marmorfontainen, und durch das dunkle Laub schimmerten Bogen und Säulen ferner Lusthäuser. Ueberall, zwischen dem Grün der Pinien, der Sykomoren, öffneten sich unvermuthet weite, prächtige Aussichten über das Marmarameer, die beiden Ufer des Bosporus, über den Hafen, auf Stambul. Und über diesem Paradies jener tiefblaue Himmel!

Es war eine kleine Stadt, in einem ungeheuren grünen Strauß versteckt, allmälig erbaut, ohne einen bestimmten Plan, nur nach dem Bedürfniß und der Laune des Augenblicks, prächtig und zerbrechlich wie Theatercoulissen, voll seltsamer, geheimnißvoller Ueberraschungen und kindlicher Schnörkel. Sie sah Alles und blieb unsichtbar; sie wimmelte von Menschen und schien verlassen, als ob noch der nachdenkende, schweigende Hirtengeist der alten osmanischen Fürsten

in ihr herrsche; sie bildete ein steinernes Lager, das trotz des Prunkes noch an die Leinwandzelte der Wanderstämme der Tartarei erinnerte. Die verwirrte, zerstreute Residenz bestand aus hundert kleinen, vor einander verborgenen Residenzen, die zu gleicher Zeit an die Traurigkeit eines Gefängnisses, an den Ernst eines Tempels, an die Heiterkeit des Landlebens mahnte, ein Schauspiel fürstlicher Prahlerei und barbarischer Natürlichkeit, vor dem sich der Neuling verwundert fragte, in welchem Jahrhundert er lebe, in welche Welt er gerathen sei.

Dies war das Herz des Serails, in das alle Adern der Monarchie mündeten, von dem alle Arterien des Reiches ausgingen.

Das erste Gebäude, welches man beim Eintreten sah und das man noch besuchen kann, war der Thronsaal. Er ist klein und viereckig, von einer schönen Säulenhalle umgeben. Zwischen zwei Fontainen schreitet man durch ein prächtiges Portal in den Saal. Eine mit vergoldeten Arabesken reich gezierte Decke wölbt sich über ihm, Marmor- und Porzellanplatten, in symmetrische Figuren gelegt, bilden die Wände, in der Mitte ist ein Marmorbrunnen, das Licht fällt durch hohe, farbige Glasfenster, im Hintergrund steht der Thron in Form eines großen Bettes, von einem Baldachin mit Perlenfrangen gedeckt, der sich auf vier hohe, schlanke Kupfersäulen stützt, mit kostbaren Steinen geschmückt und überragt durch vier goldene Kugeln mit vier Halbmonden, von denen Roßschweife herabhängen, das Sinnbild der

militärischen Macht des Padischah. Letzterer hielt hier in Gegenwart des ganzen Hofes große Empfangsfeierlichkeiten; hier wurden, das Reich vor Verschwörungen und Verrath zu sichern, getödtete Brüder und Verwandte zu Füßen des Thrones hingeworfen. Ich dachte, kaum eingetreten, an die neunzehn Brüder Mohammeds III. Kanonenschüsse, die Asien und Europa den Tod ihres Vaters verkündeten, hatten auch ihnen das Urtheil gebracht. Die Stummen des Serail häuften dann ihre Leichen um den Thron. Dort lagen sie, jedem Alter angehörend, von der frühesten Kindheit bis zu reiferen Jahren, die Augen hervorgequollen, die Merkmale meuchlerischer Hände am Halse und auf dem Antlitz; blonde Kinderköpfe gegen die kräftige Brust der Jünglinge gelehnt, graue Häupter von den Füßen zehnjähriger Knaben auf den Boden gedrückt, Alle mit erstarrten Gliedern, entstellten Zügen. Jene schönen, goldenen Arabesken, jener glitzernde Krystall sahen einst Ströme von Blut, hier entluden sich die furchtbaren Zornesausbrüche Selim's II., Murad's IV., Achmed's I., Ibrahim's, der befriedigten Zuschauer verzweifelnder Todesangst. Hier stießen die Füße der Tschauschen die Schädel der Veziere, welche gewagt hatten, ihren Herrn zu beleidigen, gegen den Marmorrand der Fontaine; hier rollten die Köpfe der Gouverneure Syriens und Egyptens, welche, am Sattel eines Aga hängend, hergebracht waren. Wer sich mit schuldbeladenem Gewissen dieser Schwelle nahte, wandte sich, dem schönen Himmel Asiens, den fernen blauenden Hügeln einen Abschiedsgruß zu winken; wer unverletzt

von dannen ging, blickte zur Sonne empor mit dem Gefühl eines Genesenden, der nach schwerer Krankheit dem Leben wiedergeschenkt ist.

Diese Thronhalle ist nicht die einzige, die man jetzt noch besuchen kann. Man geht von da durch verschiedene Gärten und Vorhöfe, alle von kleinen Gebäuden umgeben, deren maurische Bogen Marmorsäulchen tragen. Dort war früher die Pagenschule, in der Knaben und Jünglinge zu hohen Staats- und Hofämtern vorbereitet wurden, wo sie prächtige Wohnungen und Erholungssäle besaßen und als Lehrer die gelehrtesten Männer des Reiches hatten. Zwischen diesen Gebäuden dehnte sich eine Reihe grazieuser saracenischer Kioske mit offenen Peristylen, welche die Bibliotheken enthielten. Ein einziger steht noch unversehrt, der besonders unsere Bewunderung erregt durch eine herrliche Bronzethür mit Reliefs in Jaspis und Lapislazuli und in Figuren jeder Form, Arabesken, Sterne, Blätterwerk so zart und vielfach verschlungen ausgelegt, daß man kaum glauben kann, wirklich die Arbeit einer menschlichen Hand zu sehen.

Nicht weit von der Bibliothek entfernt erhob sich der Pavillon des Fürstlichen Schatzes, der, äußerlich ganz von Porzellanplatten strahlend, fabelhafte Reichthümer enthielt, die meist aus eroberten oder geschenkten Waffen bestanden und oft von den Sultanen selbst in ihrem Testament als Erinnerung der Schatzkammer bestimmt wurden. Nur Mahmud II., welcher stolz darauf war, ein geschickter Kalligraph zu sein, hinterließ ein goldenes, mit Diamanten

ausgelegtes Dintenfaß. Jetzt ist ein großer Theil dieser Kostbarkeiten, in Geld verwandelt, allmälig in die Casse des Staatsschatzes geflossen. Aber in den glänzenden Zeiten der Monarchie befanden sich in diesem Pavillon Damascener Klingen, deren Griff einem dicken Knoten aus Perlen und Diamanten geschlungen glich, lange Dolche, deren Heft zweihundert kostbare Steine zeigte, juwelenbesetzte Flinten, welche die Jahresrente einer asiatischen Provinz werth waren, Streitkeulen aus massivem Silber, und dabei lagen die reichen Federbüsche der Sultane, Becher aus Achat, in denen beim Gastmahl ungarische Weine schäumten, Tassen, aus einem einzigen Türkis geformt, die in manch' persischen Palästen gebraucht waren, Halsbänder mit nußgroßen Diamanten, perlengeschmückte Gürtel, goldbedeckte Sättel, so reich in Juwelen strahlende Teppiche, daß der Saal zu glühen schien und zu gleicher Zeit das Auge und den Verstand blenden konnte.

Nahe der Schatzkammer erhebt sich noch, mitten in einem einsamen Garten, der berühmte sogenannte Vogelkäfig, in dem von Mohammed IV. an die blutsverwandten Fürsten eingeschlossen wurden, welche der Padischah beargwöhnte. Lebendig begraben, warteten sie dort auf die Jubelrufe der Janitscharen, die sie zum Herrscher ausriefen, oder auf die Henker, welche sie erdrosselten. Das tempelähnliche, fensterlose Gebäude hat dicke Mauern, empfängt die Beleuchtung von oben und wird durch eine kleine eiserne Thür geschlossen, vor die man einen mächtigen Stein wälzte. Hier saß auch

Abd-ul-Aziz während der wenigen Tage, die zwischen seiner Entthronung und seinem Tode lagen. Diese Mauern sahen das schreckliche, erbärmliche Ende des Kaligula der Osmanen, Ibrahim's I., und sein Bild ist das erste, das sich auf der Schwelle dieser Nekropolis der Lebenden im Geiste vor dem Auge des Fremden erhebt. Die Militär-Befehlshaber hatten ihn vom Thron gerissen, ins Gefängniß geschleppt und dort mit seinen beiden Lieblings-Odalisken eingeschlossen. Nach den ersten Wuthanfällen der Verzweiflung blieb er ergeben. „Das Urtheil stand auf meiner Stirn geschrieben — sagte er — es ist der Wille Gottes." Von seinem mächtigen Reich und seinem großen Harem, in dem er neun Jahre hindurch seinem Vergnügen gelebt hatte, behielt er nichts, als einen Kerker, zwei Sklavinnen und den Koran. Doch glaubte er sich seines Lebens sicher und lebte ruhig, sogar noch durch einen Strahl der Hoffnung getröstet, seine Anhänger aus den Kasernen und Wirthshäusern Stambuls möchten glücklich sein Schicksal wenden. Ach er vergaß den Ausspruch des Koran: „Wenn zwei Kalifen da sind, sollt Ihr einen tödten"; aber der Mufti, von den Agas und Vezieren befragt, erinnerte sich desselben. Am letzten Tage saß Ibrahim in einer Ecke seines Grabes auf einer Matte und las den beiden Sklavinnen, die aufrecht mit gekreuzten Armen vor ihm standen, aus dem Koran vor. Er trug einen schwarzen Kaftan, einen zerlumpten Shawl um seine Taille, auf dem Kopf eine Mütze von rother Wolle. Ein schwacher, vom Gewölbe kommender Lichtstrahl erhellte

ſein abgezehrtes, wachsbleiches, ruhiges Geſicht. Plötzlich hörte er ein dumpfes Geräuſch und ſprang empor — die Thür war geöffnet, finſtere Geſtalten ſtanden auf der Schwelle. Er begriff, hob die Augen zu einer vergitterten Tribüne, hoch oben an der einen Wand und ſah die unbewegten Züge des Mufti, der Agas, der Veziere, die ſein Urtheil verkündeten. Kaltes Entſetzen ſchüttelte ihn, und ein Strom flehender Worte kam von ſeinen Lippen: „Habt Erbarmen mit mir! Erbarmen mit dem Padiſchah! Schenkt mir das Leben! Wer unter Euch von meinem Brode gegeſſen hat, der helfe mir nun im Namen Gottes! Du, Mufti Abd-ul-Rahim, hüte Dich! Was willſt Du thun? Ich ſage Dir: Juſuf-Paſcha hatte mir gerathen, Dich als einen Verräther hinrichten zu laſſen — ich habe es nicht gewollt, und Du befiehlſt nun meinen Tod! Lies den Koran, wie ich es thue, lies das Wort des Herrn, der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit verdammt! Abd-ul-Rahim laß mich leben, laß mich leben!“ — Der zitternde Henker richtete den Blick auf die Tribüne, fragend und zögernd — eine ruhige Stimme tönte aus dem Munde einer der ſtarren, ſtatuengleichen Geſtalten: „Vollziehe Dein Amt, Kara-Ali!“ Der Henker legte ſeine Hand auf die Schulter Ibrahim's. Der ſtieß einen lauten Schrei aus und flüchtete in einen Winkel hinter die beiden Sklavinnen. Da eilten Kara-Ali und die Tſchauſchen ihm nach, warfen die Frauen zu Boden und ſtürzten ſich auf den Sultan. Noch hörte man Flüche, Verwünſchungen, den ſchweren Fall eines Körpers, einen

lauten Schrei, der in Röcheln endigte, und dann tiefe Stille: eine kleine seidene Schnur hatte den grausamsten Padischah der osmanischen Dynastie in die Ewigkeit gesandt.

Außer den beschriebenen Gebäuden und denen des Harems lagen hier noch, in Gärten und Wäldern zerstreut, viele andere Lusthäuser. Da waren die Bäder Selim's II., zweiunddreißig weite Säle, ganz mit Marmor und Gold ausgelegt; da standen achteckige oder runde Kioske mit den verschiedenartigsten Dächern, die mit Perlmutter bekleidete Salons deckten, an deren Fenstern vergoldete Käfige voller Papageien und Nachtigallen hingen, deren farbige Scheiben ein sanftes bläuliches und rosiges Licht verbreiteten; Kioske, in denen alte Derwische den Kaisern aus „Tausend und eine Nacht" vorlasen, andere, wo in feierlich ernster Weise jungen Prinzen die ersten Lesestunden ertheilt wurden, kleine Pavillons zu ruhigem Nachdenken oder nächtlichen Zusammenkünften, reizende Häuschen, von einer Laune errichtet und niedergerissen, alle mit der Aussicht auf das purpurroth in der Abendsonne glänzende Skutari und auf den vom Monde versilberten Olymp, beständig umfächelt von den milden Winden des Bosporus, die reichen Duft auf ihren Schwingen brachten und die goldenen Halbmonde auf den Spitzen der schlanken Säulen schaukelten. Ganz verborgen stand in der entferntesten Ecke des Harems der Tempel der Reliquien, oder das „Gemach des edlen Gewandes", nach dem Muster der vergoldeten Säle der byzantinischen Kaiser gebaut und durch eine versilberte Thür geschlossen,

in dem der Mantel des Propheten verwahrt wurde, der einmal im Jahre feierlich in Gegenwart des Hofes enthüllt ward, mit seinem Stock, dem in eine silberne Scheide gelegten Bogen, den Reliquien der Kaaba und der verehrten, furchtbaren Standarte der heiligen Kriege, in vierzig seidene Hüllen gewickelt, durch die jeder Ungläubige, dessen Blick auf sie fiel, geblendet werden würde. — Alles, was dem Volke das Heiligste, dem Reiche das Kostbarste, der Dynastie das Geheimnißvollste und Liebste war, fand sich hier an diesem schattigen, ruhigen Ort, in dieser kleinen, abgelegenen Stadt, welche die ganze mächtige Metropole wie ihr Mittelpunkt anzuziehen schien.

In einem Winkel dieses dritten Umkreises, links von dem Eintretenden, im dichtesten Schatten der Bäume, zwischen dem lieblichsten Plätschern der Fontainen und dem wohlklingendsten Zwitschern der Vögel lag ein ganz abgesondertes Quartier der Kaiserlichen Stadt, der Harem, welcher aus vielen kleinen weißen, bleigedeckten Gebäuden bestand, zwischen Orangen und Pinien, getrennt durch kleine Gärtchen, über deren Mauern Epheu und Gaisblatt rankten, deren zierliche Fußpfade, mit kleinen Muscheln mosaikförmig ausgelegt, sich in Rosen- und Myrthengebüsche verloren. Alles war klein, abgeschlossen, hundertfach getheilt, die Balkone gedeckt, die Fenster vergittert, die Loggien durch rosafarbene Vorhänge verhüllt, die Scheiben bemalt, die Thüren verriegelt, die Gassen ohne Ausgang. Ein weiches, träumerisch dämmerhaftes Licht lag über dem Ganzen, eine Waldes-

frische, eine friedliche, geheimnißvoll stille Luft, welche einschläferte.

Hier, sich immer erneuernd, lebte, liebte, schmachtete, diente die große weibliche Familie des Serail. Die Religion dieses weiten Klosters war das Vergnügen, sein Gott der Sultan. Hier wohnten die vier Kadynen, die mit einem Titel anerkannten Geliebten des Sultans. Jede derselben besaß ihren eigenen Kiosk, ihren kleinen Hof, ihre Beamten, ihre mit Atlas bekleideten Barken, ihre vergoldeten Karossen, ihre Eunuchen, ihre Sklavinnen und ihr „Pantoffelgeld", die Einkünfte einer Provinz. Hier lebte die Sultanin-Mutter mit ihrem zahllosen Hofstaat von Sklavinnen, den „Ustas", die, in Abtheilungen von zwanzig oder dreißig gesondert, jede zu einer bestimmten Dienstverrichtung gebraucht wurden. Weiter fand die ganze Familie des Padischah hier ihr Unterkommen, die Tanten, Schwestern, Kinder, Verwandten, ein Hofstaat im Hofstaat. Dazu gehörten die sogenannten „Gedikliks", von denen die zwölf schönsten die Person des Padischah bedienten, jede mit besonderem Amt und Titel, hundert junge Novizen, die ihre Lehrzeit durchmachten, um eine freie Stelle als Usta zu erhalten; eine bunte Menge von Sklavinnen jedes Landes, jeder Farbe, jeder Tracht füllte zu Tausenden diese Frauenhäuser, die wie ein Bienenkorb in unzählige Zellen abgetheilt waren. — Wie viele Erinnerungen schweben durch jene Gärten und die kleinen weißen Kioske! Wie viele schöne Töchter des Kaukasus, des Archipelagus, der Berge Albaniens und Aethiopiens, der Wüste und des Meeres, Türkinnen,

Christinnen, Heidinnen, von den Heerführern erobert, den Händlern gekauft, den Corsaren geraubt, gingen wie Schattenbilder unter jenen vergoldeten Kuppeln. Diese Mauern und Gewölbe sahen Sultane, das Haupt mit Blumen, den Bart mit Juwelen geziert, die im tollen Taumel der Lust durch die Säle schwankten, Sklavinnen auf allen Märkten kaufen und die Wohlgerüche Arabiens im Preise steigen ließen. Hier wurden die wunderbaren nächtlichen Feste gefeiert, bei denen Kuppeln, Dächer, Bäume im strahlenden Licht erglänzten, wenn Tausende riesiger Blumenvasen, durch Millionen Flammen erhellt, im Wasser sich wiederspiegelnd, das Bild eines brennenden Gartens boten, wo schöne Mädchen sich in dem kostbaren Bazar drängten oder im tollen Wirbel des Tanzes kreisten, und der Wind vom Schwarzen Meer zugleich mit dem Schall barbarischer, kriegerischer Musik tausend Düfte über den ganzen Umkreis des Serail verbreitete.

Laßt uns wieder jenes Leben erwecken an einem schönen Apriltage unter der Regierung Soliman's des Großen oder des dritten Achmed. Der Himmel ist heiter, die Gärten stehen in voller Blüthe, Frühlingshauch und Lenzesstimmen erfüllen die Luft. Durch das Labyrinth der thauigen Fußpfade schlendern müssige, schwarze Eunuchen in goldverbrämten Tuniken, eilen Sklavinnen, in lebhafte Farben gekleidet, die mit grünen Schleiern bedeckte Körbe und Gefäße von den Kiosken nach den Küchen tragen. Die „Ustas" der Sultanin-Mutter treffen unter den kleinen maurischen

Portalen die „Gedikliks“ des Sultans, welche stolz an ihnen vorüberschreiten, gefolgt von jungen Sklavinnen, mit der fürstlichen Wäsche beladen.

Aller Blicke wenden sich nach einer Stelle: Dort, durch jene kleine Pforte trat eben, um gleich auf der Treppe zu verschwinden, die jüngste der zwölf privilegirten „Gedikliks“, die Mundschenkin, ein Kind aus Syrien, das dem Herrn gefällt, der ihm schon den Titel „Tochter der Glückseligkeit“ verliehen hat. Etwas entfernter im Schatten der Platanen spielen in Harlekinsgewändern die Narren des Sultans, mißgestaltete Zwerge, unförmlich große Turbane auf den Köpfen. Hinter einer Hecke sitzt ein gigantischer Eunuche und befiehlt durch eine Handbewegung fünf Stummen, Vollstreckern der Gerechtigkeit, sich nach dem Kislar-Aga zu begeben, der ihre Hülfe in einer geheimen Angelegenheit wünscht. Schöne Jünglinge, halb noch Knaben, mit weiblicher Zierlichkeit gekleidet, haschen einander zwischen den Hecken eines Gartens, von einer riesigen Platane beschattet. An einer andern Stelle theilt sich plötzlich eine Gruppe von Sklavinnen und alle neigen sich tief vor der Kiaja, der Oberhofmeisterin des Harems, die den Gruß mit einer Senkung ihres kleinen Stöckchens beantwortet, das, ihr Ehrenzeichen, reich mit Silber verziert, an einem Ende das Kaiserliche Siegel zeigt. In demselben Augenblick öffnet sich die Thür eines nahen Kiosk und mit ihren Sklavinnen tritt eine Kadyne heraus im himmelblauen Gewande, in einen dichten weißen Schleier gehüllt. Schon am Tage vorher

hat sie sich die Erlaubniß der Oberhofmeisterin erbeten, Federball mit einer andern Kadyne spielen zu dürfen: nun biegt sie in einen schattigen Weg und grüßt höflich eine Schwester des Sultans, die sich mit ihren Kindern und Mägden ins Bad begiebt. Dort unten am Ende der Allee vor dem Pavillon einer Kadyne, dessen zierliches Dach vier Säulen, hoch und schlank wie Palmenschäfte, tragen, wartet ein Eunuche auf das Zeichen, das ihm erlaubt, eine Jüdin eintreten zu lassen, eine Juwelenhändlerin, der es nach vielen listigen Bemühungen gelungen ist, Eingang in den Kaiserlichen Harem zu finden, wohin sie zu gleicher Zeit mit den edlen Steinen geheime Botschaften ehrsüchtiger Paschas und kühner Liebender bringen wird. Am entgegengesetzten Ende sucht die mit der Prüfung neuer Sklavinnen beauftragte Hanum die Oberhofmeisterin auf, um derselben mitzutheilen, daß die junge, gestern geschenkte Abyssinierin ihr würdig erscheint, unter die „Gedikliks“ aufgenommen zu werden trotz einer kleinen Beule auf der linken Schulter. Inzwischen versammeln sich auf einer von Myrthen beschatteten Wiese die zwanzig Ammen der in diesem Jahre geborenen Prinzen, während Sklavinnen Flöten und Guitarre spielen, umgeben von einem Kreise hüpfender Kinder, alle in himmelblauen Sammet oder rosa Atlas gekleidet, denen die Sultanin-Mutter von einer Terrasse Süßigkeiten zuwirft. Lehrerinnen gehen vorüber, die den Prinzessinnen Unterricht im Sticken, im Tanzen und in der Musik geben, Eunuchen tragen große Schüsseln voll Süßigkeiten in Form von Löwen oder Papageien, Sklavinnen

schleppen mächtige Blumenvasen und schwere Teppiche, Geschenke einer Sultanin an eine Kadyne. Die Schatzmeisterin des Harems naht sich eilig, eine Neuigkeit auf den Lippen: Die Kaiserlichen Schiffe, venetianischen und genuesischen Galeeren entgegengeschickt, haben dieselben zwanzig Meilen vom Hafen Syra erreicht, alle Seide, allen Sammet der Ladung für den Harem des Padischah an sich gebracht. Fortwährend öffnen und schließen sich Thüren, heben und senken sich Vorhänge, um Nachrichten, Botschaften, Gaben, Klatschereien durchzulassen.

Wessen Blick von oben durch Kuppeln und Dächer reichen könnte, würde in einem Saal am Fenster eine Sultanin stehen sehen, die schwermüthig durch die Atlasvorhänge auf die bläulich schimmernden Berge Asiens schaut, sich vielleicht nach einem Gatten sehnend, einem schönen Pascha, Gouverneur einer entfernten Provinz, dessen Armen sie, der Sitte gemäß, nach sechs glücklichen Monaten entrissen wurde, weil sie keine Aussicht auf Kindersegen hatte. In einem andern, mit Marmor und Spiegeln bekleideten Gemach erwartet eine fünfzehnjährige Kadyne den Besuch des Padischah und scherzt kindlich mit Sklavinnen, welche sie mit Blumen schmücken, während sie voll schmeichlerischer Bewunderung ihre Reize preisen. Der unsichtbare Beobachter könnte junge Fürstinnen in den verschlossenen Gärten an den Bassins voll glänzender Goldfische sehen und die Muscheln der Fußpfade unter dem Druck eines weißen Atlasschuhes knistern hören, er würde Andere bleich im düstern Zimmer

auf Rache sinnend schauen, weiße Glieder schöner jugendlicher Fürstinnen in den Badewannen von pariſchem Marmor, auf den Teppichen ſchlummernde Mädchen, Säuglinge, die bei der Geburt ſchon zum Tode verurtheilt, ſich in mit Brokatſtoffen ausgeſchlagenen Gemächern auf goldgeſtickten Kiſſen unter Perlmuttertiſchen hin- und herwälzen. Auf den bedeckten Gallerien, den geheimen Treppen, den halbdunklen Corridoren, in der Vorhalle, überall huſchen eilige Sklavinnen, kommen und gehen Eunuchen, überall ſchauen neugierige Geſichter durch die Gitter, werden von Terraſſen und Gärten ſtumme Grüße ausgetauſcht, tönt leiſes Geflüſter, plötzlich unterbrochen von wohlklingendem, halb unterdrücktem Lachen, worauf ſeidene Gewänder rauſchend an den klöſterlichen Mauern entlang ſtreifen.

Aber nicht nur weiches Liebesſpiel und kindiſches Plaudern füllten die Zeit aus in dieſem Labyrinth der Gärten und Tempelchen. Auch die Politik drang durch alle Thürſpalten und alle Gitter ein. Die Gewalt ſchöner Augen in Staatsangelegenheiten war hier nicht geringer als im Abendland, im Gegentheil, das zurückgezogene, gleichförmige Leben vermehrte die Kraft der Eiferſucht und des Ehrgeizes. Juwelengeſchmückte Köpfchen lenkten von ihren duftenden Gefängniſſen aus den Hof, den Diwan, den ganzen Serail. Durch die Eunuchen verkehrten ſie mit dem Mufti, den Vezieren, den Agas der Janitſcharen. Die Verwalter ihrer Güter, mit denen ſie durch ein Zelt oder ein Gitter über die eigenen Intereſſen verhandeln durften, machten ſie

mit allen Begebenheiten der Residenz und der Hauptstadt bekannt. Sie wußten, welche Gefahren sie bedrohten, lernten, welche Staatsmänner sie zu fürchten oder zu befördern hatten, und zettelten geduldig die geheimnißvollen Verschwörungen an, welche Feinde stürzten und Günstlinge erhoben. Alle Parteien des Hofes und des Reiches hatten drinnen im Harem ihre hundertfachen Wurzeln, die sich in den Herzen der Sultanin-Mutter, der Schwestern, der Kadynen, der Odalisken verzweigten. Zahllose Streitfragen und Fehden entstanden über die Erziehung der Söhne, die Ehen der Töchter, die Aussteuern, den Vortritt bei Festlichkeiten, über Thronfolge, Frieden und Krieg. Die Launen schöner Frauen schickten Heere von dreißigtausend Janitscharen und vierzigtausend Spahis aus, welche die Ufer der Donau mit Leichen bedeckten; ihr Geheiß färbte das schwarze Meer und den Archipelagus blutig durch die Geschosse von hundert Schiffen. An sie wandten sich in geheimen Briefen die Fürsten Europas, um ihren Unterhandlungen guten Erfolg zu sichern. Ihren weißen Händchen entfielen die Decrete, welche die Regierung der Provinzen und die hohen Ehrenstellen im Heere bestimmten. Die Küsse einer Saffia, „Perle und Muschel des Kalifats" genannt, der schönen Venetianerin, knüpften Jahre lang freundliche Beziehungen zwischen der Pforte und Venedig. Die Liebkosungen einer Rosalinde zogen die Schlinge um die Hälse der Großveziere Ibrahim und Achmed. Die sieben Kadynen Murad's III. regierten das Reich während der letzten zwanzig Jahre des

sechzehnten Jahrhunderts. Die schöne Makpeiker: „Gestalt des Mondes“ hieß sie — die Kadyne der zweitausend sieben hundert Shawls, herrschte über zwei Meere und zwei Welten von Achmed I. bis zum vierten Mohammed. Rebia Gulnuz, die Odaliske der hundert silbernen Karossen, leitete den Kaiserlichen Divan während der ersten zehn Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, und Seckerbuli — das Zuckerstückchen — sandte für ihre Zwecke den blutdürstigen Ibrahim wie einen Automaten zwischen Stambul und Adrianopel hin und her.

Welch' eine Menge heimlicher Verhandlungen, welch' verworrenes Netz von schrecklichem Spioniren und kindischem Geschwätz muß hier in dieser kleinen, mächtigen, liebedürstenden Stadt gewesen sein! Wie ich durch ihre nun verödeten Gassen schritt, meinte ich von allen Seiten weibliche Stimmen eilfertig flüstern zu hören, die fragend und antwortend die ganze geheime Chronik des Serails durchplauderten. Und welch eine bunt wechselnde, seltsam verflochtene Chronik das wohl war! Es handelte sich darum zu wissen, welche Kadyne der Sultan im Sommer nach seiner Villa in den Gärten der süßen Wasser führen würde, welche Mitgift die dritte Tochter des Padischah bekommen möchte, die den Groß-Admiral heirathen sollte, ob es wohl wahr wäre, daß die Favoritin Fatme für den Gouverneur Anatoliens die Regierung in Karamanien erlangt hätte? Von Kiosk zu Kiosk verbreitete sich die Nachricht, daß der neue Großvezier der ersten Kadyne nach der glücklichen

Geburt ihres Kindes eine mit Smaragden ausgelegte Wiege aus massivem Silber geschenkt habe, um seinen Vorgänger an Freigebigkeit zu übertreffen, daß die Favoritin des Sultans die von der Oberhofmeisterin geschenkte Sklavin und nicht die vom Pascha Adrianopels gesandte sein würde. Man erzählte sich leise, daß der vom Groß-Vezier Sinan vorgeschlagene Canal in Kleinasien nicht gegraben werden könne, weil die Arbeiter nicht von dem Bau eines neuen Kiosk für die Sultanin Baffo abgerufen werden sollten, daß die fünfunddreißigjährige Kadyne Saharai seit zwei Tagen und Nächten weine aus Furcht, in den alten Serail verbannt zu werden, daß der Narr Achmed den Sultan so herzlich habe lachen machen, daß dieser ihn auf der Stelle zum Aga der Janitscharen ernannte. Weiter hatte man tausendfache Unterredungen über das nahe Hochzeitsfest des Osman Pascha mit der Sultanin Ummetulluh, bei dem ein Drache von Erz Feuer auf dem Atmeidan-Platz speien sollte, über das neue Kleid der Sultanin-Mutter, ganz aus Zobel, und jeder Knopf daran ein kostbarer Stein im Werthe von hundert Goldstücken, über das Pantoffelgeld der Kadyne Kamarigeh, „Mond der Schönheit" genannt, das aus den Einkünften der Walachei bestand, über die schönen blonden, gekräuselten Haare des genuesischen Gesandten, über den wunderbaren Brief, welchen die erste Gemahlin des Schah von Persien mit eigener Hand als Antwort an die Sultanin Churrem, die Fröhliche, gesandt hatte. Alle Gerüchte aus der Stadt, alle besonderen Begebenheiten aus den Discussionen

des Diwan wurden in jenen schattigen Gärtchen von hundert schlauen, neugierigen Persönchen durchsprochen. Dort gingen von Hand zu Hand und von Mund zu Mund die anonymen Madrigale der Padischahs, die traurig ernsten Verse von Baki, dem Unsterblichen, die glänzende Poesie des Abu Sud, dessen „Wörter Diamanten waren", die Gesänge Fusulus, begeistert von Opium und Wein, die kühnen Lieder eines Ghalis.

Und Alles, das ganze Leben des Serail wechselte mit dem Charakter und dem Wesen des Padischah. Heute durchlief eine Strömung der Zärtlichkeit und Melancholie jene kleine Welt, eine gewisse Würde erhob die Stirnen, die Uebertreibung des Luxus mäßigte sich, die Sprache wurde reiner, die Rede bescheidener, es entstand eine Vorliebe für religiöse Lectüre, und die Feste selbst, ohne ihren Glanz zu verlieren, glichen ruhigen, heiteren Ceremonien. Dann wieder bestieg den Thron ein Herscher, von Kindheit an zum Laster und zur Thorheit erzogen, und nun eroberte die leichte Göttin wollüstiger Freude wieder ihr Reich; die Schleier fielen, freche Reden, lautes Gelächter ertönten, die Händler reisten nach Georgien und Cirkassien, schöne Sklavinnen zu suchen, hundert Frauen rühmten sich der Gunst des Großherrn, die Cassen des Schatzamtes ergossen sich in goldenen Strömen, Weine von Cypern und Ungarn perlten auf den blumengeschmückten Tafeln; Sodom erhob die üppige Stirne, der ganze Harem war fieberhaft erregt im tollen Taumel der Lust, bis er plötzlich in einer Nacht

entsetzt emporfuhr, geblendet durch den Glanz von tausend Fackeln, und durch die Schwerter der Janitscharen die Strafe Gottes erlitt.

Denn auch für dies kleine, unter Blumen verborgene Babylon gab es schreckliche Nächte. Die Rebellionen achteten den dritten Bezirk nicht mehr als die beiden ersten. Eine wilde Soldateska zerstörte das Thor der Glückseligkeit und brach in den Harem. Hundert Eunuchen vertheidigten vergebens mit Dolchstößen die Schwellen der Kioske. Die Janitscharen erstiegen die Dächer, zertrümmerten die Kuppeln und drangen in die Säle, Fürstensöhne den Armen ihrer Mütter zu entreißen. Sultaninnen wurden aus ihrem Versteck gezogen, vertheidigten sich mit Nägeln und Zähnen, fielen zu den Füßen der Soldaten hin und starben erdrosselt mit den Schnüren ihrer seidenen Vorhänge. Fürstinnen weinten verzweifelnd, als sie bei der Rückkehr in ihre Gemächer die Wiegen leer fanden, und ihre Sklavinnen auf ihre ängstliche Frage mit einem verhängnißvollen Schweigen antworteten, das bedeutete: Du mußt Dein Kind an den Füßen des Thrones suchen. Eunuchen kündeten, selbst bleich und erschreckt, Favoritinnen, die schon ein dumpfes Getöse erweckt hatte, an, daß die Empörer die Köpfe der Schönen verlangten, und diese sich bereiten müßten zu sterben. Die drei Kadynen des dritten Selim hörten in der Nacht eine das Todesgeschrei der anderen und starben in der Finsterniß unter den Händen der Stummen.

Furchtbare Eifersucht und schreckliche Handlungen der

Rache erfüllten die Kioske mit Stöhnen und Geschrei, das Entsetzen im ganzen Harem verbreitete. Die cirkassische Mutter des Mustapha zerfetzte der schönen Rosalinde das Gesicht, die rivalisirenden Favoritinnen ohrfeigten Seckerbuli, die Sultanin Tarchan sah den Dolch Mohammed's IV. über den Köpfen ihrer Lieblingssklavinnen blitzen, die erste Kadyne Achmed's I. erdrosselte mit eigenen Händen ihre Nebenbuhlerin und wand sich selbst zu den Füßen des Padischah mit einem Dolchstoß im Antlitz, schreiend vor Schmerz und Wuth; eifersüchtige Kadynen lauerten auf einander in dunklen Gängen, schalten sich gegenseitig „verkauftes Fleisch" und fuhren wie Tigerinnen auf einander los, Hals und Rücken mit vergifteten Stiletten verwundend. Und wer weiß, wie mancher Mord unbekannt blieb! Wer erzählt von all' den Sklavinnen, in Brunnen erstickt, von den Peitschenhieben der Eunuchen zerrissen, zwischen eisernen Thüren durch sinnlos Eifersüchtige zu Tode gequetscht! Die Schleier erstickten die Wehrufe, Blumen verbargen das Blut, zwei Schatten, die eine schwarze Masse forttrugen, verloren sich im Labyrinth der dicht beschatteten Gänge, die Schildwachen der Thürme am Ufer des Marmarameeres hörten einen dumpfen Fall im Wasser, — und der Harem erwachte wieder am Morgen, duftend und heiter wie immer, ohne zu wissen, daß eins seiner tausend Zimmer leer stand.

Alle diese Bilder drängten sich in meinem Geiste, als ich, durch den dritten Bezirk wandernd, meine Augen zu den Gittern der Kioske erhob, die traurig und verlassen wie

Gräber dastanden. Doch kam mir bei all' diesen düsteren Erinnerungen wieder eine angenehme, wohlthuende Empfindung, eine Art ahnungsvollen, jugendlichen Herzklopfens mit schwermüthiger Zärtlichkeit vermischt, wenn ich nur daran dachte, wie diese kleinen Treppen, über die ich auf und ab schritt, von jenen so schönen, berühmten Frauen betreten waren; wie jene Fußsteige, durch die ich wanderte, das Rauschen ihrer Gewänder gehört, wie die Gewölbe jener kleinen Portale, deren Säulen ich im Vorübergehen berührte, von ihrem kindlichen Lachen widerhallten. Ich hoffte, eine Spur von ihnen müsse doch noch hinter jenen Mauern, in jener Luft geblieben sein. Ich hätte suchen, hundertmal die einzelnen denkwürdigen Namen rufen mögen, dann, dachte ich, möchte eine ferne Stimme Antwort ertönen lassen, vielleicht eine weiß gekleidete Gestalt auf den hohen Terrassen, in den einsamen Gebüschen erscheinen. Fragend und suchend sah ich auf die Pforten, die Gitter. Was würde ich nicht gegeben haben, um zu wissen, wo die Wittwe des Alexander Komnenus, die schönste der Gefangenen von Lesbos, die verführerischste Griechin ihres Jahrhunderts, gefangen gehalten war, wo die geliebte Tochter des Gouverneurs von Negroponte erdolcht wurde, die den Tod der brutalen Umarmung Mohammed's II. vorzog. Und Churrem, die Favoritin des Soliman, an welches Fenster lehnte sie sich in anmuthiger Stellung und richtete schmachtend die wunderbaren dunklen Augen unter den langen seidenen Wimpern auf das Marmarameer? Ob nicht oft gerade auf diesem

Fußpfad die schöne ungarische Tänzerin die Spuren ihres zarten Fußes gelassen hat, sie, die Saffie aus dem Herzen Murad's III. verdrängte, indem sie sich leicht, wie eine zurückschnellende Feder, in die Kaiserlichen Arme warf? Wie manches Mal mag wohl Kessem, die stolze, eifersüchtige Griechin mit den bleichen, schwermüthigen Zügen, welche die Regierung von sieben Sultanen erlebte, eine Blume von diesem Beete gepflückt haben? Und die gigantische Armenierin, die Ibrahim liebestoll machte, ob sie wohl nie ihren mächtigen weißen Arm in das Wasser dieser plätschernden Fontaine getaucht hat? Wer besaß das zierlichste Füßchen, „die kleine Favoritin" des vierten Mohammed, deren zwei Pantoffelchen nicht die Länge eines Stilettes erreichten, oder Rebia Gulnuz, das „Frühlingsrosengetränk", welche sich der schönsten Augen des Archipelagus rühmte und keinen Eindruck ihres Schrittes auf dem weißen Sande des Gartens hinterließ? Wessen Haare schimmerten goldener und weicher, die der Marhfiruz, des „Lieblings der nächtlichen Sterne", oder die Locken der Miliclia, der jungen russischen Odaliske, welche die Wildheit des zweiten Osman bezähmte. Und alle die persischen, die arabischen Mädchen, die Ibrahim mit ihren Märchen einschläferten? Ist nichts von ihnen geblieben, keine Haarlocke, kein Faden eines Schleiers, kein Zeichen ihres Daseins?

Alle diese phantastischen Bilder enden in einer traurig furchtbaren Vision. Fern in langen Zügen zwischen den dichten Baumstämmen, unter den langen Säulenhallen, sah

ich sie vorüberziehen, eine nach der andern, alle die Sultaninnen-Mütter, Schwestern, Kadynen, Odalisken, Sklavinnen, kaum erblühte Mädchen, dreißigjährige Frauen, weißhaarige Alte, scheue jungfräuliche Züge, durch Eifersucht entstellte Gesichter, Herrscherinnen des Reiches, Favoritinnen eines Tages, das Spielwerk einer Stunde, die unglücklichen Geschöpfe aus zehn Generationen und hundert Völkern mit ihren erwürgten Kindern in den Armen, die eine den Strick um den Hals, die andere den Dolch im Herzen, in Juwelen strahlend, wundenbedeckt, durch Gift, im Wasser gestorben, entstellt durch langen Kummer im alten Serail. Sie wanderten stumm, geräuschlos wie Schatten dahin, und wie ihre endlose Reihe sich in den dunklen Alleen verlor, ließen sie eine lange Spur verwelkter Blumen, Thränen und Blutstropfen zurück — und tiefes, ungeheures Mitleid erfüllte mein Herz.

Jenseits des dritten Bezirkes dehnt sich eine ebene Fläche aus, dicht bewachsen mit üppiger Vegetation und übersäet mit reizenden kleinen Bauwerken, zwischen denen sich aus grauem Granit die sogenannte Säule des Theodosius erhebt, mit schönem korinthischen Kapitäl, getragen von einem zierlichen Piedestal, auf welchem man noch die letzten Worte einer lateinischen Inschrift liest, die lautete: „Fortunae reduci ob devictos Gothos“. Hier endet die Hochebene, auf der sich das weite, mittlere, rechtwinklige Dreieck der Serailgebäude erhebt. Von hier bis zur Höhe des Kap Serail, in dem ganzen Raum zwischen dem Umkreis der drei Bezirke und der äußeren Mauern, an den Abhängen

des Hügels grünte einst ein Wald hoher Platanen, Cypressen, Fichten, Lorbeeren, Terebinthen, hochragender Pappeln, an denen Schlingpflanzen emporkletterten; Rosen und Heliotropen dufteten in den terrassenförmig angelegten Gärten, von denen breite Marmortreppen bis zum Meer hinunter führten. Dicht an den Mauern, Skutari gegenüber, lag der neue Palast des Sultans Mahmud, der sich durch eine große, mit vergoldetem Kupfer überkleidete Thür nach der Seeseite öffnete. Nahe dem Kap Serail erhob sich der Sommer-Harem, mit prachtvollen Vorhöfen und Bädern, ein ungeheuer großes, halbrundes Gebäude, in dessen Gärten die phantastischen Illuminationen stattfanden, berühmt unter dem Namen der Tulpenfeste. Vor diesem Harem, außerhalb der Mauern, über der Meeresküste fand man die bekannte Batterie des Serail, aus zwanzig Kanonen bestehend, alle seltsam geformt, gemeißelt, mit Bildern bemalt, alle in den ersten europäischen Kriegen christlichen Heeren genommen. Die Mauern hatten acht Thüren, drei nach der Stadt-, fünf nach der Seeseite. Breite Marmorterrassen führten hinunter an das Ufer. Unterirdische Straßen gingen von der Residenz nach dem Hafen, so daß im Fall einer Belagerung die Sultane sich heimlich einschiffen und nach Skutari oder Tophana begeben konnten.

Dies war aber nicht der ganze Serail. Unfern der äußeren Umgrenzung und der Abhänge erhoben sich noch viele Kioske in Form kleiner Moscheen, Festungen, Tempelchen, und von einem jeden erreichte man auf einem schmalen,

durch grüne Hecken verborgenen Fußsteig die Nebenthüren des dritten Bezirkes. Da lag der jetzt zerstörte Kiosk Yali, der sich im goldenen Horn widerspiegelte. Fast unversehrt jedoch steht noch der neue Kiosk, eine kleine runde Residenz, mit Vergoldung und Malerei verziert, von wo einst bei Sonnenuntergang die Sultane die Aussicht auf die tausend Schiffe des Hafens genossen. In der Nähe des Sommer-Harems befand sich der Spiegel-Kiosk, wo der Friedensvertrag im Jahre 1784 unterzeichnet wurde, in dem die Krim von der Türkei an Rußland abgetreten ist. Weiter der in Gold erglänzende Kiosk Hassan Pascha's, der nächtliche Feste und Orgien der Sultane in seinen spiegelbedeckten Wänden widerstrahlte. Der Kanonen-Kiosk, durch dessen Fenster Leichen ins Meer geworfen wurden, stand unfern der oben erwähnten Batterie; der See-Kiosk, wo die Sultanin-Mutter Mohammed's IV. ihren geheimen Divan versammelte, hing gerade über der vereinigten Strömung des Bosporus und des Marmarameeres. Der Rosen-Kiosk beherrschte die Ebene, auf der die Pagen exercirten und wo 1839 die neue Constitution des Reiches proclamirt ward; in diesem Gebäude unterzeichnete man am 3. November 1839 den berühmten Hattischerif von Gülhane, — das letztere Wort nämlich bedeutet Rosenhaus. Noch lag an der anderen Seite des Serail der Kiosk der Musterung, das Schlößchen, von dem die Sultane, selbst ungesehen, alle Räthe beobachten konnten, welche sich nach dem Divan begaben; weiter an der Mauerecke, zunächst der Sofien-Moschee, der Kiosk, wo Mohammed IV.

dem rebellischen Heer seine Favoritin Meleki und neunundzwanzig Hofbeamte übergab, welche die wilden Soldaten vor seinen Augen tödteten, und am äußersten Ende noch der Kiosk Sepedgiler, in dem die Kaiser die Admirale verabschiedeten, welche in ferne Kriege zogen.

So breitete sich die ungeheure Residenz von der Höhe des Hügels über den ganzen Abhang und noch längs der Meeresküste aus, von Thürmen gekrönt, von Kanonen starrend, von Rosen umkränzt. Sie sandte nach allen Seiten ihre vergoldeten Barken, Duftwolken stiegen von ihr, wie von einem riesigen Altar, zum Himmel empor, die tausend Lichter ihrer Veste spiegelten sich im Wasser; sie warf von der Höhe ihrer Mauern heute Gold in die Menge, morgen Leichen in die Wogen; einmal war sie der Spielball einer Sklavin, bald in der Gewalt eines Wahnsinnigen, bald der Spott der Soldateska — schön wie eine Zauberinsel, düster wie ein Grab der Lebendigen.

Die Nacht ist vorgerückt; das Marmarameer spiegelt den sternübersäeten Himmel wieder, der Mond versilbert die hundert Kuppeln des Serail und läßt die Gipfel der Cypressen und Platanen weißlich erglänzen, welche ihre langen Schatten auf die weiten Höfe werfen, rund umher von zahllosen erleuchteten Fenstern umgeben, deren eines nach dem anderen sich allmälig verdunkelt. Kioske und Moscheen heben sich in ihrer schneeigen Weiße von dem düsteren Grün der Gebüsche ab. Die Spitzen der Minarets, die lustigen Halbmonde, die Bronzethüren, die vergoldeten

Gitter leuchten zwischen den Bäumen und den Gebäuden, dem Ganzen die unbestimmte Erscheinung einer goldenen Stadt verleihend. Die Kaiserliche Residenz schlummert. Eben sind die drei großen Pforten geschlossen, noch klirren die mächtigen Schlüssel unter den Gewölben der Vorhalle in den Händen der Kapidschi. Eine Abtheilung derselben wacht vor dem Thore des Heils, dreißig weiße Eunuchen vor dem Thore der Glückseligkeit, an die Mauern gelehnt, unbewegt gleich Basreliefs, die Gesichter im Schatten. Hundert Schildwachen stehen an den Mauern, auf den Thürmen und blicken auf das Meer, den Hafen, die dunklen Straßen Stambuls, auf die mächtige stumme Masse der Sankta Sofia. In den großen Küchen des ersten Vorhofes leuchten noch einige Laternen zu den letzten Arbeiten, dann liegt das ganze Gebäude dunkel. Im Labyrinth des Harems werden die letzten Thüren geschlossen. Eunuchen streifen durch die verödeten Alleen, um die dunklen Kioske und hören kein Geräusch außer dem Rauschen der vom Seewind bewegten Bäume und dem gleichförmigen Plätschern der Fontainen. Tiefer Friede scheint überall zu herrschen. Doch regt sich fieberhaftes Leben innerhalb dieser Mauern. Die Gedanken jener ganzen Bevölkerung von Sklavinnen, Soldaten, Gefangenen, Dienern erheben sich über die Bezirke des Serail und eilen in alle Theile der Welt, theure Plätze und seit langen Jahren verlassene Mütter aufzusuchen, wunderbare, schreckliche Begebenheiten einer längst vergangenen Zeit wieder zu durchleben. Gebete und

stumme Klagen begegnen sich in den Gängen, in den dunklen Gebüschen mit Vorsätzen der Rache und den unsinnigsten Wünschen eines tollen Ehrgeizes. Die große Residenz liegt in einem unruhigen Schlafe, den ein plötzliches Auffahren voll Mißtrauen und Furcht stört. Nicht weit von einander schlummern der Iman, der das Wort Gottes gepredigt, der Henker, der einen Unschuldigen erdrosselt, der gefangene Fürst, der den Tod erwartet, die liebeglühende Sultanin, welche sich zur Hochzeit bereitet. Göttliche Schönheit, verlachte Entstellung, alle Laster, alles Unglück, jede Erniedrigung des Körpers und der Seele finden sich innerhalb derselben Mauern. Die schlanken Formen maurischer Architektur zeichnen, hoch über die Bäume ragend, am besternten Himmel ihre bizarren, luftigen Linien ab; die graziösen Schatten der baulichen Verzierungen, der Festons, der steinernen Spitzen, der Rosetten spielen an den Mauern; die vom Monde beleuchteten Fontainen sprühen Diamanten, alle vermischten Wohlgerüche der Gärten trägt die Nachtluft auf ihren Schwingen durch die Gitterfenster der Säle, und der süße Hauch erweckt Schauer der Wonne, wollüstige Träume. Dies ist die Stunde, in der Eunuchen, unter den Bäumen sitzend, die Augen auf den schwachen Lichtschimmer gerichtet, der aus einem Kiosk winkt, im ohnmächtigen Schmerz ihrer Seele mit zitternder Hand nach dem Dolche greifen; dies die Stunde, in der das vor Kurzem geraubte, verkaufte Mädchen ihre thränenschweren Blicke von dem hohen kleinen Fenster zum heiteren Horizont Asiens gleiten läßt und um

die Hütte weint, wo sie geboren ist, um das Thal, wo ihre Eltern begraben sind; dies die Stunde, da der gefesselte Galeerensklave, der blutbefleckte Stumme, der mißachtete Zwerg mit einem Schauer des Schreckens die ungeheure Entfernung messen, welche sie von dem Manne trennt, der über Allen steht und klagend die „verborgene Kraft" erforschen möchten, die da dem Einen die Freiheit, dem Anderen die Sprache, dem Dritten die menschliche Gestalt raubte, um Alles einem Einzigen zu geben. Die Laternen in den verschiedenen Gebäuden bescheinen die bleichen Stirnen der Schatzmeister, über ihre Papiere gebeugt, verwirrte Haare von Odalisken, welche verzweifelnd in langer Verlassenheit vergebens Schlummer auf heißen Kissen suchen, gebräunte Gesichter herkulischer Janitscharen, deren wildes Lächeln die Vision einer Verheerung verräth.

Und während in einem Kiosk das „verfluchte" Getränk in einem Kreise halbbekleideter Bachantinnen in den Bechern schäumt, während die Häupter der bei Anbruch der Nacht getödteten Bassen ihre letzten Tropfen Blutes auf den Marmor der Nischen des Babi-Humajunthores tröpfeln, während in einem halbdunklen Gemach eine arme Sultanin, seit wenig Augenblicken Mutter, schluchzend ihr Antlitz in die Kissen drückt, um nicht das von ihr geborene Kind zu sehen, dem ein Befehl des Padischah das eben geschenkte Leben raubt, blickt der Mond auch in den am höchsten gelegenen Kiosk des dritten Bezirkes. Dort, in einem mit rothem Damast ausgeschlagenen Saale, auf einem Ruhe-

lager von Zobelpelzen, inmitten einer prunkvollen Unordnung perlenbesetzter Kissen, goldglänzender Decken, erhellt durch eine maurische Lampe aus ciselirtem Silber, neigt sich, in einen langen, weißen Schleier gehüllt, ein schönes, braunes Mädchen, das noch vor wenig Jahren ihre Heerde durch die Fluren des glücklichen Arabiens leitete, über das bleiche Antlitz des halb schlummernd zu ihren Füßen ruhenden dritten Murad, und murmelt mit weicher, schüchterner Stimme: „Es war einmal in Damaskus ein Kaufmann Namens Abu-Ejub, der viele Reichthümer besaß und ehrlich lebte. Er hatte auch einen Sohn, der war schön und wußte viele Dinge und hieß Liebessklave, und eine sehr schöne Tochter mit Namen Herzensmacht. Nun starb Abu-Ejub und hinterließ alle Waaren verpackt und zugeschnürt und auf allen stand geschrieben: „Nach Bagdad." Da fragte Liebessklave seine Mutter: „Warum steht auf allen Waaren meines Vaters: Nach Bagdad." Die Mutter antwortete: „Mein Sohn" — — Aber der Padischah ist eingeschlafen, und die Sklavin läßt sanft ihren Kopf auf die Kissen fallen.

Alle Thüren des Harems sind geschlossen, alle Lichter erloschen, der Mond versilbert hundert Kuppeln, die vergoldeten Halbmonde und Fenster strahlen zwischen den Bäumen, die Fontainen plätschern laut in der tiefen Stille der Nacht.

Der ganze Serail schlummert.

Und so ruht er seit dreißig Jahren verlassen auf dem einsamen Hügel, und wohl kann man auf ihn die Verse des

perſiſchen Dichters wiederholen, die Mohammed der Eroberer ſprach, als er den Fuß in den zerſtörten Palaſt der Kaiſer des Morgenlandes ſetzte: „Die Spinne hat ihr Geweb auf-
„gehangen in dem Kaiſerlichen Palaſt, nur der Eule Nacht-
„geſang tönt durch die Hallen von Afraſiab.“

14.

Die letzten Tage. Moscheen. Cisternen. Skutari. Der Palast Tschiraghan. Ejub. Das Janitscharen-Museum. Die Turbes. Die Derwische. Die Aussicht. Abschiedsstimmung.

Nun, zuletzt finde ich die Kette der genauen, deutlichen Erinnerungen, die mir lange Schilderungen erlaubten, zerrissen. Vor meinem rückwärts gewendeten Geist drängen sich in eiliger Folge Wanderungen und Fahrten von einem Ufer des goldenen Hornes zum andern, von Europa nach Asien, nach denen am Abend vor dem geschlossenen Auge wie im Traum glänzende Städte, eine ungeheure Menschenmenge, Wälder, Flotten, Hügel hinziehen, während der Gedanke an die nahe Trennung dem Allen eine leichte Farbe der Trauer leiht, als wären jene Traumbilder schon Erinnerungen an ein fernes Land.

Und doch mitten in dieser Fülle von Personen und Dingen bleiben einige Bilder unbeweglich haften, die ich immer anzuschauen meine, wenn ich an jene Tage denke.

Ganz klar erinnere ich mich des schönen Morgens, an dem ich die meisten Kaiserlichen Moscheen besuchte, und

wenn ich mir denselben zurückrufe, sehe ich wieder mächtige Wölbungen, empfinde ringsumher feierliche Stille. Der gewaltige Eindruck, den die Heilige Sofien-Moschee hervorruft, vermindert nicht unsere staunende Bewunderung, mit der wir zum ersten Male den Umkreis der übrigen titanischen Gotteshäuser betreten. Auch hier, wie in anderen Ländern, hat sich die Religion der Sieger die Kunst der Religion der Besiegten zu Nutze gemacht. Fast alle Moscheen sind der Basilika Justinians nachgeahmt: sie zeigen die großen Kuppeln, Halbkuppeln darunter, die Vorhöfe, die Portale, einige sogar die Form eines griechischen Kreuzes. Aber der Islam überkleidet das Ganze so mit seiner eigenen Farbe, beleuchtet es so mit seinem eigenen Licht, daß die Verflechtung bekannter Formen die Erscheinung eines neuen Gebäudes bietet, in dem der Horizont einer unbekannten Welt von ferne schimmert, wo man den Hauch eines andern Gottes fühlt. Es sind ungeheure Schiffe von strenger, großartiger Einfachheit, ganz weiß und durch zahllose Fenster erhellt, die ein sanftes, gleichmäßiges Licht verbreiten, in dem das Auge von einem Ende zum andern Alles sieht und mit den Gedanken gleichsam in einer sanften Ruhe schlummert, gleich derjenigen eines schneebedeckten Thales, über das sich ein leicht bewölkter Himmel spannt. Hörte man nicht den Widerhall des eigenen Schrittes, würde man kaum denken, sich innerhalb eines geschlossenen Raumes zu befinden. Nichts zieht den Geist ab, durch jene Wölbung, jene Klarheit eilt der Gedanke sogleich zum Gegenstand der

Anbetung. Da ist kein Anlaß zur Schwermuth oder zum Schrecken, da sind weder Illusionen noch Geheimnisse, keine dunklen Nischen, in denen unbestimmt die Bilder einer vielgestalteten Hierarchie den Geist verwirren, nur die klare, blendende, gewaltige Idee eines einzigen Gottes tritt uns entgegen, eines Gottes, der die ernste Nacktheit lichtbestrahlter Wüsten liebt und kein anderes Bild von sich selbst zuläßt, als den Himmel. Alle Kaiserlichen Moscheen Konstantinopels bieten das gleiche Schauspiel einer Größe, die den Geist erhebt, und einer Einfachheit, die ihn mit einem einzigen Gedanken füllt, und unterscheiden sich so wenig in den Einzelheiten, daß es schwer wird, sich eine nach der andern in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die Moschee Sultan Achmed's, ungeheuer groß und doch so anmuthig, so leicht wie ein Wolkengebilde, stützt ihre Kuppeln auf vier mächtige weiße Marmorpfeiler, in deren Umkreis man vier kleinere Moscheen bauen könnte, und rühmt sich — die einzige in ganz Stambul — einer Krone von sechs Minarets. Die Moschee Soliman's gleicht einer heiligen Stadt, in welcher der Fremde sich leicht verirrt; drei Schiffe formen sie und ihre Kuppel, höher als die der Heiligen Sofia, ruht auf vier wunderbaren Säulen aus rosenrothem Granit, die unsere Gedanken zu den gigantischen Bäumen Californiens schweifen lassen. Die Moschee Mohammed's ist eine helle, weiße, muntere Sofien-Moschee. Die des Bajazid hat den Vorrang in Bezug auf Eleganz der Formen, die des Osman ist ganz aus Marmor erbaut,

die Schahsade oder Prinzen-Moschee zeigt die zierlichsten Minarets in Stambul, die Ak-Serai das reizendste Modell des Renaissance-Stiles türkischer Kunst, die Moschee Selim's ist die ernsteste, die Mahmud's die launenhafteste, die der Sultanin Valide die geschmückteste. Eine jede hat ihre eigenartige Schönheit, ihre Legende oder ihr Vorrecht. Die Moschee Sultan Achmed bewahrt die Fahne des Propheten, die Bajazid umflattern zahllose Tauben, die Valide-Moschee zeigt die falsche Goldsäule, welche dem Eroberer Kaneas das Leben kostete, die des Mehmed sieht, wie es heißt: „sich zwölf Kaiserliche Moscheen vor ihr neigen, wie sich die Garben der Brüder vor der Garbe Josephs neigten." In der einen erheben sich Säulen aus dem fürstlichen Palaste und vom Forum Augusteum des Justinian, welche einst neben der Statue einer Venus die einer Theodora und Eudoxia trugen; in anderen findet man noch Marmor aus alten Kirchen, Säulen von den Ruinen Trojas, Pfeiler aus egyptischen Tempeln, prachtvolle Glasscheiben, aus persischen Residenzen geraubt, Baumaterial aus dem Circus, dem Forum, aus Basiliken, Aquäducten — Alles verworren und verloren in dem mächtigen Weiß der siegreichen Religion.

Im Innern unterscheiden sie sich noch weniger als in der äußeren Form. Im Hintergrund erhebt sich eine Kanzel von Marmor, derselben gegenüber der Platz des Sultan, den ein vergoldetes Gitter umschließt; neben dem Mihrab ragen zwei riesige Candelaber, welche Kerzen tragen, so dick wie Palmenstämme, und im ganzen Schiff hängen zahllose

Lampen in so seltsamer Weise geordnet, daß man meint, sie dienten eher zur Beleuchtung eines Ballfestes als einer religiösen Feier. Die großen frommen Inschriften auf den Pfeilern, über den Thüren, unter den Fenstern der Kuppeln, einige in Nachahmung des Marmor geformte Zierrathe, die farbige, Blumen darstellende Glasmalerei der Scheiben sind der einzige von der weißen Nacktheit der monumentalen Mauern abstechende Schmuck. Wahre Marmorschätze sind verschwendet für das Pflaster der Vorhallen, der die Höfe umgebenden Loggien, für die Fontainen, die Minarets, aber sie ändern nicht den anmuthig ernsten, strengen Charakter des Gebäudes, das, schneeweiß, von grünen Bäumen umgeben, kuppelgekrönt sich von dem Azurblau des Himmels leuchtend abhebt.

Der Moschee selbst gehört immer nur der geringste Theil des weiten Bezirkes, das ein Labyrinth von Höfen und Häusern einnimmt. Da liegen Hörsäle für Vorlesungen aus dem Koran, Depositorien für die Schätze von Privatpersonen, Bibliotheken und Akademien, Schulen für Mediciner und für Kinder, Studentenwohnungen, Armenküchen, Irrenhäuser, Hospitäler, Bäder, Erfrischungshäuser für Reisende — eine kleine gastfreundliche, wohlthätige Stadt, dicht gedrängt um das hohe Gebäude des Tempels, wie am Fuße eines Berges gelegen.

Aber alle diese Bilder sind in meinem Geist verblichen. In diesem Augenblick sehe ich nur noch den kleinen schwarzen Punkt meiner eigenen Person, die sich gleichsam verirrt, ein

bloßes Atom, in dem ungeheuren Schiff zwischen langen Reihen zwergartig erscheinender Türken bewegt, welche alle niedergesunken beten, — und ich gehe weiter, geblendet durch das leuchtende Weiß, staunend über das eigenthümlich seltsame Licht, verwundert über diese riesige Größe, ziehe die zerrissenen Pantoffeln mühsam mit den müden Füßen fort und fühle den Stolz des Reiseschriftstellers zu einem bloßen Nichts zusammengeschrumpft; eine Moschee scheint sich mit der andern zu vermischen, und in allen Richtungen erstreckt sich vor mir eine nicht endende Folge von Gewölben und Pfeilern und eine weißglänzende Unendlichkeit, in der sich mein Blick verliert.

Die Erinnerungen eines anderen Tages sind dunkel und bergen mysteriöse, phantastische Bilder. Ich betrete den Vorhof eines muselmännischen Hauses und wie ich von dort beim Schein einer Fackel bis zur letzten Stufe einer finstern feuchten Treppe hinabsteige, befinde ich mich unter den Gewölben des Jerebatan Serai, („das in die Erde gesunkene Schloß") in der großen Cisterna basilica des Justinian, deren Ausdehnung unerforschlich ist — wenigstens nach der Meinung des Volkes in Konstantinopel. Die grünlichen Wasser verlieren sich unter schwarzen Gewölben, nur hier und da von einem matten Schimmer bleichen Lichtes erhellt, der gerade hinreicht, den Schauder der Finsterniß zu vermehren. Die mitgebrachte Fackel wirft einen Feuerschein

auf die nahen Bogen, beleuchtet die tröpfelnden Wände und zeigt unbestimmt flüchtig eine endlose Folge von Säulen, die nach allen Seiten hin den Umblick verwehren, gleich den dichtstehenden Stämmen eines weiten Waldes. Die durch die geheimnißvolle Wonne des Schauderns willig angezogene Phantasie durcheilt jene langen Reihen grabähnlicher Hallen, überfliegt die trüben Gewässer und verirrt sich in zahllos schwindelnden Kreisen zwischen den massenhaften Säulen, während ein Dragoman mit halblauter Stimme schreckenerregende Geschichten erzählt von dem Unglücklichen, der sich auf einem Kahne in dies unterirdische Reich wagte, seine Grenzen zu erforschen und erst nach vielen Stunden zurückkehrte, verzweifelnd rudernd, das Gesicht entstellt, die Haare gesträubt, während aus fernen Wölbungen lautes Gelächter und scharfes Pfeifen erschallte — oder von Anderen, die nie wiederkehrten und umkamen, vielleicht wahnsinnig vor Schrecken, verhungert, vielleicht auch durch eine geheimnißvolle Strömung nach einem unbekannten Abgrund gerissen, weit von Stambul entfernt — Gott allein weiß wohin.

Plötzlich weicht diese düstere Vision dem hellen Licht, das den großen At-Meidan-Platz übergießt, auf dem ich stehe, um nach wenigen Minuten wieder unter der Erde zu verschwinden. Ich bin nun zwischen den zweihundert Säulen der trockenen Cisterne Bin-bir-direk (d. h. Tausend und eine Säule), wo hundert griechische Seidenspinner beschäftigt sind, die im matten Strahl des durch die Kreuzungen der Bogen einfallenden Lichtes Seide spinnen und dabei mit scharfer

Stimme kriegerische Lieder singen. Ich sehe ihnen zu und höre über mir das dumpfe Geräusch einer vorüberziehenden Karawane. Dann wieder freie Luft, Sonnenlicht und — neue Dunkelheit zwischen anderen Säulenhallen, anderen tausendjährigen Bogengängen mit Grabesstille, in die der vielfach gebrochene Ton ferner Stimmen hineinhallt. So geht es weiter bis zum Abend, eine geheimnißvolle, gedankenreiche Wanderung, die mir noch für lange Zeit das Bild eines weiten, unterirdischen Sees hinterläßt, in dem die Metropole des griechischen Kaiserreichs versank und in dem auch eines Tages das lächelnde, leichtsinnige Stambul verschwinden soll.

Die glänzende Erscheinung Skutaris verdrängt alle Finsterniß. Jedes Mal, wenn wir auf dem vollen Dampfschiffe dorthin fuhren, stritten mein Freund und ich, ob die Palme der Schönheit diesem Ufer oder den beiden des goldenen Horns gebühre. Ich freilich zog Stambul vor, während Yunk für Skutari schwärmte, doch entzückte auch mich dasselbe besonders durch den schnellen Wechsel in seiner Erscheinung, indem es kokett mit dem sich ihm Nähernden zu spielen scheint. Vom Marmarameer aus gesehen, gleicht es einem großen Dorfe, das sich auf einem Hügel hinzieht; vom goldenen Horn aus betrachtet, bietet es schon den Eindruck einer Stadt, aber wenn endlich das Dampfschiff, nachdem es die am weitesten vorgeschobene Spitze des asiatischen

Ufers umfahren hat, sich seinem Hafen nähert, breitet sich hochragend und sich immer mehr erweiternd ein großer Ort vor uns aus: die dicht mit Gebäuden bedeckten Hügel schieben sich einer nach dem andern allmälig vor, Vorstädte zeigen sich in den Thälern, Landhäuser auf den Höhen, das Ufer, bunt schimmernd durch die vielen verschiedenfarbigen Gebäude, dehnt sich aus, so weit das Auge reicht; eine ungeheure, prachtvolle, theatralische Stadt, von der man gar nicht begreifen kann, wo sie so lange verborgen war, enthüllt sich in wenig Augenblicken wie beim Aufziehen eines Riesenvorhanges dem erstaunten Zuschauer, der verwundert meint, sie müsse eben so schnell wieder verschwinden.

Man betritt eine hölzerne Treppe und durch ein Gedränge von Bootsleuten, Pferdevermiethern, Führern gelangt man endlich in die Hauptstraße, welche sanft steigend zur Höhe führt zwischen gelben oder rosenrothen Häuserchen, im üppigsten Grün prangenden Gärten, unter hohen Laubengängen, im Schatten großer Platanen, die fast den Weg schließen. Vorüber geht man an türkischen Caffeehäusern, in denen asiatische Nichtsthuer ausgestreckt rauchen, den Blick ins Leere gerichtet; uns begegnen Ziegenheerden, schwere Feldwagen, von blumengeschmückten Ochsen gezogen, Bauern im Fez und Turban, muselmännische Leichenzüge, Schaaren türkischer Landmädchen, Blumensträuße und Zweige in den Händen. Man glaubt, ein zweites Stambul zu schauen, weniger majestätisch, aber munterer und frischer als das der sieben Hügel. Die Straßen mit ihren kleinen Spielzeug-

häuserchen steigen und senken sich über Hügel, durch Thäler und verlieren sich im Grün der Gärten und Obstbäume. In den hochgelegenen Theilen der Stadt herrscht der tiefe Friede des Landlebens, in den unteren wimmelt das geschäftige Leben des Seehafens, aus großen Casernen schallt verworrenes Geräusch, Geschrei, Lieder und Trommelwirbel, in stillen Gassen, einsamen Alleen hüpfen tausend niedliche Vögelchen.

Wir folgten einem Leichenzuge aus der Stadt, betraten den berühmten Friedhof und verirrten uns in einem Walde hoher Cypressen, der sich an der einen Seite bis zum Marmarameer, an der anderen bis zum goldenen Horn hinzieht. Wohin sich das Auge wendet, schimmern ringsumher weiße Grabsteine in langen, endlosen Reihen, in dichten Haufen, zwischen Gebüsch und wilden Blumen, in dem weiten Netz der Fußsteige, unter den dicht stehenden Stämmen, die kaum den Horizont wie einen fernen leuchtenden, schwankenden Streifen durchschimmern lassen. Wir gingen aufs Geradewohl weiter, inmitten der gemalten, vergoldeten Säulenstumpfe, die umgeworfen lagen oder aufrecht standen, zwischen den kleinen Mausoleen der Paschas, den rohen Säulen des Volkes; hin und wieder sahen wir verwelkte Blumensträuße und Schädel aus der geborstenen Erde hervorblicken; wir hörten rings umher Tauben in den Cypressen gurren, und wie wir so immer noch weiter wandern, scheint der Wald sich zu vergrößern, die Steine vermehrt, die kleinen Pfade verdoppelt, der leuchtende Streifen des

Horizontes entfernter zu sein, das Todtenreich gleichsam schrittweise mit uns vorzudringen; wir fangen an, uns zu fragen, wie wir hier je wieder hinauskommen sollen — da biegen wir plötzlich in eine breite Allee, die uns in die weite, freie Ebene Haidar-Pascha führt, wo sich die muselmännischen Heere einst versammelten, wenn sie zu den asiatischen Kriegen auszogen, und von dort umfassen wir mit einem Blick das Marmarameer, Stambul, die Mündung des goldenen Horns, Galata, Pera, Alles leicht von luftigen Morgendünsten umschleiert und in paradiesische Farben getaucht, so daß wir Schauer staunender Wonne und ein Entzücken empfinden, wie beim Wiedersehen von geliebten Menschen.

An einem anderen Morgen saßen wir auf der Pferde-Eisenbahn zwischen zwei colossalen schwarzen Eunuchen, die ein Adjutant des Sultans beauftragt hatte, uns nach dem Kaiserlichen Palast Tschiraghan zu führen, der am Ufer des Bosporus unterhalb der Vorstadt Beschiktasch liegt. Wohl erinnere ich mich noch des unerklärlichen, aus Schauder und Neugierde gemischten Gefühles, mit dem ich scheue Seitenblicke auf den neben mir sitzenden Eunuchen warf, der mich um Kopfeslänge überragte und eine mächtige Hand auf das Knie stützte. Als der Wagen hielt, griff ich nach meiner Börse, aber die Riesenfaust des Eunuchen packte meinen Arm wie eine eiserne Zange, und die großen schwarzen Augen bohrten

sich in die meinigen, als wollte er sagen: „Christ, beleidige mich nicht, oder ich zermalme Dir die Knochen.“ Wir stiegen an einer kleinen arabeskenverzierten Thür ab, durcheilten einen langen Corridor, an dessen Ende uns Diener in Livree entgegentraten, und wanderten, nachdem wir die obligatorischen Filzpantoffeln angezogen hatten, eine Treppe hinauf, die uns in die Säle des Schlosses brachte. Wir hatten nicht erst nöthig, geschichtliche Erinnerungen hervorzurufen, um eine Illusion des hier pulsirenden Lebens zu schaffen. Noch ruhte der warme Hauch des Hofes in der Luft dieser Säle. Die breiten mit Sammet und Atlas überzogenen Divans an den Wänden waren dieselben, auf denen vor wenig Wochen die Odalisken des Großfürsten ruhten. Der Duft eines weichen, üppigen Lebens erfüllte die ganze Atmosphäre. Wir gingen durch eine lange Reihe von Sälen, im europäisch-maurischen Mischstyl decorirt, alle so glänzend schön in einer gewissen stolzen Einfachheit, daß wir unwillkürlich die Stimme sinken ließen, während die Eunuchen, unverständliche Erklärungen murmelnd, hier eine Ecke, dort eine Thür mit vorsichtiger Geberde bezeichneten, als ob sie ein Geheimniß andeuten wollten. Seidene Vorhänge, buntfarbige Teppiche, Mosaiktische, schöne, schlecht beleuchtete Oelbilder, prächtige stalaktitenförmige Bogen über durch kleine arabische Säulen getheilten Thüren, hohe Kandelaber, die Bäumen aus Krystall glichen und bei der Erschütterung durch unsere Schritte laut klangen, folgten einander unabläßig und verwirrten sich, kaum gesehen, in unserer Phantasie, die sich

eifrig flüchtige Bilder von überraschten Kadynen vorzauberte. Am deutlichsten erinnere ich mich des Kaiserlichen Badesaals, ganz aus weißem Marmor, stalaktitenförmig in hängenden Blumen, Frangen, zarter Steinstickerei in so luftiger Zartheit gemeißelt, daß man sich fürchtet, sie zu zerbrechen, wenn die Fingerspitze sie berührt. Die ganze Anordnung der Säle erinnerte mich etwas an die Alhambra. Fast verstohlen, ohne Geräusch, schritten wir eilig über die dicken Teppiche. Zuweilen zog ein Eunuche eine Schnur: ein grüner Vorhang hob sich, und wir sahen durch ein großes Fenster den Bosporus, Asien, unzählige Schiffe, eine Fülle von Licht; dann verschwand das Alles plötzlich, und wir standen wie von einem Blitzstrahl geblendet. Zuweilen auch blickten wir flüchtig auf einen kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Garten, der zierlich, klösterlich umgrenzt, uns in einem Augenblick tausend melancholische Geheimnisse schöner, nach Liebe und Freiheit schmachtender Frauen offenbarte und schnell wieder hinter einer Gardine verschwand. Die Säle wollten nicht enden, und bei jeder neuen Thür beeilten wir den Schritt, um unerwartet den neuen Saal zu betreten, aber wir durften nicht einmal die Schleppe eines Gewandes sehen, — die Odalisken waren verschwunden, tiefe Stille herrschte rings umher, das Rauschen, das uns neugierig den Kopf nach rückwärts wenden ließ, war nur das Rauschen der schweren hinter uns zufallenden Brokat-Portièren, das Klirren der Glas-Candelaber ärgerte uns, als wäre es das silberne Lachen einer verborgenen Schönen, die uns ver-

spottete. Und endlich wurden wir des ewigen Kommens und Gehens überdrüssig in diesem stummen Palast zwischen all den todten Reichthümern, es langweilte uns, immer wieder in den großen Spiegeln die schwarzen Eunuchen, das feierliche Gefolge schweigender Diener, unsere erstaunten Vagabondengesichter zu sehen, wir liefen zuletzt fast hinaus und freuten uns sehr, wieder im Freien zu sein zwischen den elenden Häusern, inmitten der ärmlichen, lärmenden Bevölkerung von Tophana.

Wie könnte ich der Nekropolis von Ejub vergessen? Eines Abends um Sonnenuntergang besuchten wir dieselbe und so wie wir sie damals von den scheidenden Strahlen beleuchtet sahen, ist sie mir immer in Erinnerung geblieben. Ein leichter Nachen führte uns tief ins goldene Horn hinein, dann stiegen wir zur „heiligen Erde" der Osmanen auf einem steilen Fußpfad empor, der an jeder Seite eine dichte Reihe Gräber zeigte. Um diese Stunde hatten die Steinmetzen, welche den ganzen Tag hier in der Nähe arbeiten, deren kräftige Schläge in der weiten Nekropolis widerhallen, schon Feierabend gemacht, der Ort lag öde. Wir gingen vorsichtig weiter, uns ängstlich umsehend, ob das ernste Antlitz eines Iman oder eines Derwisch nicht unser Vordringen verbieten würde, denn gerade hier wird noch weniger als an anderen heiligen Stellen die profane Neugierde eines Ungläubigen geduldet, aber nirgends bemerkten wir eine

kegelförmige Mütze oder einen Turban. Mit Zagen drangen wir vor bis zu jener geheimnißvollen Moschee, deren blitzernde Kuppeln und zierlich leichte Minarets wir so oft von den Hügeln des anderen Ufers und von allen kleinen Buchten des goldenen Horns aus gesehen hatten. Im Vorhof erhebt sich, von einer Platane beschattet, in Form eines Kiosks, beständig durch einen Lampenkranz erleuchtet, das Mausoleum, welches das Grab des berühmten Fahnenträgers des Propheten Abu-Ejub enthält. Derselbe soll bei der ersten Belagerung 672 unter den Mauern von Byzanz gefallen und sein Grab acht Jahrhunderte später in Folge der Vision eines Molla wieder gefunden sein. Mohammed II. erbaute und heiligte dem Helden diese Moschee, in der seine Nachfolger feierlich nach der Thronbesteigung mit dem Säbel Osman's umgürtet werden, daher ist dieser Tempel mit dem ihn umgebenden Kirchhof der heiligste Konstantinopels. Rund umher, im Schatten mächtiger Bäume, befinden sich die Turbes — Grabplätze — von Sultanen, Vezieren, Großen des Hofes, blumengeschmückt, reich an schönen Marmorplatten und goldenen Arabesken, mit pomphaften Inschriften bedeckt. An der Seite steht die Todtencapelle des Mufti, von einer achteckigen Kuppel gekrönt, unter der die großen Priester in colossalen schwarzen Katafalken ruhen, auf denen hohe Mull-Turbane aufgethürmt sind. Es ist eine Stadt der Gräber, ganz weiß, schattig und königlich anmuthig, die zugleich mit frommer Traurigkeit ein gewisses Gefühl einflößt, das ich als ganz weltliche Unterthänigkeit

bezeichnen möchte, gerade wie wir es in einem aristokratischen Stadttheil empfinden, der stumm in stolzer Abgeschlossenheit ruht. Man geht zwischen weißen Mauern und zierlichen, feinen Gittern, von denen grüne Ranken und Guirlanden herabhängen, wo überall sich Akazien-, Eichen-, Myrthenzweige aus den dunklen Trauergärten durchdrängen, und durch das zarte, spitzenähnliche, vergoldete Eisenwerk der runden, bogengeschmückten Fenster sieht man im Innern der Turbes in weicher Beleuchtung Marmorsärge, auf denen die grünlichen Lichtreflexe der Bäume spielen. Nirgends in Stambul tritt uns so glücklich wie hier die anmuthig muselmännische Kunst entgegen, das Bild des Todes in Schönheit zu verklären und den Gedanken ohne Schauder an denselben zu gewöhnen. Diese Nekropolis, die zu gleicher Zeit fürstliche Residenz, Garten, Pantheon ist, ruft in anmuthiger Melancholie ein Lächeln und ein Gebet auf unsere Lippen. Rings umher an allen Seiten liegen Kirchhöfe, beschattet von hundertjährigen Cypressen, von vielen, sich schlängelnden Pfaden durchschnitten, Myriaden weißer Säulenstümpfe schimmern dazwischen, scheinen sich den Abhang hinunter zu drängen, um sich ins Wasser zu tauchen, oder sich dicht an einander gepreßt an den Wegen aufzustellen, um Gespenster vorüberhuschen zu sehen. Aus tausend dunklen Blätternischen erblickt man dann wieder durch die sich ausbreitenden Zweige das ferne Stambul, das von hier aus wie eine ganze Reihe azurblauer Städte erscheint. Unter uns liegt das goldene Horn, auf dem die letzten

Strahlen der sinkenden Sonne purpurroth erglänzen, gegenüber die Vorstädte Haßkjöi, Südlüdsche, Piri-Pascha, weiter das große Kassim und das unbestimmte Profil Galatas, verschwindend in einer unsagbaren Zartheit zitternder, hinsterbender Farbentöne.

Dann sehe ich diese ganze ruhige Schönheit nicht mehr, sondern wandere durch große, kahle, häßliche Zimmer zwischen zwei langen, unbeweglichen Reihen düsterer Gestalten, die mir wie an den Wänden angenagelte Leichen vorkommen. Nur in London, als ich den letzten Saal des Museums der Madame Tussaud betrat und mich in halber Dunkelheit den furchtbarsten Mördern Englands gegenüber befand, habe ich ein ähnliches Gefühl des Grauens empfunden wie in dieser Gespensterhalle, oder richtiger diesem offenen Grabe, in dem man als Mumien die berühmtesten Persönlichkeiten der alten, prächtigen, furchtbaren Türkei sieht, die jetzt nur noch in der Erinnerung der Greise und der Phantasie der Dichter existirt. Einige hundert große, colorirte Holzfiguren stehen aufrecht in altmodischer Kleidung mit strenger, stolzer Haltung, hoch gehobenen Köpfen, weit aufgerissenen Augen, die Hände an den Degengriffen, als warteten sie nur auf ein Zeichen, um die Schwerter zu entblößen und Blut zu vergießen wie in der guten alten Zeit. Zuerst kommt der Haushalt des Padischah: Der erste Eunuche, der Groß-Vezier, der Mufti, Kämmerlinge, vornehme Hofbeamte mit Turbanen jeglicher Farbe und jeglicher Art von Kopf-

bedeckungen: kugelförmige, pyramidale, unförmliche, die sonderbarsten, die man sich denken kann, in überreich mit Stickerei bedeckten Brokat-Kaftanen, in Ueberwürfen aus blauer oder weißer Seide von Cachemirschärpen gehalten, in goldgeschmückten Westen, die Brust mit silbernen oder goldenen Platten bedeckt. In diesen pomphaften Kostümen, fürstliche Waffen tragend, stehen zwei lange Reihen seltsamer, glänzender Schreckbilder da und enthüllen uns in bewunderungswürdiger Weise das Wesen des alten osmanischen Hofes, so schamlos prächtig, so barbarisch stolz. Pagen folgen und tragen Pelzwerk, Turban, Schemel, Degen des Kaisers. Darauf kommen Wachen der Thore und Gärten, der Person des Herrn, weiße und schwarze Eunuchen, Götzen oder Hexenmeistern gleichend, glänzend und federngeschmückt, auf den Köpfen persische Hüte, Helme, purpurrothe Mützen, Turbane wie Halbmonde, Kegel oder verkehrte Pyramiden bildend, gleich einer Schaar Mörder und Henker mit Stahlruthen, Dolchen, Peitschen bewaffnet. Der eine sieht verachtungsvoll auf uns, ein anderer fletscht die Zähne, ein dritter lächelt mit einem Ausdruck satanischen Sarkasmus', bei einem vierten erschrecken uns blutdürstige Augen. Dann sehen wir das ganze Corps der Janitscharen mit ihrem heiligen Patron Emin, den eine weiße Tunika bekleidet, alle die Beamte der verschiedensten Symbole und den Verrichtungen der Küche, alle Uniformen des endlosen, frechen Heeres türkischer Würdenträger zur Zeit des Mahmud. Die eigenthümliche, kindische Seltsamkeit der

Kleidung bringt hier, mit dem Schrecken der Erinnerung vermischt, den Eindruck eines tollen Maskenballes hervor. Die zügellosesste Phantasie eines Malers könnte nie eine so wahnsinnige Verbindung fürstlicher, priesterlicher, bettler- und räuberhafter Gewandung zu Stande bringen.

Die „Wasserträger", die „Suppenbereiter", die „oberen Mundköche", die „Vorgesetzten der Küchenjungen", die mit besonderen Diensten vertrauten Soldaten folgen einander in langen Reihen, mit Schaumbesen und Löffeln in den Turbanen, mit Glöckchen an den Kleidern, mit Schläuchen und den berühmten Kesseln, die oft das Signal zu Empörungen gaben, mit großen Pelzmützen, in langen, faltenreichen Gewändern wie Zaubermäntel vom Nacken bis auf die Lenden fallend, mit breiten Gürteln, von großen Schnallen aus ciselirtem Metall geschlossen, mit riesigen Säbeln, hervorstehenden Krebsaugen, den Ausdruck des Spottes, der Drohung auf den Zügen. Zuletzt kommen noch die Stummen des Serail, die seidene Schnur in den Händen, Zwerge und Narren, burleske Kronen auf den Häuptern, mit den widrigen Zügen boshafter Kretins. Die alle diese Gestalten umschließenden großen Glasscheiben geben der Halle das Aussehen eines anatomischen Museums, eine Aehnlichkeit, welche, durch die leichenartigen Figuren gesteigert, oft so groß wird, daß wir schaudernd den Kopf abwenden. Wir glauben am Ende, einen Saal des alten Serail durchschritten zu haben, in dem ein Wuthgeschrei des Padischah den ganzen Hof erstarren machte, und wenn wir dann hinaustreten und auf

dem Ak-Meidan-Platz einen Pascha im schwarzen Rock und die als Zuaven gekleideten türkischen Soldaten sehen, oh, wie milde, wie liebenswürdig kommt uns die Türkei unserer Tage vor.

Auch von dort treibt es mich unwiderstehlich zu den Gräbern zurück und ich stehe bei den zahllosen Kaiserlichen Turbes, den türkischen Mausoleen, die, in der Stadt zerstreut, mir immer als eine der liebenswürdigsten Kundgebungen muselmännischer Kunst und Philosophie im Gedächtniß bleiben werden.

Durch das Vorzeigen eines Firman erreichten wir, daß uns mehrere geöffnet wurden. Zuerst die Turbe Mahmud's II., des Reformators, die, nicht weit vom Ak-Meidan-Platz, in einem von Rosen und Jasmin duftenden Gärtchen ruht. Das Mausoleum ist ein schöner sechsseitiger, kleiner Tempel aus weißem Marmor, den eine bleibekleidete Kuppel deckt, von jonischen Pfeilern getragen, durch sieben mit vergoldetem Gitterwerk versehene Fenster erleuchtet, von denen einige auf die Hauptstraßen Stambuls sehen; Basreliefs schmücken die inneren Wände, an denen auch seidene und Brocatteppiche hängen. In der Mitte erhebt sich der Sarkophag; schöne persische Shawls umhüllen denselben, und oben darauf liegt der Fez, das Emblem der Reformen, mit einem von Diamanten glänzenden Federbusch, während sich rings umher eine zierliche Balustrade zieht, die, reich in Perlmutter ausgelegt,

vier große silberne Kandelaber umschließt. Längs der Wände stehen die Särge von sieben Sultaninnen. Feingeflochtene Matten und bunte Teppiche liegen auf dem Pflaster. In einem silbernen Kästchen sieht man ein langes Ende aufgerollter feiner Leinewand, von der Hand Mahmud's mit ganz kleinen arabischen Buchstaben bedeckt. Als der Sultan nämlich vor seiner Thronbesteigung im alten Serail gefangen gehalten wurde, schrieb er auf diese Weise geduldig einen großen Theil des Korans ab und sterbend befahl er, diese Erinnerung an seine traurige Jugend auf sein Grab zu legen.

Von dem Innern der Turbe blickt man durch vergoldete Gitter in den grünen Garten und athmet Rosenduft, eine kräftige Beleuchtung erhellt den kleinen Tempel, das Geräusch der Stadt schallt wie durch ein offenes Portal herein, Frauen und Kinder treten auf der Straße an die Fenster, ein Gebet murmelnd. In dem Allen liegt etwas so Natürliches, so lieblich Sanftes, daß sich das Herz tief ergriffen fühlt. Es scheint, als ob nicht der Körper, sondern die Seele des Sultans innerhalb dieser Wände wohne, als ob er noch immer das vorübergehende Volk sehe und höre. Sterbend hat er nur seine Wohnung verändert und vom Kiosk des Serail einen nicht weniger lachenden bezogen; er ist mitten im Verkehr der Stadt, seinem Volke noch näher als sonst und zeigt ihm seinen glänzenden Federbusch wie damals, als er voll Leben und Ruhm nach der Moschee ging, für das Gedeihen des Reiches zu beten.

Dieser Turbe gleichen fast alle anderen, die des Achmed,

die des Bajazid, welche ihre Spitze gegen einen Ziegelstein lehnt, der aus dem gesammelten Staube der Pantoffeln und der Gewänder des Sultans zusammengesetzt worden ist, die des Soliman, die Selims III., Mustaphas, die der Sultanin Rosalinde. Alle Säulen sind aus weißem Marmor oder Porphyr, alle strahlen in Bernstein oder Perlmutter, in einigen fällt Regenwasser durch eine Oeffnung der Kuppel auf die Blumen und Gräser, die den mit Sammet oder Spitzen umhüllten Sarg umgeben, von den Gewölben hängen Straußeneier und vergoldete Lampen, die Gräber junger Prinzen erleuchtend, die rings um das Grabmal des Vaters stehen, und auf denen oft noch die Tücher liegen, mit denen man die Kinder oder Jünglinge erstickte, vielleicht um in den Gläubigen zu gleicher Zeit mit dem Mitleid für die armen Opfer auch das Bewußtsein für die verhängnißvolle Nothwendigkeit solcher Verbrechen zu erwecken.

Und ich erinnerte mich, daß, wie ich so immer eins nach dem andern die Bilder jener Todten sah, allmälig eine Empfindung meines Herzens und ein unklarer Gedanke der absoluten Herrschaft des Staates beistimmte; daß, indem ich bei jedem neuen Schritt, bei Fontainen, in Moscheen, in Turbes, immer die Verherrlichung eines einzigen Namens, die Weihe einer absoluten, über Alles stehenden Macht sah, ich mich derselben unbewußt unterwarf; daß, wie ich so lange durch den Schatten der Friedhöfe irrte und die Blicke und die Gedanken auf Gräber richtete, ich anfing, den Tod unter einem ganz neuen, fast heiteren Gesichtspunkt zu be-

trachten, eine innere Ruhe zu fühlen, der das Leben gleichgültig war und mich einer gewissen müssigen Philosophie, einem unbestimmten Umherschweifen des Geistes, einem neuen Zustand der Seele hinzugeben, in dem mir das größte Glück schien, die Zeit friedlich träumend zu verbringen und das Verhängniß sich ohne nutzlosen Eingriff vollenden zu lassen. Wenn dann in diesen heiteren, ruhigen Phantasien mir wieder das Leben unserer hastig erregten Städte, unsere dunklen Kirchen, unsere ummauerten, einsamen Kirchhöfe vor Augen traten, bemächtigte sich meiner ein plötzliches Gefühl der Langweile und der Abneigung.

Auch die Derwische ziehen unter den Bildern der letzten Tage an mir vorüber und zwar die Mewlewi-Derwische, die ein wohlbekanntes Tekke — türkisches Kloster — in Pera besitzen und den berühmtesten der zweiunddreißig verschiedenen Orden bilden. Ich ging dorthin in der Erwartung, glänzende Antlitze von Heiligen in der Verzückung paradiesischer Hallucinationen zu sehen, aber ich wurde sehr enttäuscht. Ach! auch in den Derwischen glüht die Flamme des Glaubens nur schwach. Der gerühmte göttliche Tanz schien mir eine kühle theatralische Vorstellung. Freilich ist es merkwürdig anzusehen, wie sie einer nach dem andern in die kreisförmige Moschee eintreten im weiten braunen Mantel, gesenkten Hauptes, die Arme verborgen, von einer barbarischen, monotonen, leisen Musik begleitet, die ganz dem Stöhnen

des Windes zwischen dem Cypressenhain des Friedhofes von Skutari gleicht und uns mit offenen Augen träumen läßt, wie sie dann rund umher gehen und sich paarweise vor dem Mihrab verneigen mit so majestätisch schmachtenden Bewegungen, daß in uns plötzlich ein Zweifel in Betreff ihres Geschlechtes laut wird. Es ist auch ein schöner Anblick, wenn sie nun mit einem Mal in lebhafter Geberde ihren Mantel abwerfen und Alle, ganz weiß gekleidet, in einem langen Rock von Wolle dastehen, die Arme in zärtlich liebevoller Haltung ausbreiten und mit zurückgeworfenen Köpfen die Drehungen beginnen, als gäben sie dem Drucke einer unsichtbaren Hand nach; wenn sie, immer in gleichen Entfernungen von einander, ohne um eine Linie von ihrem Platze abzuweichen, gleich Automaten auf einer Drehscheibe kreisen, so unsagbar leicht und schnell, die Augen halb geschlossen, die Röcke gebauscht; wie sie darauf Alle wie erschreckt durch eine übermenschliche Erscheinung zur Erde sinken, auf dem Boden liegend, das Gesicht auf das Pflaster gedrückt, den dumpfschallenden Ruf: Allah! ertönen lassen; wie sie endlich wieder sich neigen, sich die Hände küssen und sich an der Mauer entlang mit einem graciösen, halb gehenden, halb tanzenden Schritt im Kreise drehen. Aber die Ekstase, die Verzückung, die verklärten Züge, die so viele Reisenden fanden und beschrieben, sah ich nicht. Ich bemerkte nur leichte, unermüdliche Tänzer, die ihr Handwerk mit der größten Gleichgültigkeit betreiben, ich sah im Gegentheil unterdrücktes Lächeln. So beobachtete ich einen jungen Derwisch,

der gar nicht unzufrieden schien, von einer englischen Dame, die ihm gegenüber auf einer Tribüne saß, fixirt zu werden; so ertappte ich mehrere, welche die Hände ihrer Gefährten heimlich bissen, statt sie zu küssen, und von jenen durch Kneifen belohnt wurden. Oh, die Heuchler! Was mir am meisten Eindruck machte war, in allen diesen Männern von dem verschiedensten Alter und Aussehen eine anmuthige Eleganz der Bewegungen und der Haltung zu finden, um die sie viele unserer Salontänzerinnen beneiden könnten, und die gewiß eine eigenthümliche, im Bau des Körpers liegende Schönheit der orientalischen Race ist. Das fiel mir noch besonders an einem andern Tage auf, als es mir gelang, in eine Zelle des Klosters einzudringen und einen Derwisch zu sehen, wie er sich auf die Ausübung vorbereitete. Es war ein bartloser, großer, schlanker Jüngling mit weiblicher Physiognomie. Indem er sich in den Spiegel sah und sich dann lächelnd zu uns wandte, gürtete er das weiße Unterkleid um die Lenden, befühlte die schlanke Taille mit den Händen und legte sich eilig, aber geschickt und mit dem Auge des Künstlers alle Theile des Gewandes an, wie eine Dame ihrer Haarfrisur den letzten Strich mit den Fingern giebt, und wahrlich, von hinten gesehen mit der Schleppe, glich er ganz der Gestalt eines schönen Mädchens, welches zum Ball gekleidet, den Spiegel um sein Urtheil fragt. — — Und er war ein Mönch! Ja, „wunderbar, höchst wunderbar!“ wie Desdemona zu Othello sagte.

Aber die schönste der Erinnerungen jener letzten Tage ist die Aussicht vom Berge Tschamlidscha oder Bulghurlu bei Skutari. Von dort schickte ich der Stadt meine letzten Grüße, von dort genoß ich die letzte, die glänzendste aller großartigen Aussichten auf Konstantinopel. Bei Tagesanbruch und dunklem Wetter gingen wir nach Skutari. Als wir den Gipfel der Höhe erreichten, umhüllte uns Nebel, doch versprach der Himmel einen herrlichen Tag. Alle Schönheit unter uns lag noch verborgen. Es war ein eigenthümlicher Anblick, wie ein mächtiges graues Zelt den Bosporus, das goldene Horn, ganz Konstantinopel bedeckte, und wir unter diesem dichten Schleier nicht das Geringste sahen. Die große Stadt mit all ihren Vororten und Häfen schien verschwunden, nur der Gipfel unseres Berges ragte einer Insel gleich aus dem Nebelmeer. Wir schauten auf diese graue See und bildeten uns ein, zwei arme Pilger zu sein, die, fern aus dem Innern Kleinasiens vor der Morgendämmerung hier angekommen, den dichten Nebel sahen, ohne zu wissen, daß er die weite osmanische Metropole verhüllte. Es machte uns Freude, in der Phantasie das wachsende Gefühl des Staunens und der Bewunderung nachzuempfinden, das die Seelen jener Pilger durchzittern mußte, wenn sie allmälig beim Sonnenaufgang die wunderbare Stadt so unerwartet vor sich erscheinen sahen. Und, siehe, wirklich theilte sich der dicke Schleier zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen. Hier und da öffneten sich auf der weiten grauen Oberfläche inselhafte Einblicke in die Stadt, ein Archipelagus

im Nebel schwimmender Straßen; in weiten Entfernungen zeigten sich zerstreut die Höhen Skutaris und Peras, die sieben Gipfel der Hügel Stambuls, die hochgelegenen Vororte vom europäischen Ufer des Bosporus, unbestimmt schwankend die ferneren Vorstädte am goldenen Horn in der Richtung von Ejub und Haskjöi, zwanzig kleine Konstantinopel, alle rosenroth und luftig, überragt von zahllosen weißen, grünen, silbernen Punkten. Dann begann jedes Städtchen sich zu vergrößern, sich auszudehnen, sich gleichsam langsam aus dem Dunstkreise zu erheben; an allen Seiten kamen viele tausend Dächer, Kuppeln, Thürme, Minarets hervor, die sich in Eile drängten und an ihren Platz stellten, als wollten sie von der Sonne nicht in Unordnung überrascht werden. Schon lag ganz Skutari frei da, ihm gegenüber fast das ganze Stambul, am andern Ufer des goldenen Horns alle hochgelegenen Ortschaften von Galata an und auf der europäischen Seite Tophana, Dolmabagtsche und weiter, so weit das Auge reichte, Stadt an Stadt, mächtige Terrassen von Gebäuden und entfernte Flecken, alle von der schimmernden Morgenröthe mit den Farben der Koralle bekleidet. Noch immer jedoch lagen die Meere, das goldene Horn, der Bosporus verborgen, noch also würden die Pilger den Anblick nicht verstanden haben. Sie hätten denken können, die ungeheure Stadt sei über zwei tiefen, ewig in Nebel gehüllten Thälern erbaut, und sie würden sich gefragt haben, was in jenen beiden geheimnißvollen Abgründen verborgen sein möchte. Aber, siehe, wenige Augenblicke noch: das Grau

der letzten Nebeldecke hellt sich auf — bläulicher Schimmer — Glanz — es ist Wasser — eine Rhede — die See — zwei Meere! Ganz Konstantinopel ist da, getaucht in einen Ocean des Lichts, azurblau und grün scheint es vor einer Stunde erst geschaffen. Ach, wenn man auch schon von tausend anderen Höhen jene Schönheit bewundert, wenn man auch alle Einzelheiten derselben längst durchforscht und schon tausendmal Entzücken und Staunen ausgedrückt hat, hier muß man doch mit Jubelrufen die Hände erheben! Kommt dann der Gedanke, daß in wenig Tagen dies Alles unseren Augen entschwunden sein wird, um nur eine unbestimmte Erinnerung zu bleiben, daß jener Nebelschleier sich nie wieder heben kann, daß dies der Augenblick ist, das letzte Lebewohl zu sprechen, dann — ja, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll — dann glaubt man, in die Verbannung zu gehen, der Horizont unseres Lebens wird dunkel. — —

Doch sogar in Konstantinopel erfaßte uns in den letzten Tagen die Langweile des Ueberdrusses. Der ermüdete Geist stieß neue Eindrücke von sich ab. Wir überschritten die Brücke, ohne uns umzusehen. Alle Gegenstände schienen nur eine Farbe zu tragen. Wir streiften gähnend, ziellos wie losgelassene Vagabonden umher. Ganze Stunden saßen wir vor einem türkischen Caffeehause, die Augen auf die Pflastersteine gerichtet, oder schauten vom Fenster des Wirthshauses den Katzen auf den gegenüberliegenden Dächern zu. Wir waren des Orients überdrüssig, wir fühlten ein sehnendes Bedürfniß nach Sammlung und Arbeit. Dazu

kam, daß es zwei Tage lang regnete: Konstantinopel verwandelte sich in einen ungeheuren Sumpf und wurde ganz grau. Das füllte das Maaß. Wir wurden böser Laune, schalten auf die Stadt, thaten unverschämt, zeigten uns voller Ansprüche und voll europäischen Hochmuths! Ja, wir kamen sogar so weit, daß wir uns des Tages freuten, als wir das Comptoir des österreichischen Lloyd mit zwei Einschiffungsbillets nach Varna und der Donau verließen. Aber ein schwarzer Punkt der Trauer war bei der Ungeduld der Abreise, die Trennung von all den guten Freunden in Pera, mit denen wir die letzten Abende so glücklich, so voll herzlicher Zuneigung verlebten. Wie schmerzlich es doch ist, immer Lebewohl sagen zu müssen, immer Bande zu zerreißen und überall ein Stück des Herzens zu lassen. Ach, daß es nirgends auf der Welt einen Zauberstock giebt, mit dem ich eines Tages zu einer bestimmten Stunde alle meine Freunde aus den verschiedensten Gegenden der Erde um einen gedeckten Tisch sammeln könnte! Dich Santoro aus Konstantinopel, Selam von Afrika, Dich Ten Brink von den Dünen Hollands, Dich Saavedra vom Tajo, um Euch zuzurufen, daß ich Eurer in Liebe gedenke! Ach, der Zauberstab findet sich nicht, und inzwischen verrinnen die Jahre und die Hoffnung verschwindet.

15.

Die Türken. Die abgeschlossene Ruhe ihrer Manieren. Aeußere Erscheinung. Der „Kief". Was der Türke nicht begreift. Warum er den Europäer verachtet. Was er „Civilisation" nennt. Charaktereigenschaften. Unterhaltung. Er bleibt was er ist.

Ehe ich das österreichische Schiff besteige, welches Galata gegenüber im goldenen Horn dampft, bereit zur Abreise nach dem schwarzen Meer, will ich noch, ganz bescheiden, wie es einem armen Reisenden zukommt, einige allgemeine Bemerkungen als Antwort geben auf die Frage: „Was hältst Du von dem Charakter der Türken?" — ganz spontane Bemerkungen, Beobachtungen, ohne jegliche Rücksicht auf gegenwärtige Ereignisse, nur den Erinnerungen jener Tage entnommen. Bei der Frage: „Wie sind Dir denn die Türken vorgekommen?" wird mir vor Allem wieder der Eindruck lebendig, den am ersten wie am letzten Tage die äußere Erscheinung der männlichen Bevölkerung Stambuls auf mich machte. Ganz von der Verschiedenheit der physischen Formen abgesehen, ist er völlig anders als der Eindruck, den die Einwohner irgend einer europäischen Stadt hervorbringen. Man meint, ein Volk zu sehen — ich weiß nicht recht, wie ich meine Idee am besten ausdrücken soll —

deſſen einzelne Individuen Alle beſtändig daſſelbe denken. Vielleicht mag ein Fremder aus dem mittleren Europa, der die Bewohner nordiſcher Städte beobachtet, dort daſſelbe meinen; die Sache iſt aber doch ſehr verſchieden. Die Nordländer zeigen den Ernſt, die Sammlung von Menſchen, welche mit ihren Angelegenheiten beſchäftigt ſind, die Türken ſehen aus, als ob ſie über ganz ferne, unbeſtimmte Dinge nachſinnen. Alle ſcheinen Philoſophen, die ſich in eine Idee verſenken, oder Nachtwandler, die umhergehen, ohne ſich des Ortes, wo ſie ſind, und der ſie umgebenden Dinge bewußt zu ſein. Alle blicken gerade aus, weit in die Ferne, wie Jemand, deſſen Auge an einen unbegrenzten Horizont gewöhnt iſt, und immer liegt in ihrem Auge, in ihrem Munde ein Ausdruck ernſter Trauer, wie bei Jemandem, der in ſich gekehrt, abgeſchloſſen lebt. Bei ihnen Allen findet ſich derſelbe Ernſt, dieſelbe Ruhe der Manieren, dieſelbe Zurückhaltung in der Sprache, in den Geſten. Alle, vom Paſcha bis zum Krämer, ſcheinen gleich erzogen zu ſein und als Herren mit einer ariſtokratiſchen Würde aufzutreten, in die ſie ſich ſo einzuhüllen verſtehen, daß man ohne den Unterſchied der Kleidung nicht an die Exiſtenz einer Plebs in Stambul glauben würde. Faſt Alle haben kalte Züge, die durchaus Nichts von der Seele und den Gedanken verrathen. Sehr ſelten findet man die bei uns ſo häufigen offenen Phyſiognomien, die der Spiegel einer liebenswürdigen, leidenſchaftlichen oder wunderlichen Gemüthsart ſind und uns ihren Eigenthümer ſchnell und unfehlbar beurtheilen laſſen. Hier iſt jedes Ge-

ſicht ein Räthſel, der Blick fragt aber antwortet nicht, der Mund verräth keine Bewegung des Herzens. Es iſt gar nicht zu ſagen, wie die Seele eines Fremden ſich durch dieſe ſtummen Züge, dieſes kühle Weſen, dieſe Gleichförmigkeit ſtatuenhafter Haltung, dieſe ſtarren, nichtsſagenden Blicke, beängſtigt fühlt! Man möchte zuweilen laut in die Menge rufen: „Erwacht doch, ſchüttelt Euch einmal! Sagt uns, wer Ihr ſeid, was Ihr denkt, was Ihr mit dieſen gläſernen Augen da immer in der Luft vor Euch ſeht!“

Das Ganze iſt ſo ſeltſam, daß man es kaum als natürlich annehmen kann, ſondern dies Auftreten entweder für Verſtellung oder für eine vorübergehende Wirkung einer moraliſchen Krankheit halten möchte, der alle Muſelmänner Konſtantinopels anheimgefallen. Doch zeigt ſich bald in dieſer Gleichförmigkeit der Manieren und der Haltung eine bemerkenswerthe Verſchiedenheit zwiſchen zwei Theilen der Bevölkerung. Die urſprünglich ſchönen und kräftigen Züge der türkiſchen Race ſind nur in den unteren Volksclaſſen unverändert geblieben, die aus Nothwendigkeit oder religiöſem Gefühl die Mäßigkeit des Lebens ihrer Vorfahren bewahrt haben. Hier ſehen wir noch kräftige, magere Körper, wohlgeformte Köpfe, gebogene Naſen, lebhafte Augen, vorſtehende ſtarke Knochen, kühne, ausgeprägte Formen. Die Türken der höheren Claſſen hingegen, in denen ſeit langen Jahren größere Verdorbenheit der Sitten herrſcht und mehr Miſchungen mit fremdem Blut vorkommen, haben meiſtens fette, weiche Körper, kleine Köpfe, glanzloſe Augen, hängende

Lippen. Diesem physischen Unterschiede entspricht auch der moralische, der zwischen dem wahren, alten Türken und dem zweideutigen farb- und geschmacklosen Wesen ist, das sich reformirter Türke nennt. Daher wird es auch sehr schwer, das türkische Volk zu studieren. Den Theil desselben, welcher den wirklich nationalen Character bewahrt, kann man weder recht kennen lernen noch verstehen, und der andere Theil, mit dem wir leicht verkehren und den wir beobachten können, ist kein treues Abbild der Gemüthsart und des Denkens seiner Nation. Doch selbst die Tünche europäischer Civilisation hat auch dem vornehmen Türken nicht den vorhin erwähnten traurigen Ernst genommen, den wir eben so gut beim niederen Volk beobachten und der, vielleicht weniger in dem Individuum, als in der Allgemeinheit der Bevölkerung einen unleugbar günstigen Eindruck macht. In der That, nach dem Schein geurtheilt, würde man die Bevölkerung Konstantinopels für die höflichste und ehrlichste Europas halten müssen. Nie, selbst nicht in den einsamsten Straßen Stambuls kommt es vor, daß ein Fremder beschimpft wird; derselbe kann sogar während des Gebetes die Moscheen besuchen und viel sicherer sein, dort geachtet zu werden, wie es ein Türke wäre, der unsere Kirchen besuchen wollte; nie trifft ihn aus der Menge ein frecher, nicht einmal ein neugieriger Blick; selten hört man Zank auf der Straße oder Scheltreden in den Läden; der Markt ist kaum weniger würdevoll als die Moschee; überall herrscht eine große Sparsamkeit mit Worten und Gesten, da kommt kein Singen,

kein lautes Lachen, kein plebejisches Schreien, kein läſtiges Gedränge vor; Geſichter, Hände, Füße ſind rein; einen wirklichen Pöbel giebt es nicht in Konſtantinopel, ſondern alle ſocialen Claſſen ſtehen einander mit allgemeiner, gegenſeitiger Achtung gegenüber.

Aber Alles iſt nur Schein. Die Ruhe verdeckt den Müſſiggang, die Würde dient dem Hochmuth zur Maske, die ernſte Gelaſſenheit der Züge, ſcheinbar Zeichen tiefen Denkens, verbirgt moraliſche Geiſtesträgheit, und die ſcheinbar bürgerliche Mäßigung des Lebens iſt nichts weiter als der Mangel wahren friſchen Lebens. Die Natur, die Philoſophie, das ganze Daſein dieſes Volkes bezeichnet ein beſonderer körperlicher und geiſtiger Zuſtand, der „Kief“ genannt wird und ihm die höchſte aller Wonnen bedeutet. Wenn ein Türke mäßig gegeſſen, einen Becher friſchen Quellwaſſers getrunken, ſeine Gebete geſagt hat, wenn ſein Körper ihn nicht beläſtigt und ſein Gewiſſen ruhig iſt, wenn er dann im Schatten eines Baumes ſo ſitzt, daß ſein Blick einen weiten Horizont umfaſſen kann, wenn er, während das Auge dem Fluge der Tauben auf dem tiefer liegenden Kirchhofe, den fernen Schiffen, den nahen Inſecten, den Wolken des Himmels und dem kräuſelnden Dampfe ſeines Nargileh folgt, unbeſtimmt an Gott, an den Tod, an die Eitelkeit irdiſcher Güter und an die Süßigkeit der ewigen Ruhe eines andern Lebens denkt: das iſt „Kief“. Ein unthätiger Zuſchauer des großen Welttheaters ſein: das iſt der Ehrgeiz eines Türken. Dazu treibt ihn ſeine alte nachdenkende, langſame

Hirtennatur, seine Religion, welche die Thatkraft des Menschen bindet, indem sie Alles Gott überläßt, die Tradition eines Soldaten des Islam, für den es nur die einzig große, die einzig nothwendige That giebt, für den eigenen Glauben zu kämpfen und zu siegen, der nach beendigter Schlacht jegliche Pflicht erfüllt hat. Alles ist für ihn Verhängniß, der Mensch ein bloßes Werkzeug in den Händen der Vorsehung, die Erde eine Karavanserei; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er hindurchgehe, bete und Gottes Werke bewundere, — lassen wir also Gott machen, lassen wir das fallen, was fällt, vergehen was vergehen muß, wir wollen uns nicht nutzlos anstrengen, zu erneuern oder zu bewahren. So ist denn sein größtes Verlangen Ruhe und sorgfältig bewahrt er sich vor allen Erregungen, welche die friedliche Harmonie seines Lebens beunruhigen könnten. Daher kennt er weder Wissensdurst noch Goldgier, weder Reiselust noch die unbestimmten, unbefriedigten Leidenschaften der Liebe oder des Ehrgeizes. Dieses vollständige Fehlen so mancher geistigen und körperlichen Bedürfnisse, um deren Befriedigung wir in beständiger Arbeit kämpfen, macht, daß er bei uns nicht einmal den Grund dieser Anstrengung begreift. Er sieht dieselbe nur wie eine krankhafte Verirrung unseres Geistes an. Da ihm die friedliche Ruhe, die er schon ohne Mühe genießt, nothwendig als letztes Ziel jeder Anstrengung vorsteht, hält er es für unendlich weiser und nützlicher, sich nicht aus dieser Ruhe aufstören zu lassen. Die große körperliche und geistige Arbeit europäischer Völker scheint ihm

kindische Qual, denn er sieht keine Wirkung dieser Anstrengung in einem größeren Besitz der stillen Glückseligkeit, welche ihm als die ideale gilt. Weil er nicht arbeitet, hat er keinen Begriff für den Werth der Zeit und ist folglich nicht im Stande, solche Erfindungen des Geistes zu würdigen oder zu ersehnen, die Leben und Gang der Menschheit beschleunigen. Er begreift den Nutzen einer Eisenbahn nicht, wenn diese nicht nach einer Stadt führt, wo man glücklicher leben kann, als in der Heimath. Sein fatalistischer Glaube, der ihm Zukunftsgedanken unnöthig erscheinen läßt, ist auch die Ursache, daß er nur das schätzt, was ihm einen sicheren, unmittelbaren Genuß verschafft. Darum nennt er den Europäer, der vorhersieht und sich vorbereitet, der das Fundament eines Gebäudes legt, dessen Vollendung er nicht sehen wird, der seine Kräfte verzehrt, der seinen Frieden einem zweifelhaften, fernen Ziele opfert, nur einen Träumer. Darum bezeichnet er unsere Race als ein leichtsinniges, entartetes, anmaßendes, jämmerliches Geschlecht, dessen einziges Verdienst eine hochmüthige Wissenschaft irdischer Dinge ist, die er verachtet, sofern er sich dieselbe nicht auch zu Nutzen macht, um nicht von ihr erdrückt zu werden.

Er verachtet uns. Das, meine ich, ist das herrschende Gefühl, das wir Europäer den wahren Türken, also der großen Mehrheit der Nation, einflößen. Diese Behauptung läßt sich verneinen oder man kann vorgeben, ihr keinen Glauben zu schenken, aber Jeder, der lange oder kurze Zeit

mit den Türken gelebt hat, muß die Wahrheit derselben fühlen. Diese Verachtung hat mancherlei Gründe, unter denen der wichtigste die Thatsache ist, daß sie seit vier Jahrhunderten, obgleich verhältnißmäßig gering an Zahl, einen großen Theil Europas beherrschen, dessen Bewohner einen anderen Glauben wie sie haben, und daß sie sich dort trotz allem, was geschehen ist und noch geschieht, behaupten. Eine kleine Minderheit der Nation nur findet die Ursache dieser Thatsache in der Eifersucht oder den Zwistigkeiten der europäischen Staaten, der größere Theil sieht sie vielmehr in dem Uebergewicht der eigenen Kraft und unserer Erniedrigung. Das aber weiß jeder Türke im Volke: ein islamitisches Europa würde die Beleidigung christlicher Eroberung von den Dardanellen zur Donau nicht geduldet haben oder dulden. Dem Rühmen mit unserer Civilisation halten sie die Thatsache ihrer Herrschaft entgegen. Stolzen Sinnes und in diesem Stolze dadurch bestärkt, daß ihnen beständig im Namen Gottes gesagt wird, sie gehörten einer erobernden Race an, die nur zum Kriege, nicht zur Arbeit geboren sei, die im Gegentheil von der Arbeit der Besiegten leben solle, begreifen sie gar nicht einmal, wie die ihrer Macht unterworfenen Völker irgend ein Recht auf bürgerliche Gleichstellung beanspruchen können. Für sie ist die Eroberung Europas die Vollziehung eines göttlichen Willens gewesen, des Gottes, der sie als Zeichen des Vorzugs mit irdischer Herrschaft bekleidete, und die Thatsache, daß sie sich trotz aller feindlichen Mächte erhalten, ist ihnen ein unwiderstehlicher

Beweis ihres göttlichen Rechtes und zu gleicher Zeit ein glänzendes Beispiel für die Wahrheit ihres Glaubens. Alle Gründe der Civilisation, des Rechtes, der Gleichheit sind werthlos diesem Gefühl gegenüber. Die Civilisation betrachten sie nur als feindliche Gewalt, die sie allmälig durch Verrath ohne Kampf entwaffnen möchte, um sie wie ihre Unterthanen zu erniedrigen und sie ihrer Herrschaft zu entkleiden. Wenn sie diese Civilisation daher als eitel verachten, fürchten sie dieselbe zu gleicher Zeit als Feindin, und weil sie nun doch nicht mit Gewalt zurückgedrängt werden kann, setzen sie ihr den unbesiegbaren Widerstand ihrer Trägheit entgegen. Sie begreifen, daß, wenn sie sich ändern, sich civilisiren, sie sich ihren Unterthanen gleich machen, daß sie dann mit diesen an Geist, an Studium, an Arbeit wetteifern und eine neue Herrschaft erstreben müssen, um die mit dem Schwerte gemachte Eroberung durch die Kraft des Geistes zu behaupten — und dem widerstrebt außer ihrem materiellen Interesse ihre religiöse Verachtung für die Ungläubigen, ihr militärischer Hochmuth, ihre ihnen zur zweiten Natur gewordene Indolenz, ihr ganzer Charakter, dem jede antreibende Fähigkeit fehlt und der in dem starren Festhalten an ihre fünf traditionellen, das intellectuelle Erbe der Nation bildenden Ideen, völlig befangen ist.

Andererseits sehen sie in jener socialen Classe, die ihrer Meinung nach europäische Civilisation repräsentirt und die ihren Augen den Zustand zeigt, zu dem Europa alle Türken bringen möchte, in ihren Brüdern mit Handschuhen und

Ueberrock also, die französisch stammeln und nicht in die Moschee gehen, nur ein Beispiel, das sie unmöglich überzeugen kann.

Darin stimmen fast Alle überein: der neue Türke kommt dem alten lange nicht gleich. Der Erstere hat wohl unsere Kleidung, unsere Bequemlichkeiten, unsere Laster, unsere Eitelkeiten, aber bis jetzt weder unser Fühlen noch unser Denken angenommen und hat in dieser halben Umänderung auch das Gute verloren, das in der ursprünglichen Natur des Osmanen liegt. Der alte Türke sieht als einzige Frucht jener Civilisation nur eine zahllose, müssige, räuberische, seine nationalen Traditionen verachtende Beamtenwelt und eine verdorbene, schamlose jeunesse dorée, die ihm für die Zukunft noch Schlechteres verheißt. Sich wie diese kleiden, wie diese leben heißt in der Meinung des Türken Civilisation, und alle Sitten, alle Gebräuche, die nicht allein das Gewissen des Mohamedaners, sondern auch dasjenige jedes rechtlichen Mannes verdammt, bezeichnet er als Art des Franken. Daher betrachtet er die civilisirten Osmanen als gesunkene, verrätherische Menschen, mißtraut jeder Neuerung und widersteht derselben schon, weil sie ihm von jener Seite kommt. Jede europäische Einrichtung gilt ihm als ein Attentat gegen seinen Charakter und seine Interessen. Die Regierung ist revolutionär, das Volk conservativ; der Same neuer Ideen fällt auf ein trockenes, steinigtes Terrain, das die befruchtende Nässe versagt, die lenkende, herrschende Hand faßt wohl den Griff des kreisenden Schwertes, aber die Klinge desselben ist lose.

Dies ist der Grund, daß alle reformatorischen Versuche der letzten funfzig Jahre kaum die Nation berühren konnten. Die Namen der Dinge nur haben sich geändert. Das Wenige, was geschehen ist, mußte mit Gewalt durchgeführt werden, und diesem Wenigen schreibt das Volk die wachsende Kühnheit der Ungläubigen, die Verderbtheit im Innern des Reiches, kurz jedes nationale Unglück zu. Warum sollen wir unsere Einrichtungen ändern, fragt es sich, wenn wir doch mit denselben Jahrhunderte lang gesiegt und geherrscht haben? Der Organismus, das Leben, die Traditionen des türkischen Volkes sind immer noch diejenigen eines siegreichen Heeres, das sein Feldlager in Europa aufgeschlagen hat; es genießt dessen Privilegien, dessen Müssiggang und fühlt dessen Stolz, und gleich allen Heeren zieht es eine Disciplin des Schwertes, die ihm eine Uebermacht über Besiegte verleiht, einer sanfteren Ordnung vor, welche ihm Zügel anlegt. Hoffen zu wollen, daß dieser seit Jahrhunderten dauernde Zustand der Dinge sich in wenig Jahren ändern werde, ist eine Unmöglichkeit. Die leichte Avant-Garde der Civilisation mag so schnell sie will voraneilen, das Gros der Armee in schwerer, mittelalterlicher Rüstung bewegt sich kaum und folgt ganz langsamen Schrittes von Weitem.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Thatsachen, die staunendes Entsetzen in uns erregen, der jüngsten Vergangenheit angehören. Ein blinder Despotismus, Janitscharen, ein mit abgeschnittenen Köpfen umgebener Serail, der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Osmanen haben kaum aufgehört zu

existiren; noch vor Kurzem wurden alle Rajas wie unreine Wesen betrachtet und behandelt, noch vor Kurzem fränkische Gesandte vor den Thüren des Thronsaales gespeist und gekleidet, um die jämmerliche Armuth der Ungläubigen im Angesichte des Großfürsten symbolisch darzustellen. In Bezug auf diese Thatsache der Unveränderlichkeit türkischer Art sind auch wohl die meisten Europäer mit den Türken selbst einig.

Ganz verschieden bleiben jedoch die Ansichten von den individuellen Charaktereigenschaften des Türken, und daher hält es für den Fremden sehr schwer, sich hier ein eigenes Urtheil zu bilden. Die Rajas sprechen darüber mit dem natürlichen Haß der Unterdrückten, während man von den freien Europäern der Colonie, die weder Ursache zum Haß noch zur Furcht, im Gegentheil viel Grund haben, mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge zufrieden zu sein, übertrieben günstige Urtheile hört. Die meisten stimmen darin überein, den Türken redlich, freimüthig, treu und wahrhaft religiös zu nennen. Wenn man ihnen aber die Bewahrung ihres religiösen Gefühles als besonderes Verdienst anrechnet, muß man nicht vergessen, daß die Religion, in der sie treu beharren, sich keiner ihrer Neigungen und keinem ihrer Interessen widersetzt, daß dieselbe im Gegentheil ihrer sinnlichen Natur schmeichelt, ihre Unthätigkeit rechtfertigt, ihre Herrschaft heiligt. So hält denn der Türke an seiner Religion fest, weil er fühlt, daß seine Nationalität in seinem Dogma, sein Geschick in seinem Glauben liegt. Was nun seine Rechtlichkeit anbetrifft, so werden als Beleg manche

vereinzelte individuelle Thatsachen angeführt, die man auch unter dem verdorbensten europäischen Volke findet. In der Redlichkeit jedoch, welche der Türke beim Handel und Verkehr mit Christen zeigt, liegt auch ein gut Theil Prahlerei, denn aus Stolz thut er oft, was er nicht aus Gewissenhaftigkeit thut, er will eben solchen Leuten nicht wenig gelten, denen er an Race und moralischem Werth weit voransteht. Aus diesem Gefühl entspringen ebenfalls die schätzbaren Eigenschaften der Freimüthigkeit und der Würde, die er wohl kaum bewahrt haben möchte, wenn sein Volk in der Lage der Unterworfenen wäre. Doch wollen wir ihm nicht das Lob der Wohlthätigkeit abstreiten, der einzige Balsam seines schlecht geordneten Gemeinwesens, obwohl dieselbe wieder Trägheit ermuthigt und Leiden vermehrt, auch nicht andere edlere Gefühle der Seele, wie seine Dankbarkeit für die geringsten Wohlthaten, seinen frommen Cultus der Gestorbenen, seine gastfreundliche Höflichkeit. Schön ist seine Meinung von dem Gleichstehen aller socialen Classen. Eine gewisse ernste Mäßigung zeigt sich in unzähligen weisen Sprichwörtern; eine patriarchalische Einfachheit, eine unbestimmte Sehnsucht nach Einsamkeit, eine Neigung zur Schwermuth schließt Gemeinheit und lästige Traurigkeit aus.

Uebrigens schwimmen alle diese Eigenschaften sozusagen nur auf der Oberfläche seiner Seele in der ungestörten Ruhe des täglichen Lebens, darunter schlummert seine wilde asiatische Natur, sein Fanatismus, die Wuth des Soldaten, die Heftigkeit des Barbaren, die, gereizt, plötzlich hervor-

brechen können, um einen ganz andern Charakter zu zeigen. Die Redensart, daß ein Türke sehr sanft ist, wenn er nicht gerade Köpfe abschneidet, hat ihren tiefen Sinn. Die indolente Weichlichkeit des täglichen Lebens hält die angeborene Leidenschaftlichkeit des rohen Tartaren für gewöhnlich im Zaum, um sich derselben nöthigenfalls zu bedienen. Der kriegerische, religiöse Eifer wird in ihm weder durch Zweifel noch durch neue Ideen gedämpft, er ist eine immer bereite Klinge, auf der nur der Name eines Gottes und eines Herrschers geschrieben steht.

Das sociale Leben hat den rohen Bewohner der Steppe wenig veredeln können. Geistig lebt er in der Stadt noch fast wie in seinem Stamm, inmitten der Menschen einsam mit seinen Gedanken. Eine wirkliche Geselligkeit existirt ja auch gar nicht bei ihnen. Das Leben der beiden Geschlechter gleicht zwei parallel laufenden Strömen, deren Wasser sich nicht anders vermischen als zuweilen durch unterirdische Röhrchen. Die Männer kommen wohl zusammen aber ohne innige Vertrautheit, sie nähern sich einander, ohne sich zu verbinden, jeder zieht, statt sein Herz mittheilsam zu öffnen, das vor, was ein großer Dichter wunderbar treffend als „stille Vegetation der Ideen" definirte. Unsere wechselnde, leichte Conversation, die scherzt, discutirt, belehrt, amüsirt, unser Bedürfniß, Gefühle und Gedanken zu geben und zu empfangen, die wechselseitige Verknüpfung unseres Daseins, in der der Geist sich bildet, das Herz sich erwärmt, kennen sehr wenige Türken. Ihre Unterhaltungen bleiben immer

an der Erde kleben, handeln meistens nur von den nothwendigsten Dingen. Die Liebe ist ausgeschlossen, die Literatur gehört einem sehr kleinen, privilegirten Kreise an, die Wissenschaft ist unbekanntes Terrain, die Politik beschränkt sich meistens auf eine bloße Namensfrage, Geschäfte beanspruchen nur den kleinsten Theil des Lebens. Von der Discussion über abstracte Dinge wendet sich das ganze Wesen ihres Verstandes ab. Nur was sie sehen oder berühren, vermögen sie völlig zu begreifen, das beweist ihre Sprache selbst, die so wenig zur Bezeichnung eines abstracten Begriffes ausreicht, daß wohlunterrichtete Türken oft gezwungen sind, ihre Zuflucht zur arabischen, persischen oder einer europäischen Sprache zu nehmen. Sie fühlen meist gar nicht das Bedürfniß, das zu verstehen, was außerhalb ihrer Wünsche oder ihres Lebenskreises liegt. Der Perser erforscht alle Dinge weit tiefer, der Araber ist neugieriger, der Türke setzt die äußerste Gleichgültigkeit allem Unbekannten entgegen. Weil er keine Ideen auszutauschen wünscht, sucht er auch nicht die Gesellschaft der Europäer, er liebt weder sie selbst, noch ihre endlosen, feinen Discussionen. Wahre Vertraulichkeit kann nie zwischen ihnen stattfinden, denn der Türke wird vor dem Christen stets einen Theil seiner intimsten Beziehungen, sein Haus, seine Freuden und besonders auch das unbesiegbare Gefühl des Mißtrauens verbergen, das er dem Franken entgegenbringt, während er den Armenier duldet, den Juden verachtet, den Griechen haßt. Er erträgt diese Fremdlinge alle wie ein großes Thier, das Myriaden

Fliegen auf seinem riesigen Rücken spazieren läßt, aber dieselben, wenn sie ihm ins Gesicht fliegen wollen, mit einem gewaltigen Schwanzschlag verjagen kann. Er läßt sie thun, was sie wollen, sich in alle Dinge um ihn mischen, bedient sich der nützlichen Europäer, nimmt die materiellen Vortheile an, deren augenblicklichen Nutzen er nicht verkennt, hört, ohne mit der Wimper zu zucken, die ihm ertheilten Lectionen in Civilisation, ändert Gesetze, Moden, Gebräuche, lernt unsere philosophischen Sentenzen correct wiederholen, läßt sich verkleiden, maskiren, aber — im Innern bleibt er immer unveränderlich, unbesiegbar derselbe.

Doch widerstrebt es der Vernunft, wirklich zu glauben, daß die langsame, beständige Arbeit der Civilisation nicht in einer unbestimmten Periode auch einen Funken neuen Lebens diesem gigantischen asiatischen Soldaten einflößen könne, der zwischen zwei Continenten schlummert und nur erwacht, um das Schwert zu schwingen. Betrachtet man dann aber die erzwungenen Thatsachen, die bis jetzt erlangten Früchte, so scheint diese zukünftige Zeit dem Geiste so fern gegenüber den Bedürfnissen und der Ungeduld der christlichen Bevölkerung des Orients, daß die Hoffnung sehr thöricht wird, die innere, Europa schon so lange beunruhigende Frage könnte durch die fortschreitende Bildung des türkischen Volkes gelöst werden.

Diese Meinung habe ich mir wenigstens während meines kurzen Aufenthaltes in Konstantinopel gebildet. Und wie kann denn diese Frage gelöst werden? Ach, meine Herren,

da fühle ich mich nun wirklich nicht verpflichtet zu antworten, denn das dürfte ich ja gar nicht, ohne den Schein auf mich zu laden, als wollte ich Europa Rathschläge ertheilen, und das verbietet meine Bescheidenheit ganz entschieden. Und außerdem — ich habe ja schon gesagt, daß im goldenen Horn, Galata gerade gegenüber, ein österreichisches Schiff dampft, bereit nach dem Schwarzen Meer abzugehen, und der Leser weiß sehr wohl, welchen Weg dieses Schiff zu nehmen hat.

16.

Der Bosporus. Abschiedsgruß. Die Schönheit des Bosporus. Ortschaften an beiden Ufern. Leben und Getreibe an den Landungsplätzen. Geschichtliche und mythische Erinnerungen. Uebersättigung. Die Menge der verschiedenen Fahrzeuge. Der höchste Grad der Schönheit. Nähe des Meeres. Erwachen aus herrlichem Traum.

Kaum waren wir an Bord gegangen, als wir schon meinten, einen grauen Schleier über Konstantinopel sinken zu sehen, auf dem sich die Höhen Mährens und Ungarns und die Alpen Nieder-Oesterreichs abzeichneten. Stets findet ein so schneller Scenenwechsel statt, wenn man auf einem Schiffe den Gesichtern begegnet und die Sprache des Landes hört, wohin man sich begeben will. Uns umgiebt ein Kreis deutscher Physiognomien, die uns bereits die ganze Kälte und Langweile des Nordens vorempfinden lassen. Unsere Freunde haben Abschied genommen, nur ihre weißen Taschentücher flattern noch von einem entfernten Nachen zwischen zahllosen schwarzen Barken grade dem Zollamt gegenüber. Wir befinden uns genau auf derselben Stelle, wo unser sicilianisches Schiff am Tage der Ankunft lag. Es ist ein schöner, heiterer, warmer Herbstabend. Nie

erschien uns Konstantinopel so groß, so lachend. Zum letzten Male versuchen wir, unserem Geist die mächtigen Contouren, die schwankenden Farben der Zauberstadt einzuprägen, und zum letzten Male senkt sich der Blick tief in das goldene Horn, das ihm bald für immer verschwinden wird. Nun sind auch die weißen Tücher unsichtbar geworden. Das Fahrzeug bewegt sich, Alles scheint eine andere Lage zu bekommen. Skutari drängt sich vor, Stambul tritt zurück, Galata dreht sich um, uns abreisen zu sehen. Ein Lebewohl dem goldenen Horn! Eine Biegung des Schiffes raubt uns die Vorstadt Kassim-Pascha, eine zweite Ejub, eine andere den sechsten Hügel Stambuls; nun verschwindet der fünfte, der vierte verhüllt sich, der dritte, der zweite sind dahin, nur der Hügel des Serail ragt noch hoch und wird uns, dem Himmel sei Dank, noch eine Zeit lang treu bleiben. Schnell geht es weiter, jetzt schon mitten im Bosporus, vorüber an Tophana, an Fyndykly, an der weißen, zierlich gemeißelten Façade des Palastes Dolmabagtsche; zum letzten Male breitet Skutari das Amphitheater seiner Gärten und Villen vor uns aus. Lebe wohl, Konstantinopel! Geliebte, mächtige Stadt, Traum meiner Kindheit, Sehnsucht meiner Jugend, unauslöschliche Erinnerung meines Lebens! Lebe wohl, du schöne, unsterbliche Königin des Orients! Möge die Zeit dein Schicksal wenden, ohne deine Schönheit zu beleidigen, mögen dich meine Söhne einst schauen mit demselben jugendlichen Enthusiasmus, mit dem ich dich schaute und dich verlasse!

Die Wehmuth des Abschieds dauerte jedoch nur wenige Augenblicke, weil ein anderes, noch größeres, schöneres, anmuthigeres Konstantinopel, wie das, von dem ich mich am goldenen Horn trennte, auf den herrlichsten Ufern der Erde in einer Länge von siebenundzwanzigtausend Metern vor mir sich ausbreitete.

Das erste Dorf links auf europäischem Ufer des Bosporus ist Beschiktasch, eigentlich eine große Vorstadt Konstantinopels, das zu Füßen eines Hügels um einen kleinen Hafen liegt. Hinter demselben öffnet sich ein liebliches Thal, und zwischen den Häusern beschattet eine Platanengruppe das Grab des berühmten Korsaren Barbarossa, Khaireddin genannt, der, 1467 geboren, unter Soliman der Schrecken des Mittelmeers war. Ein mit Besuchern gefülltes Caffeehaus liegt am Rande des Wassers, ein Wald von Pfahlwerk davor; der Hafen wimmelt von Barken und Nachen, das Ufer von Menschen, Häuser und Gärten schmücken die Thäler, üppiges Grün die Hügel. Doch sieht der Ort nicht mehr wie eine Vorstadt Konstantinopels aus, er zeigt schon ganz die eigenthümliche, unvergeßliche Anmuth und Heiterkeit der Bosporusdörfer. Die Formen sind kleiner, das Grün dichter, die Farben kühner. Diese Dörfer scheinen — ein großes Nest lachender Häuser — zwischen Himmel und Erde zu schweben, sie scheinen nur eine Stadt der Liebenden oder Dichter zu sein, bestimmt, so lange wie die Leidenschaft, die Begeisterung zu dauern, die sie in einer herrlichen Sommernacht im Spiel erbaute. Kaum richtete sich unser

Auge auf Beschiktasch — da ist es schon fern, und wir fahren vorüber an dem Palast Tschiraghan oder vielmehr an vielen Schlössern aus weißem Marmor, einfach und prächtig, mit Säulenreihen verziert, mit Terrassen und Balcons gekrönt, auf denen sich, ein lebendiger Kranz, die unzähligen Vögel des Bosporus niederlassen, deren schneeweißes Gefieder einen lieblichen Gegensatz zu dem dunklen Laub der Höhen bildet. Aber hier beginnt uns das ärgerliche Entzücken zu quälen, daß tausend Schönheiten entfliehen, indem wir eine einzige bewundern.

Während wir Beschiktasch und Tschiraghan anstaunen, gleitet das asiatische Ufer mit seinen reizenden Dörfern vorüber, die wir wie Edelsteine kaufen und mit uns nehmen möchten. Vorüber flieht Kusghundschuk in alle Tinten des Regenbogens getaucht, mit seinem kleinen Hafen, wohin der Sage nach Io sich als Kuh rettete, von den Bremsenstichen Junos verfolgt, vorüber Stawros mit einer schönen, durch zwei Minarets gekrönten Moschee; es entschwindet der Kaiserliche Palast Bejler-Bej mit seinen kegelförmigen Dächern und seinen gelben oder grauen Mauern, geheimnißvoll, sonderbar wie ein Prinzessinnenkloster aussehend, dann das gleichnamige Dorf mit seinem Spiegelbild im Wasser, hinter dem sich der Berg Bulghurlu erhebt; viele kleine Ortschaften, immer zu Füßen grüner Höhen und durch die üppigste Vegetation halb erstickt, sind untereinander verbunden durch eine reiche Guirlande von Villen, Häusern, Baumalleen, die sich am Ufer entlang ziehen, oder von der Höhe

zum Meer senken, zwischen zahllosen Obstgärten und kleinen Wiesen, alle in Form eines Schachbrettes oder Terrassen die mannigfachsten Abstufungen saftigen Grüns zeigend.

Wenn man also mit automatischer Regelmäßigkeit den Kopf bald rechts, bald links wendet, muß man doch zufrieden sein, Alles nur im Fluge zu schauen. Bald nach Tschiraghan folgt auf dem europäischen Ufer das große Dorf Ortakjöi, welches die weithin leuchtende Kuppel einer Moschee der Sultanin Valide, der Mutter von Abdul-Aziz, zeigt, während sich auf dem Gipfel des überragenden Hügels die weißen, leichten Wände des Kaiserlichen Kiosk der Sultanin Stella erheben. In Ortakjoi wohnen viele armenische, griechische und französische Bankiers. In diesem Augenblick landete dort ein Dampfer, nach Konstantinopel bestimmt, und eine dichtgedrängte Menge wartete auf dem Steg des Einschiffens. Da waren türkische und fränkische Damen, Officiere, Mönche, Eunuchen, Stutzer, da sah man durcheinander die verschiedenartigsten Kopfbedeckungen: Feze, Cylinderhüte, Turbane, Damenhütchen, wallende Schleier, das ganze bunte Schauspiel, das uns, besonders Abends, an zwanzig verschiedenen Stationen des Bosporus unterhalten kann. Grade gegenüber liegt das Dorf Tschengelkjöi „der Anker", so genannt von einem alten, eisernen Anker, den Mohammed II. an jenem Ufer fand, und über demselben erhebt sich ein weißer Kiosk traurigen Angedenkens, denn voll wüthenden Neides befahl dort Murad IV., alle fröhlichen Leute zu tödten, die er auf den Feldern singen hörte. Auf

dem europäischen Ufer sehen wir den anmuthigen Ort und Hafen Kurutscheschme, das antike Anaplus, wo Medea, als sie mit Jason das Schiff verließ, den berühmten Lorbeer pflanzte, und uns dann wieder nach Asien wendend, finden wir die lachenden Dörfer Vanikjöi und Kuleli, die sich längs des Ufers hinziehen, zu beiden Seiten von mächtigen, königlichen Schlössern gleichenden Casernen geschützt. Dahinter ragt ein mit einem Park gekrönter Hügel, auf dessen Gipfel Bäume halb den Kiosk verdecken, wo in einem kleinen Thurm Soliman der Große drei Jahre lebte, sich den Spionen und Henkern seines Vaters Selim zu entziehen. Während wir das Gebäude im Dickicht noch mit dem Auge suchen, eilt das Schiff an Arnautkjöi vorüber, dem jetzt von Griechen bewohnten Ort der Albanesen, das sich am europäischen Ufer in Form eines Halbmondes um eine kleine Bucht legt, in der zahllose weiße Segel schwimmen.

Aber wie wäre es möglich, Alles zu sehen! Ein Dorf raubt uns das andere, eine schöne Moschee zieht uns von einer reizenden Landschaft ab, und während wir Häfen und Ortschaften betrachten, entschwinden uns glänzende Paläste von Vezieren, großen Eunuchen, Sultaninnen, gelbe, blaue, purpurrothe Häuser in Cypressen-, Lorbeer- oder Orangenhainen, deren blumengeschmückte, mit Epheu und Lianen umwachsene Terrassen auf dem Wasser zu schwimmen scheinen; Gebäude mit korinthischen Säulenhallen von weißem Marmor, Villen im Schweizer Styl, japanesische Häuschen, kleine maurische Schlößchen, türkische Kioske,

deren drei Stockwerke das eine über das andere vorragen, deren vergitterte Balkone über dem azurblauen Spiegel des Bosporus hängen, deren Terrassen und kleine Gärten das Wasser umspült; leichte, vergängliche Gebäude, die ein Bild von dem schnellen Glückswechsel im Leben ihrer Bewohner bieten: den Triumph einer jugendlichen Schönheit, den Erfolg einer gelungenen Intrigue, ein hohes Amt, das morgen dem Stolzen nicht mehr gehören wird, Ruhm, der im Exil endet, Reichthum, der schnell schwindet, eine auf Sand gegründete Größe. An beiden Ufern ist keine Stelle unbebaut, und wir fahren eigentlich auf einem Canal grande eines unabsehbaren ländlichen Venedigs. Die sich über einander erhebenden Villen, Paläste, Kioske sind alle so aufgerichtet, daß sie uns die Fronte zuwenden, und sich also die hinteren Gebäude auf die Dächer der vorderen zu stützen scheinen. Zwischen ihnen aber und so weit das Auge reicht, prangt Alles im herrlichsten Grün der Eichen, Platanen, Ahorn-, Feigenbäume, Pinien. Fontainen plätschern darunter und aus den vielfach schattirten grünen Lauben glänzen Kuppeln von Turbes und einsamen Moscheen.

Wenn wir uns Konstantinopel noch wieder zuwenden, sehen wir die verschwommenen Linien des Serailhügels und die mächtige Kuppel der St. Sofia sich dunkel von dem goldumsäumten, klaren Himmel abheben. Dann blicken wir um uns, — Alles hat sich verändert. Wir glauben auf einem See zu sein, denn zur Linken und zur Rechten öffnen sich Buchten. Auf der europäischen Seite umschließt eine solche

im Halbkreis das schöne griechische Städtchen Bebek — was „Puppe“ bedeutet; ein Theil desselben verliert sich in dichtem Grün eines kleinen Thales, der andere erklimmt die Abhänge eines mit Eichen bewachsenen Hügels, dessen Gipfel ein berühmtes Echo hat, das den Hufschlag eines einzelnen Pferdes mit dem Getrappel einer ganzen Schwadron beantwortet. Es ist eine Landschaft, anmuthig und lachend genug, der Laune einer Königin zu genügen, aber doch vergißt man ihre Schönheit, sowie man sich der anderen Seite zuwendet, denn dort haben wir den Anblick eines irdischen Paradieses. Auf weiter Landzunge ruht das Dorf Kandilli wie ein holländischer Ort aus Häusern in bunter Farbe bestehend, zwischen denen schneeweiß die Moschee schimmert; dahinter steht ein blühender Hügel, Kuleli oder der Kanonenberg, von dessen zinnengekröntem Thurm ein Wächter die Feuersbrünste auf beiden Ufern erspäht. Rechts von Kandilli, nahe bei einander, öffnet sich nach dem Wasser das Thal Göksu („das blaue Wasser“) und etwas südlicher ein zweites kleineres: Kütschück Göksu, zwischen denen sich die entzückende Aue der „asiatischen süßen Wasser“ ausbreitet, von Sykomoren, Eichen, Platanen beschattet und beherrscht von dem sehr reichen Kiosk der Mutter des Abdul Medschid, der ganz im Style des Palastes Dolmabagtsche gezeichnet und gemeißelt ist und von Rosengärten umkränzt wird. Jenseits des „großen Blauwassers“ sehen wir noch die hundert Farben des Dorfes Anadoli-Hissar leuchten vom Abhange einer Höhe, welche die schlanken Thürme des

Castells Bajazid zeigt, dem am andern Ufer das Castell Mohammed's II. gegenübersteht.

Die ganze Fläche des Bosporus, so weit wir dieselbe übersahen, war in diesem Augenblick voll Leben. Hunderte von Nachen glitten in der europäischen Bucht über das kaum bewegte Wasser, Segel- und Dampfschiffe eilten dem Bebeker Hafen zu, türkische Fischer warfen ihre Netze aus von ihren luftigen Käfigen, welche hohe, kreuzweise gelegte Balken auf dem Wasser halten; von einem Dampfer ergoß sich an die Landungstreppe der europäischen Stadt eine gedrängte Menge griechischer Mädchen, Schüler, Zöglinge der amerikanischen protestantischen Schule, überall ein buntes Gewimmel der verschiedenartigsten Menschen. An der andern Seite konnten wir mit dem Fernrohr türkische Frauen unterscheiden, die unter den Bäumen spazierten, oder in Gruppen zusammen saßen, während mit Baldachinen versehene Nachen am Ufer entlang fuhren. Es schien ein Fest so voll arkadischen Glückes gefeiert zu werden, daß man Sehnsucht empfand, vom Schiff zu springen, schwimmend das Ufer zu erreichen und dort auszurufen: „Komme, was da wolle, ich gehe nicht von hier! Hier will ich sterben und leben in dieser muselmännischen Seligkeit!"

Alle jene Phantasien entschwinden mit einem neuen Wechsel der Scene. Wie der Bosporus sich nun gerade vor uns erstreckt, erweckt er eine Erinnerung an den Rhein, an einen verschönerten Rhein, in die glühenden Farben des Orients getaucht. Links unterbricht ein Friedhof in einem

Cypressen- und Pinienhain die stete Folge der Häuser, und plötzlich streben an dem Abhange des kleinen felsigen Hermajon-Berges die großen Thürme von Rumili-Hissar, des europäischen Castells, empor, von den Ueberresten zinnengekrönter Mauern und kleinerer Thürme umgeben, die in malerischer Unordnung als Ruinen sich bis zum Ufer hinabziehen. Mohammed II. erbaute dies berühmte Castell ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels trotz der wiederholten Vorstellungen Constantin's, dessen Gesandte, wie ja Jedermann weiß, mit dem Tode bedroht zurückgeschickt wurden. Hier ist die Stelle, wo die Strömung (daher von den Griechen „große", von den Türken „höllische" Strömung genannt) am reißendsten, der Bosporus am schmalsten ist, denn die Entfernung zwischen beiden Ufern beträgt nur fünfhundert Meter. Hier errichtete einst Mandrokles die berühmte Schiffsbrücke, über welche siebenhundert tausend persische Soldaten zogen, und hier, heißt es, passirten auch die zurückkehrenden Zehntausend. Aber keine Spur ist geblieben weder von den Säulen des Mandrokles zum Andenken an den Uebergang, mit den Namen aller Völkerschaften, die an den Kriegen sich betheiligten, errichtet, noch von dem in den Felsen gehauenen Thron, von wo der persische Herrscher dem Uebergang seiner Legionen zuschaute. Ein kleines türkisches Dorf lehnt sich lachend an den Schutz der Castells während das asiatische Ufer sich immer grüner und heiterer zeigt. In beständiger Folge reihen sich Schiffer- und Gärtnerhäuschen, entzückende Thäler, mit üppigster Vege-

tation ausgefüllte Schluchten, einsame Meerbusen, über die sich vom Ufer gigantische Zweige hoher Bäume weit ausstrecken, unter denen langsam die weißen Segel der Fischerböte dahin gleiten; blumige Wiesen, die sich in sanfter Neigung bis zum Rande des Wassers senken, ganz mit Epheu umsponnene Klippen, Kirchhöfe, die weiß von der Höhe senkrecht abfallender Felsen schimmern. Plötzlich zeigt sich an diesem asiatischen Ufer das ganz in Korallenroth gekleidete Dorf Kanlidsche auf schroffem Vorgebirge, wogegen sich tosend die Meereswellen brechen, von einer schönen Moschee gekrönt, deren wie Schnee leuchtende Minarets aus schattigen, dunklen Cypressen sich wirkungsvoll abheben. Von hier an windet sich eine blüthenreiche Guirlande künstlich angelegter und stylvoller Villen, unter denen sich der zauberische Palast des Diplomaten und Dichters Fuad Pascha, der, sinnlich und zart zugleich, der osmanische Lamartine genannt ward, auszeichnet. Etwas früher schon sahen wir an der europäischen Seite den lieblichen Ort Balta-Liman an der Mündung einer Schlucht, durch welche ein Flüßchen seine Vereinigung mit dem Meere sucht, darüber ein reich mit Lusthäusern gezierter Hügel, unter denen der Sommerpalast des früheren Ministers Reschid Pascha hervorragt, und weiterhin eine Pinien-umkränzte Bucht, deren Wasser eine einsame Moschee umspülen.

Zuweilen nähert sich unser Fahrzeug der einen oder der anderen Küste mehr, und dann können wir tausend Einzelheiten der weiten Landschaft bewundern. Hier die

offene Vorhalle des Selamlik eines reichen türkischen Hauses, wo auf einem Divan ruhend ein Vornehmer behaglich raucht; dort einen Eunuchen, der zwei Verschleierten in einen Kahn zu steigen behülflich ist; dann einen kleinen, von Hecken umschlossenen Garten, durch eine einzige Platane beschattet, an deren Stamm gelehnt mit gekreuzten Beinen ein alter weißbärtiger Türke sitzt, wahrscheinlich über den Koran nachdenkend; nun ganze Familien auf den Terrassen, Schaf- und Ziegenheerden auf den hochgelegenen Weiden, am Ufer entlang galoppirende Reiter, Karavanen von Kameelen, die auf den Höhen dahinziehend, ihre seltsamen Umrisse am klaren Himmel abzeichnen.

Jetzt erweitert sich der Bosporus, wir sind wieder auf weitem See zwischen zwei Buchten. Links liegt das griechische Städtchen Stenia, im Alterthum Sosthenion, wo einst die Argonauten der Sage nach einen Tempel und eine geflügelte Statue errichteten zu Ehren des Schutzgeistes, der ihnen den Sieg verliehen hatte im Kampf gegen Amykus, den Fürsten der Bebryken. Dank einer leichten Wendung unseres Schiffes nach Europa sehen wir deutlich die Gebäude am Ufer, Caffeehäuser, Villen, das in den Hafen mündende Thal, den sich von der Höhe stürzenden Wasserfall, einen berühmten maurischen Brunnen aus reinem, weißem Marmor unter einer Gruppe mächtiger Ahornbäume, wo Fischer ihre Netze ausspannen und griechische Mädchen kommen und gehen, die Amphora auf dem schön geformten Kopf. Gegenüber an der asiatischen Bucht blickt verstohlen hinter Bäumen Tschibukly hervor,

wo das bekannte Kloster der Schlaflosen stand, die ohne Unterbrechung Tag und Nacht beteten und sangen. Die beiden Ufer des Bosporus sind voll von Erinnerungen an diese Anachoreten und Klostermönche des fünften Jahrhunderts, die über Höhen wanderten mit Kreuzen und Ketten beladen, von härenen Gewändern und eisernen Halskragen gepeinigt, die Wochen und Monate lang unbeweglich auf einer Säule oder einem Baum standen, vor denen knieend, fastend, betend und an die Brüste schlagend, Soldaten, vornehme Beamte, Priester, Hirten Segen und Rath wie von Gott erflehten. Der Bosporus aber hat den eigenthümlichen Zauber, die Gedanken des Reisenden, der zum ersten Mal seine Wasser befährt, unwiderstehlich von der Vergangenheit der Gegenwart zuzuwenden; die größten, die schönsten, die traurigsten Erinnerungen, welche Geschichte und Legende dieser Gegenden haben können, werden verdunkelt, beherrscht und gleichsam begraben unter dieser wunderbar üppigen Vegetation, diesem Glanze festlicher Farben, dieser überquellenden Lebensfülle, dieser mächtigen, stolzen Jugendlichkeit der lächelnden, strahlenden Natur. Man muß sich erst zu dem Glauben zwingen, daß auf diesem Gewässer, inmitten dieser zauberhaften Landschaft, die Flotten von Bulgaren, Herulern, Gothen, Byzantinern, Russen, Türken wüthend aufeinander stießen, zum gegenseitigen Morden und Brennen. Selbst die Kastelle auf den Höhen erwecken nicht das Gefühl poetischen Schreckens in uns, das ähnliche Ruinen an anderen Oertern einflößen; sie gleichen

mehr künstlichen Dekorationen der Landschaft als wirklichen Kriegsmonumenten, die einst Verderben und Tod hinabsandten. Ueber der ganzen Landschaft breitet sich ein Hauch schmachtender Lieblichkeit und Zartheit aus, der nur heitere Gedanken und Sehnsucht nach stillem Frieden hervorruft.

Von Stenia, von wo an sich das Wasser immer mehr erweitert, erreicht das Schiff in wenigen Minuten einen Punkt, der uns die großartigste aller bisher gehabten Aussichten darbietet. Wenden wir uns nach Europa, liegt die armenisch-griechische Stadt Jenikjöi vor uns, am Abhange eines mit Weingärten und Pinienwäldern überwachsenen Hügels und dehnt sich weit an dem felsigen Ufer aus, von der schäumenden und tosenden Brandung bespült. Die stille Bucht Kalender bildet etwas entfernter einen reizenden Gegensatz; Landhäuser umgeben dieselbe und aus einem Blumen- und Laubkranze blicken die luftig zarten Terrassen eines Kaiserlichen Kiosk hervor. Wenn wir rückwärts schauen, bemerken wir, wie das asiatische Ufer sich gleich einem Bogen krümmt und zugleich ein wunderbares Amphitheater von Hügeln, Ortschaften, Häfen bildet. Da ruhen, immer halb im Grün versteckt: Indschirkjöi — das Feigendorf — Sultanije und das große Dorf Beikos, das, unter hohen Nußbäumen hervorlugend, sich im schönsten Golf des Bosporus spiegelt, die antike Bucht, wo der König der Bebryken von Pollux besiegt wurde, wo einst auch, wie es heißt, der wunderbare Lorbeer wuchs, der den Unglücklichen wahnsinnig machte, welcher seine Blätter berührte. Ein

anderes Städtchen in etwas größerer Entfernung scheint nur ein mächtiger Strauß gelber und rother Blumen auf einem weiten grünen Teppich zu sein.

Dies Alles aber ist nur die schwache Skizze des großen Bildes. Man muß sich, um ein Verständniß für dasselbe zu haben, die unsagbar anmuthigen Formen der Hügel denken, die man mit den Händen liebkosen möchte, die zahllosen ungenannten Dorfschaften, die der Kunstsinn eines Malers als Dekoration geordnet zu haben scheint, die farbenreiche, wechselnde Vegetation aller Zonen, die Architektur aller Länder, die mit Gärten geschmückten Terrassen, die Cascaden, die tiefen Schatten, die glänzenden Moscheen, die weißen Segel auf dem azurblauen Wasser, den rosig angehauchten Abendhimmel.

Und doch! Trotz alledem überkam auch mich allmälig das Gefühl der Uebersättigung, das fast alle Reisenden auf dem Bosporus zuletzt empfinden. Man wird jener weichen Linien, jener lachenden Farben müde, und der Gedanke schlummert ein in dieser Monotonie der Lieblichkeit und Anmuth. Man sehnt sich danach, an jenem schönen Ufer plötzlich einmal einen mißgestalteten, großartigen Felsblock oder eine einsam traurige Küste zu sehen, übersäet mit den Trümmern eines Schiffbruches. Um den Geist zu zerstreuen, giebt es dann kein besseres Mittel, als auf das Wasser selbst zu blicken, denn der Bosporus gleicht einem einzigen riesigen Hafen. Stolze Panzerschiffe der türkischen Flotten gleiten an uns vorüber neben den Handelsschiffen aller Länder mit

verschiedenfarbigen Segeln, den Bug seltsam verziert, das Deck voll fremdartig erscheinender Menschen; Fahrzeuge antiker Form von den asiatischen Häfen des Schwarzen Meeres begegnen sich mit den eleganten Corvetten der Gesandtschaften; schnell wie ein Pfeil fliegen Segelbarken vornehmer Herren vorüber, die unter den Zurufen zahlloser Zuschauer an beiden Ufern Wettfahrten anstellen; Böte jeglicher Gestalt ankern an den Landungsbrücken der beiden Continente; an Tauen gezogene Flöße gleiten langsam weiter zwischen schwerbeladenen Barken, Fischerkähnen, vergoldeten Gondeln, Dampfern von Konstantinopel, die hin und her im Zickzack nach den verschiedenen Stationen eilen.

Und auch unser Schiff, meinen wir, verfolgt einen sich windenden Pfad, so scheint sich die Scene zu wenden: Vorgebirge verändern ihren Platz, Hügel ihre Form, Dörfer verbergen sich und erscheinen in neuer Gestalt; vor und hinter uns schließt sich bald der Bosporus wie ein Landsee, bald öffnet er sich, uns eine lange Reihe entfernter Höhen zu offenbaren; dann wieder umgeben uns kleine Berge von allen Seiten, wir ruhen in einer grünen Muschel und begreifen nicht, wie wir aus derselben heraus können; doch kaum haben wir zehn Worte mit einem Nachbar gewechselt — da ist die Muschel verschwunden, und wir staunen über neue Häfen, neue Städte, neue Höhen.

Wir sind in der Bucht von Therapia, im Alterthum Pharmakia von dem Gift der Medea genannt, und der von Hunkjar-Skelessi, „Kaisers Skala", wo 1833 der berühmte

Vertrag unterzeichnet wurde, der die Dardanellen fremden Flotten schloß, und haben somit die vorletzte Stufe der Schönheit des Bosporus erreicht. Therapia ist nach Bujukdere die entzückendste Stadt seiner Ufer, und das Thal hinter der Bucht Hunkjar-Skelessi ist das grünste, lieblichste, poetischste Thal zwischen dem Schwarzen und dem Marmarameer. Therapia erstreckt sich theilweise am Ufer entlang zu Füßen der schützenden Höhe, theilweise um eine tiefe Bai, die einen Hafen bildet, in den das Thal Krio-nero mündet, das einem dritten Theil der Häuser zum lauschigen Versteck dient. Den Strand bedecken malerische Caffeehäuser, theilweise über das Wasser hinaus gebaut, vornehme Hotels, prächtige Villen unter hohen, die Brunnen und Plätze beschattenden Bäumen; jenseits derselben erheben sich Sommerresidenzen der französischen, englischen und italienischen Gesandtschaften, über diesen ein Kaiserliches Lustschloß, und überall, ringsumher Terrassen über Terrassen, Gärten über Gärten, Villen über Villen, Gehölze über Gehölze; dabei wimmelt Alles, die Cafés, der Hafen, der Strand, die Fußpfade des Hügels von buntgekleideten Menschen wie in einer kleinen Hauptstadt an einem Festtage. Auf der asiatischen Seite dagegen herrscht friedliche Stille. Das kleine Dorf Hunkjar-Skelessi, ein Lieblings-Aufenthalt reicher Armenier, ruht unter Cypressenhainen an einer kleinen Bucht, über die wenige Barken verstohlen fortgleiten; einsam ragt über demselben der prachtvolle Kiosk des Abdul-Aziz, hinter dem sich in einer unsagbaren Pracht tropischen

Pflanzenwuchses das Lieblingsthal der Sultane voll von Mysterien und Träumen verbirgt.

Doch alle diese Schönheit erscheint unbedeutend, wenn, eine Meile weiter, das Schiff den Golf Bujukdere erreicht. Hier ist die größte Majestät und zugleich die höchste Anmuth des Bosporus. Wer, ermüdet durch die vielen gesehenen Herrlichkeiten, schon seinen Namen unehrerbietig ausgesprochen hatte, hier entblößt er sein Haupt und erfleht Verzeihung. Wir sind von solcher Fülle der Wunder umgeben, daß wir vorne auf dem Schiffe wie Derwische kreisen möchten, um auf diesem weiten See zu gleicher Zeit alle Ufer und alle Hügel zu sehen.

An der europäischen Küste um einen tiefen Golf, in dem in sanften Schwingungen die Strömung dahinstirbt, an einem mit unzähligen Villen übersäeten Berge dehnt sich die Stadt Bujukdere aus, weit und farbenreich, ein riesiges Blumenbeet, alle Paläste, Kioske, Lusthäuser mit grünen Kränzen umschlungen, deren Ranken scheinbar aus Dächern und Mauern hervorwachsen, Straßen und Plätze überwuchern. Die Stadt zieht sich bis zu einer Bai hinab, die gleichsam einen Golf im Golf bildet, den die Ortschaft Kefelikjoi umfaßt. Hinter diesem liegt ein grünes Wiesenthal mit weißschimmernden Häuschen, durch das man die große Wasserleitung des Mahmud und den Wald von Belgrad erreicht. In diesem Thal lagerte, nach der Tradition, 1096 das Heer der ersten Kreuzfahrer, und eine der sieben gigantischen Platanen, denen der Ort seinen Ruhm verdankt,

heißt Gottfried von Bouillon. Jenseits Kefelikjoi öffnet sich ein zweiter Golf, um den wieder weiße Häuser unter dunklen Cypressen stehen, und entfernter sieht man noch Therapia zu Füßen seiner tiefgrünen Höhe.

Nun wendet sich das Auge nach Asien —: wir stoßen einen Ruf der Ueberraschung aus. Wir sind vor dem höchsten Berge des Bosporus angelangt, dem Riesen, an dem sich die weit berühmte Grabstätte befindet, die nach drei Legenden verschieden bezeichnet wird, als die des wilden Königs Amykus, als das Bett des Herkules, als das Grab Josuas, des Richters der Juden. Der Letztere gilt den Türken als Heiliger; zwei Derwische bewachen daher sein Grab, und kranke Muselmänner wallfahrten dahin, alte Lumpen ihrer Kleider dort aufzuhängen. Die baumgekrönten, blumigen Abhänge fallen nach dem Ufer hin ab, an dem sich zwischen zwei grünenden Vorgebirgen die schöne Bucht Umur Jeri öffnet, in der sich die hundertfarbigen Häuschen eines türkischen Dorfes spiegeln, während einzelne Villen und Hütten gleich verstreuten Blumen überall auf den Wiesen und den nahen Höhen liegen. Das herrliche Schauspiel aber umfaßt nicht nur diesen Kreis. Gerade vor uns erglänzt das Schwarze Meer, und wie wir uns nach Konstantinopel zurückwenden, sehen wir noch jenseits Therapia in bläulicher Ferne die Busen von Kalender, Indschirkjöi, Jenikjöi, die mehr geträumten Einblicken in ferne Welten als wirklichen Landschaftsbildern gleichen.

Die Sonne sinkt, das europäische Gestade hüllt sich

in graue, dunkle Schatten, die asiatische Küste schimmert noch im goldenen Licht, das Wasser leuchtet, unzählige Barken führen von Konstantinopel Ehemänner und Geliebte dem europäischen Ufer zu, von den Villen fahren denselben Nachen mit Frauen und Kindern entgegen, aus den Caffeehäusern von Bujukdere treffen unser Ohr einzelne Klänge von Musik und Liedern, Adler umkreisen den Giganten, weiße Vögel flattern am Rande der See, Möven streifen das Wasser mit ihren spitzen Flügeln, Delphine umschwimmen unser Fahrzeug, ein frischer Wind vom Schwarzen Meer weht uns ins Antlitz. Wo sind wir? Wohin gehen wir? Das ist ein Moment berauschender Illusion, in dem sich Alles, was wir seit zwei Stunden an beiden Küsten des Bosporus sahen, in unserem Geist zu dem Bilde einer einzigen wunderbaren Stadt verschmilzt, die, zehn Mal größer als Konstantinopel, von Völkern der ganzen Erde bewohnt wird, über die Gott als über sein Lieblingskind ein Füllhorn der Wonne ausschüttete, einer Stadt, die ein beständiges Fest feiert, das uns neidische Trauer einflößt.

Und dies ist der letzte Blick. Das Schiff verläßt den Golf Bujukdere. Links liegt das Dorf Sarijeri, von Friedhöfen umfaßt, bei dem alten Vorgebirge Simas, der Stelle, wo sich einst der Tempel der Aphrodite Pandemos erhob, die den Gegenstand eines besonderen Cultus griechischer Seefahrer bildete; weiter zeigt sich Jeni Mahalle, dann die Veste Telli-Tabia, gegenüber einem zweiten Fort, das zu Füßen des Giganten ruht. Das darauf folgende Kastell:

Rumili-Kawak hebt seine ernsten Contouren vom rosigen Himmel in der Abenddämmerung ab. Vom asiatischen Ufer grüßt ein anderes Kastell zu ihm hinüber, die Höhe krönend, auf der einst der Tempel der zwölf Götter stand, gegenüber demjenigen des Zeus Urios (Herr der günstigen Winde), der, von dem Chalcedoniern gegründet, durch Justinian in eine dem Erzengel Michael geheiligte Kirche verwandelt wurde. An dieser Stelle verengt sich der Bosporus zum letzten Mal zwischen den äußersten Strebepfeilern der Berge Bithyniens und der letzten Höhe der Hämus-Kette, ein Punkt, der immer als die erste Pforte betrachtet wird, um sich gegen die Einfälle des Nordens zu vertheidigen und deshalb ein Schauplatz hartnäckiger Kämpfe zwischen Byzantinern und Barbaren, zwischen Venetianern und Genuesern geworden ist. Zwei genuesische Kastelle, einander gegenüberliegend und früher durch eine eiserne Kette verbunden, welche den Canal schloß, zeigen noch die Trümmer ihrer Thürme und Mauern.

Von diesem Punkte ab wendet sich der Bosporus ganz gerade, allmälig immer breiter werdend, dem Meere zu. Die beiden Ufer sind hoch und steil wie mächtige Wälle, und nur zuweilen sehen wir eine Gruppe elender Häuser, einen einsamen Thurm, eine Klosterruine, einige Spuren früherer Dämme und Molen. Nach einer langen Fahrt erblicken wir noch auf der Europaseite den Lichtschimmer vom Dorfe Bujukliman, von der Asiens leuchten Laternen aus einer Festung, die das Cap Filburnu, d. h. Elephantenvorgebirge, beherrscht, dann haben wir noch zur Linken die

felsige Masse des antiken Gypopolis, wohin die Mythe den Palast jenes Phineus versetzt, den die Harpyen peinigten, und zur Rechten die Festung des Cap Poiras, das uns wie ein riesiger, dunkler Flecken am grauen Himmel vorkommt. Hier sind die Küsten sehr entfernt von einander, die Nacht senkt sich hernieder, der Seewind pfeift zwischen dem Tauwerk des Schiffes, und das traurige mare cimmerium dehnt seinen unendlichen, schwarzen, unruhig wogenden Horizont vor uns aus.

Aber die Gedanken, nun nicht mehr überwältigt durch die Schönheiten der Natur, können sich noch nicht von den erinnerungs- und poesiereichen Ufern lösen; sie eilen links, um zu Füßen des kleinen Balkan den Thurm des verbannten Ovid, die wunderbare Mauer des Anastasius zu suchen, und streifen rechts über weites, vulkanisches Terrain durch Wälder, in denen Eber und Schakale hausen, zwischen den Hütten eines wilden Volkes, und wir meinen es dicht gedrängt auf den Höhen zu sehen, uns eine unglückliche Reise an den „fera litora Ponti" wünschend. Wie zwei glühende Cyklopenaugen, die als Wache an der bezauberten Meerenge stehen, unterbrechen zum letzten Mal zwei leuchtende Punkte die Dunkelheit: rechts der Leuchtthurm von Asien Anaduli-Fener, links Rumeli-Fener, unter dem die mythischen Symplegaden, jene Basaltfelsen, die hin und her wankten, bis sie nach der Durchfahrt der Argonauten still standen, noch unbestimmt im tiefen Schatten der Küste ihre gequälten Profile zeigen.

Dann sind die Küsten Europas und Asiens nichts wie schwarze Streifen und endlich: „quocumque adspicias, nihil est nisi pontus et aer", wie der arme Ovid sang.

Ich jedoch schaue immer mein Konstantinopel hinter den verschwundenen dunklen Ufern, ich schaue es größer und glänzender, als ich es jemals von der Brücke Valide und den Höhen Skutaris geschaut; ich spreche mit ihm, ich grüße es und bete es an, als die letzte, die theuerste Vision meiner untersinkenden Jugend. Aber plötzlich netzt mir eine Fluth salzigen Wassers das Gesicht und wirft meinen Hut vom Kopf — ich erwache — ich blicke um mich. Das Vorderdeck ist leer, der Himmel nebelig; ein scharfer Herbstwind läßt mich erschauern; mein guter Yunk, von der Seekrankheit gepeinigt, hat mich verlassen; ich höre nur das Klirren der Laternen, das Knarren des schnellen Schiffes, welches, von den Wellen geschaukelt, in der Dunkelheit der Nacht dahinfliegt — — mein schöner orientalischer Traum ist zu Ende.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

10. Die Türkinnen. Eine Ueberraschung für den Fremden. Schleier und Mäntelchen. Ihre Schönheit. Wie sie sich benehmen. Ihre Freiheit. Bei den „süßen Wassern". Liebessprache. Kleidung im Harem. Gemächer. Trennung der Geschlechter. Eheliches Leben. Ungerechtigkeit der Polygamie. Privilegien. Charakter der Türkinnen. Haltung und Grazie. Langeweile. Verschiedene Harems. Interessen und Intriguen. Kleine Skandalchronik. Untreue. In den Bädern. Freundlichkeit gegen fränkische Damen. Abnahme der Polygamie . . 3

11. Janghen Var. Verruchte Neugierde des Autors. In Morgendämmerung auf der Brücke. Die Spritzenleute. Das letzte große Feuer. Schilderung desselben. Am folgenden Tage. Feuersgefahr in Konstantinopel. Die purpurroth gekleidete Odaliske 56

12. Die Mauern. Warum ich allein ging. Eindruck des ersten Anblicks. Die wunderbaren Ruinen. Das Hauptquartier des Sultans im Jahre 1453. Der Kampf und der Sieg. Weitere Wanderung. Begeisterung und Phantasien. Auf dem Friedhof. Die Legende von den Fischen. Das siebenthürmige Schloß. Ausruhen auf einem Stein. Ermüdung. Endlich Ankunft in Galata 80

13. Der alte Serail. Warum er unser Interesse anzieht. Lage der alten Residenz. Wie dieselbe einst aussah. Vor dem Hauptthor. Im ersten Vorhof. Wer hier vorüberging und was man dort Alles sehen konnte. Das Thor des Heils. Im Divan. Das Thor der Glückseligkeit. Janitscharen-Empörungen. Die Zauberstadt. Der Thronsaal. Die Schatzkammer. Der traurige Vogelkäfig. Von verschiedenen Gebäuden. Der Harem. Leben in demselben an einem Frühlingstage. Intriguen und Klatschereien. Schreckliche Nächte. Eine Vision des Autors. Kioske. Die Nacht 112

14. Die letzten Tage. Moscheen. Cisternen. Skutari. Der Palast Tschiraghan. Ejub. Das Janitscharen-Museum. Die Turbes. Die Derwische. Die Aussicht. Abschiedsstimmung 171

15. Die Türken. Die abgeschlossene Ruhe ihrer Manieren. Aeußere Erscheinung. Der „Kief". Was der Türke nicht begreift. Warum er den Europäer verachtet. Was er „Civilisation" nennt. Charaktereigenschaften. Unterhaltung. Er bleibt was er ist 200

16. Der Bosporus. Abschiedsgruß. Die Schönheit des Bosporus. Ortschaften an beiden Ufern. Leben und Getreibe an den Landungsplätzen. Geschichtliche und mythische Erinnerungen. Uebersättigung. Die Menge der verschiedenen Fahrzeuge. Der höchste Grad der Schönheit. Nähe des Meeres. Erwachen aus herrlichem Traum . . 217

Druck von Adler's Erben in Rostock.

sicht ein Räthsel, t aber antwortet nicht, der
Mund verräth ke des Herzens. Es ist gar
nicht zu sagen, eines Fremden sich durch
diese stummen Zü Wesen, diese Gleichförmig-
keit statuenhafter H arren, nichtssagenden Blicke,
beängstigt fühlt! uweilen laut in die Menge
rufen: „Erwacht Euch einmal! Sagt uns,
wer Ihr seid, was s Ihr mit diesen gläsernen
Augen da immer r Euch seht!“

Das Ganze daß man es kaum als
natürlich annehme n dies Auftreten entweder
für Verstellung od übergehende Wirkung einer
moralischen Krankh hte, der alle Muselmänner
Konstantinopels a Doch zeigt sich bald in
dieser Gleichförmig ren und der Haltung eine
bemerkenswerthe wischen zwei Theilen der
Bevölkerung. Die chönen und kräftigen Züge
der türkischen Rac den unteren Volksclassen
unverändert geblieb thwendigkeit oder religiösem
Gefühl die Mäßig ihrer Vorfahren bewahrt
haben. Hier sehen ige, magere Körper, wohl-
geformte Köpfe, ge ebhafte Augen, vorstehende
starke Knochen, kü te Formen. Die Türken
der höheren Classen denen seit langen Jahren
größere Verdorben ten herrscht und mehr
Mischungen mit fr orkommen, haben meistens
fette, weiche Körper glanzlose Augen, hängende